Unterricht

der

Gesunden Vernunft.

Zum

Gebrauch seiner Zuhörer

herausgegeben

von

Johann Christian Lossius,

der A. C. und der Weltweisheit ordentlichem Professor auf der Universität zu Erfurt, und der Churmainzischen Akademie nützlicher Wissenschaften Mitglied.

Erster Theil.

Gotha,

bey Carl Wilhelm Ettinger, 1777.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Dem

Hochwürdigsten Churfürsten und Herrn,

Herrn Friederich Carl Joseph

des H. Stuhls zu Mainz Erzbischoff,
des Heil. Röm. Reichs durch Germanien
Erzkanzlar und Churfürst, Bischoff
zu Worms ꝛc. ꝛc.

Meinem

gnädigsten Churfürsten und Herrn.

Hochwürdigster Erzbischoff,

Gnädigster Churfürst und Herr!

Sich dem erhabenen Endzwecke zu nähern, welchen Ew. Churfürstliche Gnaden mehr als irgend ein Fürst in Höchstdero Staaten zu erfüllen

trachten, Känntnisse, Tugend und Glückseeligkeit zu verbreiten, ist jedem Unterthan in seiner geringerem Sphäre Pflicht. Mein Amt, welches sich mit der Bildung junger Genies beschäftiget, machte diesen Vorsatz in mir lebendig, und gegenwärtiges Buch ist eine Würkung desselben, welches ich Ew. Churfürstlichen Gnaden unterthänigst zu Füßen lege.

Die Dreistigkeit, Höchstdero erhabenen Namen demselben vorzusetzen, kann nur durch diese Absicht einigermaßen entschuldiget werden, und von jener höchsten Milde, mit welcher Ew. Churfürstliche Gnaden die Opfer der Liebe und tiefster Ehrfurcht

gnädigst

gnädigst anzusehn pflegen, Vergebung hof-
fen.

Bin ich nur so glücklich, daß meine akademischen Bemühungen wegen ihrer Absicht, Höchstdero gnädigsten Schutzes nicht unwürdig befunden werden, so wird dieses nicht nur für mich neue Aufforderung seyn, meine wenigen Kräfte den Wissenschaften vollends aufzuopfern; sondern auch meine Wünsche mit den Wünschen so vieler Redlichen desto zuversichtlicher zu verdoppeln, daß die ewige Vorsehung Höchstderoselben kostbarestes Leben durch die späteste Folge von Jahren mit allen Arten der Glückseeligkeit krönen, und zum Wohl des Staats,

zur

zur Aufnahme der Tugend und zu Beförderung der Glückseeligkeit der Menschen, erhalten wolle. Mit welchem aufrichtigsten Wunsche ich ersterbe,

Hochwürdigster Erzbischoff,

Gnädigster Churfürst und Herr!

Ew. Churfürstl. Gnaden

Erfurth,
am 12. im October 1776.

unterthänigster

Johann Christian Lossius.

Unterricht der gesunden Vernunft.

Erster Abschnitt.

Von der Geschichte der Menschheit.

Erstes Kapitel.

Natürliche Geschichte des ganzen Geschlechts.

§ 1.

Das Alter des menschlichen Geschlechts ist wenig oder gar nicht von dem Alter der reifen fruchtbaren Erde unterschieden, die die Menschen bewohnen solten. Dieser Planet ist offenbar für den Menschen gemacht, der auf keinem andern besser fort-

Das Alter des menschlichen Geschlechts hängt vom Weltalter ab.

gekommen seyn würde. Wozu wäre es also gewesen, daß derselbe, nachdem er seine volle Zeitigung erlangt, als ein bloses Wohnhaus der Thiere, oder irgend eines Dämons lange von Menschen leer hätte bleiben sollen? Das Thier konnte blos sein frohes Daseyn fühlen; aber seinen Wohnplaz weder bewundern noch verachten. Und die Absicht, die der Urheber der Natur mit dem Menschen vor hatte, läßt uns vermuthen, daß das Menschengeschlecht so alt als die Erde sey.

§. 2.

Weltalter. Aber wie alt ist diese? Siehe da! die Klippe, woran fast alle alte Systeme, die den Urstoff für ewig hielten, gescheitert sind. Neuere Naturforscher *) haben aus dem Baue der Erde und aus ihrer innern Einrichtung, ihren Ursprung und ihr Alter bestimmen wollen, sind aber eben dadurch ein Beweiß geworden, daß hier eine

*) Es ist unnöthig, die Regeln der Wahrscheinlichkeit bey folgenden Fragen anzubringen: Ob die Erde, wie Leibnitz behauptete, eine Sonne war? S. *Protogaea* in den Actis Eruditor. Lipf. Jahr 1683, Seite 40. oder nach dem Whiston, ein Comet. A New Theory of the Earth. Oder nach Burnet, ein flüßiger Klumpe. Telluris theoria sacra. Oder nach Herrn von Büffon ein abgebrochnes Stück der Sonne. Historie der Natur, 1. Theil, S. 79. Auszüge von allen diesen findet man in Buffons Naturhistorie, B. 1.

eine Gränze menschlicher Vernunft sey, die einer heiligen Schöpfungsgeschichte bedurfte, um ergänzt zu werden. In dieser ist die Frage beantwortet, und auser derselben wird uns Whiston so wenig ein Gnüge thun als Ocellus von Lukanien. So lange uns die Natur keinen Blick in ihre Werkstatt verstattet, und uns nicht zusehen läßt, wenn sie ihre Producte verarbeitet; so lange wird der Schluß von der Anzahl der Schichten und Lagen in den Gebirgen, auf die Zeit, die die Natur hierzu gebraucht hat und auf das Alter der Erde immer unsicher bleiben.

§. 3.

Hang der Völker zum Alterthum.

Die ungeheuren Zahlen, wodurch einige Völker, als die Chaldäer, Egyptier und Chinesen, ihr Alter weit über das wahre Alter der Erde hinaussetzen, zeiget, daß sie hierinne einen Vorzug für andern gesucht und vielleicht die Wahrheit ihrer Religion dadurch haben unterstützen wollen. Ihre historische und hermeneutische Gewißheit wird billig in Zweifel gezogen. Und wenn dieselbe auch erwiesen werden könnte, so würde doch die Ewigkeit des Menschengeschlechts daraus keinesweges folgen *).

*) Siehe einstweilen des Erzbischoffs Pondoppidans Schrift von der Neuigkeit der Welt, und Hale Ursprung des menschlichen Geschlechts.

§. 4.

Abstammung.

Diesem widerspricht auch, nach einigen, die Bevölkerung, welche jetzt stärker ist, als ehemals, wie die Geschichte von Europa dieses beweiset. Solte die Vermehrung der Menschen in unendlichen Reihen geschehen; so würde der Unterschied in so kurzen Zeitperioden nicht so merklich seyn. Auch müßte die Erfindung und das Wachsthum der Künste und Wissenschaften, wegen der Bedürfnisse der Menschen älter seyn. Ob aber das ganze Geschlecht von einem einzigen Paare Menschen, oder von mehreren abstammen? hierin ist man nicht einig. Wenn einige die Verwandtschaft der Sprachen, als einen Beweis ansehen, daß die Menschen von einem einzigen Paare, oder von wenigen Stammältern herkommen müßten; so halten andere den Unterschied der Sprachen, der Farbe, der Haare, der Größe, der Gesichter u. s. w. nich für Würkungen des Clima, sondern für Gründe, die das Gegentheil beweisen **).

§. 5.

schlechts. Abschnitt II. H. 1. Beyträge zur Geschichte des menschlichen Verstandes und Herzens aus dem Archiv der Natur. Th. II. S. 28.

**) Vergleiche Reimarus natürl. Relig. A. 1. §. 13. und eine neuere Schrift vom Ursprung der Sprache nebst der Geschichte der Erde und des Meeres. Home Versuch einer Geschichte. Th. 1. S. 15.

§. 5.

Stand der Kindheit.

Zufrieden mit dem, daß die Welt und der Mensch da ist; kann man aus der Geschichte und aus dem Archiv der Natur diejenigen Fakta sammelen, aus welchen die Stufen seiner Vollkommenheit und des Wachsthums seiner Kräfte und Fähigkeiten zu bestimmen sind. Nackend und hülflos sendet die Natur ihn als Kind auf die Welt. Seine Bedürfnisse sind mit ihm da; aber er kann die Mittel nicht anwenden denselben abzuhelfen. Nur das Gefühl der unangenehmen Empfindungen macht ihn auf eine dunkle Art diese Bedürfnisse merklich; und so scheint die Natur ihn unter die Aufsicht des Schmerzens gegeben zu haben, damit keine Zerrüttungen in seinen thierischen Gebäude entstehen möchten, die er nicht durch Klagen, Minen, Gebehrden und Bewegungen anzeigen und Anlaß zur Weyschaffung derselben geben könte.

§. 6.

Einwürfe.

In Absicht auf die thierische Natur des Menschen dürfte es dem ersten Ansehn nach scheinen, als hätte die Natur sich grausamer gegen die Menschen, als gegen die Thiere bewiesen. Jenen stößt sie gleichsam unbekleidet und unbewafnet auf die Welt aus, giebt ihm zwar einen Körper, der mit Gelenken, Muskeln und Gliedmasen versehn ist; aber den Gebrauch seiner Organen muß er erst durch Umschweife und nach langer Zeit lernen. Sie gab ihm, nicht wie

den Thieren, einen Instinkt, der ihn für schädlichen Speisen warnen könnte, ehe er erst einige Erfahrungen gemacht hätte. Die Thiere hingegen sind theils mit Federn, theils mit Pelz, theils mit Schuppen bekleidet, und gelangen sehr geschwind zum Gebrauch ihrer Organen. Ja einige derselben sind sogar mit Waffen versehn, und kennen ohne Lehrmeister ihren Gebrauch.

§. 7.

Widerlegung. So scheint es also, als wäre der Mensch vernachläßiget worden. Allein diese Klagen verschwinden gar bald, wenn man das Gegenmittel für die Hülflosigkeit des Menschen in der Zärtlichkeit der Eltern *) wahrnimt. Wenn man die Endursache davon sieht, daß die Erfindungskraft beschäftiget seyn solte. Wenn man bedenkt, daß eben dadurch der Mensch auch viel mehrerer und viel höherer Vergnügungen fähig wird, die das Thier nicht kennet. Wenn man überlegt, was der Mensch seyn würde, der seine völlige Stärke mit auf die Welt brächte, ohne Gebrauch seines Verstandes und ohne Erziehung, daß diese vermeinten Vollkommenheiten nur Schwerder in den Hän-

den

*) Aber, wo bleibt diese Zärtlichkeit bey einigen Wilden, wie die Giagas in den innersten Afrika, die ihre Kinder gleich nach der Geburt begraben? Hiervon in den Vorlesungen. Ingleichen bey einigen Einwohnern von Uthaheite. S. Cooks Reisen. Seite 206. edit. in 4to.

den eines Rasenden seyn würden. Das Thier bedarf keiner Erziehung und keiner solchen Unterwürfigkeit wie der Mensch. Dieser aber, damit er sich nicht zu seinen Schaden von dieser Unterwürfigkeit zu frühzeitig losmachen möchte, solte seine Kräfte nicht so zeitig haben.

Anmerkung. Hieraus ist zugleich offenbar, daß die Stammeltern des menschlichen Geschlechts einer solchen Hüflosigkeit nicht haben können unterworfen gewesen seyn, mit welcher alle ihre Nachkommen gebohren wurden. Weil sonst ihr Fortkommen und das Wachsthum des menschlichen Geschlechts nicht zu begreifen wäre.

§. 8.

Spuren der Entwickelung des Menschen.

Mit dem Wachsthume seines Körpers entwickeln sich nach und nach seine Fähigkeiten. In der Regierung seiner Gliedmaßen entdecket sich das Nachahmungs- und Unterscheidungsvermögen. Aus seinen Gesichtszügen, aus seinen Thränen, Blicken, Veränderungen der Farbe, aus seinen sanften oder hitzigen, schläfrigen oder feurigen Bewegungen, lächelnden oder finsterem Gesichte, leuchten seine Neigungen und Empfindungen hervor. Und durch dieses letztere unterscheidet er sich merklich von den Thieren, an denen man diese abwechselnde Gestalt nicht wahrnimmt.

Aber diese Entwickelung geschieht nicht in gleichen Schritten. Einige kommen sehr früh, andere später, und noch andere entfernen sich durch ihr ganzes Leben nicht weit von dem Thiere, und dieses macht einen

merklichen Unterschied unter den Menschen aus.

§. 9

Ursachen dieser Verschiedenheit.

Man hat angemerkt, daß bey allen Völkern die Kinder des weiblichen Geschlechts eher zu vernünftiger Beschäftigungen reif werden, als die Kinder des männlichen Geschlechts. Welches unter andern die Ursach gewesen seyn mag, daß bey einigen die Geschäfte der Männer, ein Antheil der Frauenspersonen geblieben sind *). Die Fibern ihres Körpers sind empfindlicher und reitzbarer, und die Gegenstände machen einen schnellern und leichtern Eindruck auf sie. Warum solten wir also nicht auch überhaupt eine Ursach der frühzeitigern oder spätern Entwicklung der Menschen in der Anlage und in der Verschiedenheit des Baues ihrer Körper suchen? Die Verschiedenheit der Nahrung kömt allerdings mit in Rechnung, und wenn man das Wachsthum einiger Nationen gegen andere vergleicht; so hat das Clima den grösten Antheil an der Entwickelung der Menschen **). Und wenn Galilai die Auflösung

*) Zeugnisse hiervon hat Iselin gesammelt. Gesch. der Menschheit. Th. 1. S. 356. folg. Aus der Hist. générale des voyages. L. VII. 28. Le travaux penibles du Menage sont le partage de femmes. Aus dem Strabo. L. IV. 210. Siehe noch Joh. Millar, Esquire Bemerkungen über den Unterschied der Stände.

**) Die Egyptier nährten ihre Kinder mit Gemüsen, von den Stengeln des Papyrus unter

lösung des Problems von dem Steigen des Wassers vielleicht nicht würde gefunden haben, wenn er nicht von ohngefehr in den Gärten zu Florenz um die Ursache von dem Steigen des Wassers von dem Gärtnern wäre gefragt worden; und Neuton die Untersuchung der Frage vielleicht nicht würde angestellt haben: Ob der Mond nicht mit eben der Schwere auf die Erde wirke, mit welcher die Körper auf die Oberfläche derselben auffalen? wenn ihn der Zufall nicht unter einen Gang von Aepfelbäumen geführt hätte; und Boileau vielleicht so streng wider den Bully und Quinault nicht gewesen wäre, wenn er nicht in seiner Jugend

ter der Asche gebraten und von den Stengeln einiger Wurzeln und Pflanzen, so daß alle Unkosten, die ein Kind bis zum männlichen Alter verursachte, nicht über zwanzig Drachmen sich beliefen. Diod. 1. 80. S. allgem. Welthist. von Gutrie und Gray. S. 179. Vitruv sagt: "die nordlichen Völker, welche eine dicke und kalte Luft einathmen, sind träge und dumm. Die südlichen Nationen sind wegen der dünnen Luft und belebenden Hitze schnell im Denken, und scharfsinnig in ihren Urtheilen. B. VI. Kap. 1. Home Versuch über die G. B. 1. B. 1. 32.

Montesquieu und Dü Bos erklähren sich für das Clima, gehn aber zu weit. Helvetius ist ihr Gegner. Herr Flögel hält die Mittelstraße.

Physische Ursachen halten den Lappen und den Bewohner der gefrornen Länder um Hudsons-Bay in einer Art von viehischer Dummheit.

einen schmerzlichen Zufall erlitten hätte; so darf man wol den Zufall nicht ganz ausschließen, er trägt das seinige zu der frühern oder spätern Entwickelung mit bey. Wovon an einem andern Orte weitläuftiger wird gehandelt werden.

§. 10.

Unterschied des menschlichen Nachahmungs- und Unterscheidungsvermögens von den thierischen.

Das Vermögen der Nachahmung scheinet der Mensch mit den Thieren gemein zu haben. Vorzüglich merklich ist es bey solchen Thieren, die man die geselligen nennt, welche in Haufen oder Heerden leben, ohne auf ihre Kunstriebe zu sehn. Allein der Kreis ihrer Nachahmung ist mehrentheils nur auf Handlungen ihres Geschlechts eingeschränkt. Ihnen fehlen die Werkzeuge, die Stellung des Körpers und der gehörige Bau, andere Handlungen nachzuahmen. Der Mensch hat weit mehr Aufforderung zur Nachahmung in der Natur. Er ahmt aus Vorsatz nach, und weil er will. Das Thier, aus Instinkt und Furcht. Bey jenem sind die Handlungen mannichfaltig, bey diesen einförmig. Das Unterscheidungsvermögen äusert sich bey denen Thieren nur in Absicht auf das, was ihnen unmittelbar gegenwärtig ist. Sie vergleichen den gegenwärtigen Zustand der Sättigung nicht mit dem vorhergegangenem Zustande der Sehnsucht. Nur der Mensch unterscheidet den gegenwärtigen Zustand des Besitzes nach klahren Vorstellungen, von dem vorhergehenden.

Anmerkung. Da sich sehr vieles in der Geschichte der Menschheit aus der Nachahmung erklähren läßt; so habe ich dieses Vermögen hier nur als ein wahres Faktum betrachtet, um bald einen bestimmten Gebrauch davon machen zu können.

§. 11.

Hunger, Durst, die Begierde zum Schlaf, und zur Fortpflanzung seines Geschlechts, ingleichen die Sehnsucht nach der natürlichen Freyheit, sind die Triebfedern seiner Natur, und weil sie würken, ehe noch der Mensch eine Erfahrung von Schmerz oder Vergnügen gemacht hat, so werden sie Triebe genannt. Sie machen die Sinnlichkeit aus, die er mit den Thieren gemein hat, und befördern das Wachsthum seines thierischen Lebens. Im Grunde scheint es nur ein einziger Grundtrieb der thierischen Natur zu seyn, wo von der Endzweck die Erhaltung und das Wohlseyn des animalischen Lebens ist, der sich aber auf diese fünffache Art äusert. Die Befriedigung dieser Triebe benachrichtiget ihn, daß sein Zustand besser, und die Nichtbefriedigung, daß sein Zustand schlimmer worden ist. Im ersten Fall entsteht sinnliche Lust, im andern, Schmerz. Er leidet, wenn er unter Zwang und Fesseln sich befindet, er ist ruhig und gelassen, wenn diese Triebe befriediget sind, nicht zerrüttet, gehindert oder zerstört werden. Man kann schon hier wahr nehmen, daß der Mensch aus Furcht

Thierischi Triebe.

für

für Schmerzen und aus Antrieb zum Vergnügen sich thätig erweiset.

§. 12.

Nahrung. Der Trieb nach Nahrung und Unterhalt öfnet dem Säuglinge den Mund; lehrt ihn, nicht etwan unter dem Eichbaume sein Futter suchen, sondern nähert ihn der Mutter; und so zehrt er von ihren Theilen, und befördert dadurch ihre Gesundheit. — Wer gab dir, Natur, diese wunderbare Harmonie! Ein Ohngefähr? — Ein Nichts? — Doch die Frage kommt zu früh.

Der Erwachsene erhält seine Speise aus dem Pflanzen und Thierreiche, und da das Menschengeschlecht auf der ganzen Oberfläche der Erde zerstreut ist; so bequemt er sich entweder nach seiner Lage, oder lernt dieselbe überwinden *). Die Landfrüchte waren

*) Wie die Völker, die Dampierre auf einer Insel antraf, auf welcher weder Bäume noch Sträuche wuchsen, die blos von Fischen lebten. Die Lappländer, die ein weites Land bewohnen, wo kein Korn wachsen will, machen Brod von der innern Rinde der Bäume. Die Einwohner von Utaheite bedienen sich der Brodfrucht. Dem Amerikaner dienet die Cassave Wurzel zum Brode. Ein Einwohner von Madagascar kann zween bis drey Tage von einem Zuckerrohre reisen. Die Einwohner derer Marianischen und Ladronischen Inseln leben blos von Fischen, Früchten und Wurzeln.

waren allem Vermuthen nach seine erste Speise. Ob diese aber nur in Eicheln, Nüssen und andern Hülsenfrüchten bestanden haben, wie einige Alterthumsforscher davor halten, ist nicht wahrscheinlich; weil die Bevölkerung zu erst unter einer solchen Himmelsgegend geschahe, wo die Natur mit allen Arten von schmackhaftern Speisen freygebig war. Wo wäre also der Grund, warum sie diese übersehn und sich nur zu jenen gehalten haben solten. Besonders da die Natur den Appetit des Menschen nicht wie die Thiere auf eine bestimmte Art vom Futter eingeschränkt hat. So viel aber ist gewiß, daß die erste Art der Nahrung sehr einfach müsse gewesen seyn, und eben dieses giebt die Vermuthung für die Landfrüchte. Es muß daher der Genuß des Fleisches der Thiere später eingeführet worden seyn, und kann als eine Nachahmung der Raubthiere, oder auch als eigene Erfindung des Menschen angesehen werden, wo zu ein neugieriger Appetit der Anlaß war. Thiere, die von Graß und Landfrüchten leben, sind die schmackhaftesten und der Gesundheit des Menschen am zuträglichsten. Daher kann vielleicht der Abscheu für den Genuß der Raubthiere und derer, die das Fleisch der todten Thiere verzehren, für allgemein angesehn werden; so wie im Durchschnitt der Abscheu für Leichnamen bey den Menschen allgemein ist, und die Natur einem jeden Thiere es untersagte, ohne Noth seines gleichen zu verzehren;

weil

weil dieses die Vermehrung hindern würde *).

§. 13.

Bevölkerung. Die Gesetze der Vermehrung unter denen Menschen hangen ab von den Mitteln zum Unterhalt, der Sicherheit und Freyheit die sie haben. Ob man gleich nicht sagen kann daß ein Land welches Ueberfluß an Nahrungsmitteln hat, auch bevölkert seyn müße. Es können andere Umstände die Bevölkerung hindern. Amerika ist daher gewiß nicht aus Mangel an Lebensmitteln so schlecht bevölkert. Das Land der Neger ist ohnerachtet der grosen jährlichen Entführung der Menschen nach Amerika ohne merkliche Verminderung der Anzahl dennoch sehr wohl bevölkert. Die südlichen Provinzen von China sind ausnehmend volkreich,

*) Wenn von einigen Wilden erzählt wird, daß sie ihre überwundenen Feinde schlachten und von ihrem Fleische essen; oder von andern, daß, wenn bey ihnen einer stirbt, die nächsten Anverwandten denselben verzehren müssen; so ist dieses eine Ausartung, wovon auf das Ganze kein Schluß zu machen.

Einige halten es für wahrscheinlich, daß die Fische eben nicht bald die Speise des Menschen gewesen, theils weil das Wasser unser Element nicht sey, und die Wilden es erst gewagt hätten, ihre Speise aus Flüssen und aus der See zu holen, da die Landthiere selten worden wären; theils weil die Syrer und Griechen sich vor Alters der Fische enthalten hätten.

reich, und man darf sich darüber nicht verwundern, wenn man überlegt daß dieses Land jährlich zwo bis drey Erndten hervorbringt, und das ein einziger Acker hinreichend ist zur Bekleidung von vier oder fünfhundert Personen. Wie wollte ein Neger im Stande seyn, seine zweyhundert Kinder, die er öfters von verschiedenen Weibern empfängt, zu ernähren, wenn die Lebensmittel daselbst nicht auserordentlich häufig wären. Die bloße Fruchtbarkeit kann nicht die einzige Ursach der Vermehruug seyn. Es würde sonst folgen, daß die Raubthiere wenigstens eben so zahlreich seyn müßten, wie die zahmen, welches der Erfahrung widerspricht. Die Entvölkerung entsteht aus Umständen, die denen Menschen viele Arbeit und Mühe, sich seinen Unterhalt zu verschaffen, auflegen und durch Unterdrückung ihnen den Muth nehmen. Griechenland und Kleinasien waren vor alten Zeiten sehr bevölkert, da die Einwohner noch frey waren. Sklaverey und Despotismus schaden mehr als Krieg und Seuche.

§. 14.

Natürliche Freyheit.

Die natürliche Freyheit, schließt das Verlangen in sich, nach Wohlgefallen sich zu bewegen und seine Organen ohne Widerstand zu gebrauchen. Der Mensch nach seinem animalischen Theile betrachtet, wird regiert durch Vorstellungen von Lust oder Unlust, und diese gebieten ihm, sich denen

Dingen

Dingen zu nähern die ihm Lust versprechen, und sich von solchen zu entfernen, die ihm Unlust drohen. Die Abwesenheit der Hindernisse diese Handlungen auszuführen, machen seine natürliche Freyheit aus. Es wird daher dieser Trieb ihm beygelegt, in wie fern wir denselben auch bey den Thieren wahrnehmen, und die Redensart: „Sich „seiner natürlichen Freyheit bedienen," hat einen moralischen Sinn wo das Wort eine ganz andre Bedeutung annimt und kann hier nicht angewandt werden. Vermöge dieses Triebes hasset er die Gefangenschaft, die Abhängigkeit von einem Stärkeren, und suchet, im Fall er die Ueberlegenheit voraus sieht, in der Flucht seine Freyheit. Dieses scheint die Ursache zu seyn, warum die Thiere für den Menschen eine flüchtige Gesellschaft ausmachen. Der Mensch bemächtiget sich ihrer durch Stärke oder List.

§. 15.

Beweis zu dem Vorhergehenden.

Da dieser Trieb nach der natürlichen Freyheit, vermöge der Erfahrung, mit den andern dies gemein hat, daß er würket bey dem Menschen, und ihn zur Thätigkeit anreizet, ehe er noch die Erfahrung von Lust oder Unlust gemacht hat, §. 11; Da er ferner ihn zu gewissen Handlungen antreibt, welche aus keinem der übrigen Triebe besser können erkläret werden, §. 11. §. 14. und da der Mensch, drittens, eine eigne Gattung der Dinge als gut oder bös empfindet,

pfindet, je nachdem sie diesem Triebe entsprechen oder zuwider sind, welches aus den übrigen nicht würde zu erklähren seyn. §. 14. So folget aus dem ersten, daß es wirklich ein erstes Principium der thierischen Natur ist, woraus sich das Bestreben gewisse Gegenstände von sich zu entfernen und andere zu erhalten begreifen läßt, das heißt ein Naturtrieb. Und aus dem zweyten und dritten; daß er unter keinen von den andern kann gebracht werden, und folglich von ihnen verschieden ist *).

§. 16.

Bestimmtere Entstehungsart der Wirksamkeit dieser Triebe.

So bald der Mensch das Pflanzenleben im Leibe der Mutter ausgelebt hat, so betritt er mit einem Körper die Welt, in dessen mechanischem Bau die vorgängige Ursache von der Erwachung dieser Triebe liegt. Dieser Bau heißt die Natur seines Körpers. Solte derselbe leben, so muste sein Herz schlagen und das Blut durch seine Adern treiben, seine Lunge muste Othem schöpfen und sein Magen sich peristaltisch bewegen, es musten Säfte zubereitet werden,

*) Die Alten nennten diese Triebe, insonderheit den Trieb nach Selbsterhaltung, πρωτην ὁρμην, πρωτον οἰκειον, τα πρωτα κατα Φυσιν, und nach dem Cicero, primum impetum, conatum, appetitum, prima naturalia, principia naturalia. Diog. Laert. B. VII. Absch. 85. Cicero de finibus. L. V. c. 9.

den, die das Wachsthum des Körpers beförderten, welche in einigen abgeschieden, von andern eingesaugt wurden. Um diese Bewegungen und Fortgänge dieser Wirkungen darf sich der Mensch nicht bekümmern, der Schöpfer trug dieses der Natur allein auf, die es zwar unwillkührlich aber desto pünktlicher und ohne Abweichung besorgt. Ausgenommen, daß er diese innere Theile nur für Schmerzen empfindbar machte, damit der Mensch, im Fall einer Zerrüttung, die durch Nebenumstände veranlasset würde, auf seiner Huth seyn möchte. Ohne diese innern Verrichtungen und Bewegungen würden wir nicht empfinden, nicht leben. Wir würden mit offnen Augen nicht sehen, und mit offnen Ohren nicht hören. Aber diese innere maschinenmäsige Bewegung, dieses mechanische Getriebe, verursachte nothwendiger Weise einen Abgang an solchen Theilen, welche zur Erhaltung eben dieser Maschine, ihrer Glieder und ihrer mechanischen Verrichtung und Bewegung nothwendig waren. So wie jede Maschine sich nach und nach selbst destruirt. Diese Abgänge wurden für den Menschen Bedürfnisse. Daher verschiedene Veränderungen in den Nerventheilen seines Körpers und ihrer Beschaffenheit. Daher ein Gefühl, welcher Eindruck seinen Lebenskräften und der Beschaffenheit seiner Nervenfasern gemäß ist oder nicht. Daher sinnliche Lust oder Unlust, und daher ein blindes aber determinirtes Bestreben der

Unlust abzuhelfen, welches die Wirksamkeit seiner Triebe ausmacht.

Anmerkung 1. Die Macht dieser Triebe ist so stark, daß ihre Nichtbefriedigung oft den Tod wirket.

Anmerkung 2. Man unterscheide diese zwo Redensarten: Lust oder Unlust erregen den Trieb, und, der Trieb wirkt ehe noch Erfahrungen von Schmerz und Vergnügen sind gemacht worden.

§. 17.

Es ist offenbar, daß der Zweck dieser Naturtriebe die Erhaltung und Wohlfarth des Geschlechts sey, und zwar zunächst in Absicht auf sein thierisches Leben, wiewol dadurch jener Zweck nicht ausgeschlossen wird, der in Verbindung mit den vernünftigen Trieben der menschlichen Natur erhalten wird. Die Glückseligkeit der Thiere besteht in der Befriedigung dieser Triebe, und hierinne übertreffen sie den Menschen, daß sie denselben folgen bis zur gänzlichen Befriedigung, und das Maas nicht überschreiten, welches dann für sie eine sichere Führerin zu ihrer Erhaltung und zu ihrem Wohlstande ist. Da hingegen bey Menschen dieses unzureichend und verführerisch seyn würde, wenn ihnen nicht die edlern Triebe zu Hülfe kämen. Ihm ist dieses dunkle Gefühl der Behaglichkeit nicht hinlänglich zu seiner Glückseeligkeit, von der er eine klare Vorstellung hat und den gegenwärtigen Zustand der Befriedigung mit dem

Absicht derselben.

vorhergegangenem der Sehnsucht verglei-
chen und von demselben unterscheiden kann.

§. 18.

Folgen. So sehr entgegengesetzt die zwey Prin-
cipien, der Antrieb zur Thätigkeit und der
Hang zur Ruhe, sind; so werden sie doch
durch die thierische Natur vereiniget, wo
sie zur Vollkommenheit des Ganzen wir-
ken. Der Trieb nach Selbsterhaltung und
Freyheit erhält die Natur des Menschen in
beständiger Bewegung, wozu man noch die
Begierde zu der sinnlichen Lust rechnen kann.
Alle Kräfte ringen nach ihrem Gegenstan-
de und arbeiten unaufhörlich bis zum Ge-
nusse. Sind sie gleichsam alle gesättiget,
so schlaffen sie eine Zeitlang dahin, bis zu
ihrer periodischen Wiederkehr, und sam-
meln durch die Ruhe neue Elasticität. Es
lassen sich daher alle thierische Triebe in die-
se zwo Klassen bringen, Antrieb zur Thä-
tigkeit und Hang zur Ruhe.

§. 19.

Zweytens. Und wenn wir diese beyden Triebe et-
was genauer betrachten, so finden wir, daß
sie dieses mit einander gemein haben, daß
uns die Natur durch sie uns selbst hat
empfehlen wollen. Kein lebendiges und
empfindendes Geschöpf kann schon, vermöge
seines Wesens, in einem Zustande der Gleich-
giltigkeit gegen sich selbst seyn. Folglich
wird es entweder sich selbst hassen, oder
lieben müssen. Das erste ist wider alle Ver-

nunft

nunft und Erfahrung. Das letzte hingegen wird nicht nur durch die tägliche Erfahrung, sondern auch durch eine Induktion von allen thierischen Trieben bestätiget §. 17. indem ihr Zweck es ist, das Geschöpf in dem best-möglichsten Zustande seiner Art zu bewahren. Es ist daher dieses der Grundtrieb aller Triebe, den die Alten die Eigenliebe nennten *), und welches durch das το πρωτον κατα Φυσιν sehr gut gesagt war.

Anmerkung. Es erhellet hieraus, daß wenn man den Ausdruck allgemeiner macht, so werden der Triebe weniger, und wenn man ihn specieller macht, so werden ihrer mehrere. Folglich ist diese Eintheilung willkührlich und nach den Klassen der Gegenstände, worauf diese Triebe gerichtet sind, gemacht.

§. 20.

Summe. Dieser Trieb nach Selbsterhaltung oder die Eigenliebe, ist daher ein Grundfaktum, ohne welches sich die Folge der Wirk-

*) Cicero de Finibus. B. V. K. 9. Omne animal se ipsum diligit, ac simul vt ortum est, id agit vt se conseruet, quod hic ei primus ad omnem vitam tuendam appetitus a natura datur, se vt conseruet, atque ita sit adfectum, vt optime secundum naturam adfectum esse possit. Ingleichen, non dubitemque dicere omnem naturam esse conseruatricem sui, idque habere propositum quasi finem et extremum, se vt custodiat quam in optimo sui generis statu. B. V. K. 9.

samkeit in der thierischen Natur nicht erklähren läßt. Sie äusert sich durch den Antrieb zur Thätigkeit und durch den Hang zur Ruhe. Wovon jener den Hunger, Durst, Wollust und natürliche Freyheit, und dieser die Begierde zum Schlafe in sich fasset.

§. 21.

Der Mensch ist höherer Glückseeligkeit fähig.

Ob nun gleich die Befriedigung dieser Triebe die Glückseeligkeit des Thieres ausmacht, welche in dem Genusse der sinnlichen Lust besteht, so ist es doch bey dem Menschen gleichsam nur die erste Stufe, von welcher er zu größeren Vollkommenheiten fortschreitet. Dort ist es der letzte Endzweck, hier nur ein Mittel, und obgleich der Mensch anfänglich das Leben eines Thieres lebt, da sein ganzes Wohlbehagen in der Entfernung der sinnlichen Unlust zu bestehen scheint, so geschieht dieses doch nur darum, damit seine edlern Fähigkeiten sich desto ungehinderter entwickeln können. Es ist zwar nicht zu leugnen, der Mensch, auch nach seiner thierischen Natur betrachtet, ist immer das vollkommenste unter allen Thieren. Der ganze Bau seines Körpers, seine Organen u. s. w. geben ihm nicht allein für den übrigen Thieren einen Vorzug, sondern aus eben dieser Ursache läßt sich bey ihm auch eine vorzüglich vollkommnere Einbildungskraft vermuthen. Mithin würde er noch immer einer größern Glückseeligkeit, eines größern Maases sinnlicher Lust fähig seyn, als die unvernünftigen Thiere. Allein

lein wozu würde es nutzen, diese möglichen Grade von Glückseeligkeit auszuspähen, da die Voraussetzung, daß der Mensch weiter nichts, als das vollkommenste Thier sey, eine blose Abstraction ist, die niemalen so in der Wirklichkeit erscheint. Wozu solte es dienen, die Frage zu beantworten: Was würde der Mensch seyn, wenn er weiter keine Aufforderung zur Thätigkeit als diese thierischen Triebe hätte? Würde es nicht eben so unnütz seyn, als wenn man die Berechnung von den möglichen Vollkommenheiten oder Unvollkommenheiten anstellen wolte, die wir an uns haben würden, wenn wir Bewohner des Saturns oder des Mondes wären? Der Mensch, und wäre es auch einer von den Einwohnern der Insel Terra del Fuego, bleibt doch immer ein Mensch *).

Anmerkung. So viel aber scheint aus dem obigen richtig zu folgen, daß der Mensch ohnmöglich glücklich seyn kann, der diese Bedürfnisse hat, aber nicht die Mittel sie zu befriedigen. Denn wenn man von der Glückseeligkeit des Menschen spricht, und

*) S. Cooks Reisen um die Welt. Th. II. Im ganzen betrachtet scheinen diese Leute nicht nur die armseeligsten, sondern auch die hülflosesten und dümmsten zu seyn von allen menschlichen Wesen und der Auskehrig der Natur. Fast giengen sie nackend, wohnen in Hütten von Graß erbaut, und sind nicht einmal mit einem Mittel bekannt, ihre Speisen zuzurichten. Und dennoch sind sie vergnügt. Vt illis ne voto quidem opus sit.

zwar des ganzen Menschen, so wird es so wenig erlaubt seyn ihm seine Gefühle auszuziehen, als es oben erlaubt war, seine Glückseeligkeit in Abstraktion von seinen höhern Fähigkeiten zu berechnen. Der Platoniker und Pythagoräer mögen sich immerhin ausser dem Leibe philosophiren, der Mensch mit menschlichen Gefühlen wird einen gesunden Leib, darinne eine gesunde Seele wohnt, für seine Glückseeligkeit halten.

§. 22.

Vernünftige Triebe. a) Ueberhaupt.

Für den Menschen, der nicht blos Thier ist, nehmen die Dinge in der Welt eine ganz andere Gestalt an. Er betrachtet sie nicht allein aus dem Gesichtspunkte, in wie fern sie sinnliche Lust oder Unlust erregen; sondern auch in wie fern er in denselben Anlaß zu vernünftigen Beschäftigungen findet. Der Trieb nach Nahrung und Unterhalt beschäftiget ihn nicht blos mit Aufsuchung des Futters; sondern geht über in Sorge für Selbsterhaltung, und für diejenigen, die ihm lieb sind, die ihm zunächst angehn und seiner Hülfe bedürfen. Er fängt an auf Mittel zu denken, sich einen Vorrath, Sicherheit und Bequemlichkeit zu verschaffen. Aber alle die Arbeiten, die er deswegen unternimmt, sind nur Mittel, eine gewisse Absicht zu erreichen. Durch diese Verbindung der Mittel und Endzwecke unterscheidet er sich von dem Thiere, bey dem die Handlung unmittelbar auf die Begierde folgt. Und was solte dies wol anders für eine Absicht seyn, als überhaupt, die Beförderung seiner innern und äussern

Voll-

Vollkommenheit? In wie fern also in dem Menschen ein gewisses Principium vorhanden ist, das ihn zu Beförderung seiner Vollkommenheit durch vernünftige Handlungen antreibt, in so fern legen wir ihm einen vernünftigen Trieb bey.

§. 23.

Wenn man die Art und Weise unterscheidet, wie die thierischen und die vernünftigen Triebe wirken, so kann man sagen, daß ein jeder Gegenstand der thierischen Triebe auch zugleich ein Gegenstand der vernünftigen Triebe sey. Dies mag vielleicht die Ursache gewesen seyn, warum einige, ausser der Begierde nach Vorzug, die Sorge für die Selbsterhaltung, die Liebe zwischen Aeltern und Kindern, die Neigung beyderley Geschlechter gegen einander, und die Neigung zur Geselligkeit, unter die vernünftigen Triebe gezählt haben *). Im Grunde scheinen es nur Uebergänge und Verwandlungen der erstern zu seyn, die in der geistigen Natur des Menschen eine andere Gestalt gewinnen; weil er nicht blos durch Empfindung, sondern hauptsächlich durch Denken zu Handlungen angetrieben wird. Nimmt man das Allgemeine heraus, das in allen diesen besondern Trieben angetroffen wird, so muß man freylich sagen,

b) Insbesondere.

*) Vergl. Ferguson Moralphil. S. 62 u. 317.

daß die Begierde nach Vollkommenheit der einzige reine vernünftige Trieb der menschlichen Natur sey, der deswegen so genannt wird, weil er denen Thieren nicht so zukömmt, ob er gleich niemalen so reine bey dem Menschen existirt, daß er sich nicht mit den thierischen vermischen solte.

Anmerkung 1. Um Wortstreit zu vermeiden, siehe die Anmerkung §. 19.

Anmerkung 2. Das Wort Vollkommenheit muß hier in der weitläuftigsten Bedeutung genommen werden, für alles das, was eine Verbesserung des menschlichen Zustandes anzeigt, ohne auf den Unterschied der wahren und scheinbaren Vollkommenheit zu sehen. So kann es die Idee der Unabhängigkeit und des Vorzugs an Stärke und Ueberlegenheit in dem Gehirn eines Wilden seyn. Weil bey ihm die Begriffe von sittlicher Vollkommenheit noch roh sind.

§. 24.

Primitiver Stand der Menschen.

Mit diesen mächtigen Triebrädern seiner Natur versehn, überläßt nun die Natur den Menschen sich selbst und seinem eigenen Gange; ausser daß ihr groser Urheber gewisse Dinge auf seinen Weg hingelegt hat, mit denen er sich bearbeiten muß, um seinen Verstand zu gebrauchen. Und so wird er auf einem immer gleichen Wege nach und nach seiner Vollkommenheit zugeführet. Da aber dies nicht auf einmal, sondern stufenweise zu geschehen pflegt; so hat man einen gewissen ursprünglichen Zustand angenommen, in dem man den Men-

schen

schen zuerst anzutreffen glaubt, und von welchem aus man ihn bis zu dem Stande seiner Policierung verfolgt. Nicht als wenn der Mensch so aus den Händen des Schöpfers gekommen wäre; sondern weil er durch zufällige Ursachen zu dieser niedrigen Stufe der Menschheit herabgesetzt worden, von der sich nun fast jedes Volk, wie aus seiner Kindheit, wieder empor arbeiten muß.

§. 25.

Worinne derselbe nicht besteht.

Da hier die Geschichte schweigt, so ist freylich diese erste Periode der Menschheit schwer zu bestimmen. Dies mag vielleicht die Ursache seyn, warum Philosophen diesen Punkt zu einem Gegenstande ihrer Speculation gemacht haben, daher Hypothesen und Muthmasungen entstanden sind, die nicht das Gepräge der Wahrscheinlichkeit an sich tragen. Wie gehen sie zu Werke? Der eine stellt seinen Menschen für sich hin, ziehet ihm alles dasjenige aus, was er durch den gesellschaftlichen Umgang mit andern Menschen sich erworben hat; indem er diesen für die Quelle alles seines jetzigen Verderbens ansiehet, und dieses thut er so lange, bis sein Mensch verschwindet, und er einen Wilden erblickt, der wenig oder gar nicht von dem Thiere unterschieden ist, diesen führt er, um ihn glücklich zu machen in seinen primitiven Zustand zurück unter einen Eichbaum. Und dies alles aus dem herzlichen Wunsche, die Menschen bald glücklich und

zu harmlosen Geschöpfen zu machen. Mit seiner Hypothese, die so gut als nicht bewiesen ist, fällt sein ganzes Lehrgebäude von selbst hin.

Der Andere gehört deswegen mit hieher, weil er den Menschen auf eine andere Art von seiner Würde herunter setzt, ihm so lange alles Gute und Schöne nimmt und dafür alle Häßlichkeiten und Laster in seine Natur pflanzt, bis nichts mehr und nichts weniger als ein Schwiftischer Yahoo daraus wird. „Nur ein Herz, wie das seinige war, war fähig diese Rache an der „menschlichen Natur zu nehmen" *).

§. 26.

Untersuchung des Begriffs.

Es scheinet vor allen Dingen nöthig zu seyn, sich einen deutlichen Begriff zu machen, was man unter dem primitiven Stande der Menschheit versteht. Es ist derselbe unterschieden von dem thierischen und von dem Stande der Wildheit, und liegt zwischen beyden gleichsam in der Mitte. Folglich

*) Siehe Rousseau sur l'origine et les fondemens de l'inegalité parmi les hommes. P. I. p. 14. Die Widerlegung in Iselins Geschichte der Menschheit. S. 141. folg. Beyträge zur geh. Gesch. des menschlichen Verstandes und Herzens. Theil II. 31. 19. Schwift in Güllivers Reisen. Es ist merkwürdig, daß Rousseau bey alle dem seinen Menschen noch das Gesetz vorschreibt: Befördere dein Wohl mit so wenig Schaden deines Nächsten als möglich.

lich wird man ihn vergeblich in einen solchen Zustand setzen, wo sich der Mensch weiter mit nichts, als mit der Befriedigung seiner thierischen Naturtriebe beschäftiget. Aber man wird ihn auch vergeblich in dem Stande der Barbarey finden; weil dieses schon eine neue Revolution ist, die die Menschheit erlitten hat. Es ist dieses nicht mehr jener Stand der Kindheit des menschlichen Geschlechtes; sondern schon etwas mehr, oder wenn man will, etwas weniger. Es ist Ausartung. Und endlich ist derselbe auch hauptsächlich noch unterschieden von dem gesitteten Stande der Policierung, in den die Menschheit, nach unzählichen grosen Revolutionen, nach und nach wieder eingeartet ist. Soll man sich also bey diesem Worte, dessen sich doch einmal die Philosophen bedienen, etwas positives denken, so ist es derjenige Stand der Menschen, darinne er von dem bloßen Gesetze des Triebes, insonderheit aber des vernünftigen Triebes, beherrscht wird *). Man untersucht oder muthmaset alsdann, wie weit es der Mensch nach diesen Gesetzen in der Entwickelung seiner Kräfte und Fähigkeiten in einem solchen Zustande, blos der Lehrmeisterin, Natur, überlassen, habe bringen können.

Anmerk. *). Dies ist die historische Erklährung des Begriffs. In dem Rechte der Natur hat Status naturalis noch eine andere Bedeutung.

§. 27.

Absolute Wahrscheinlichkeit dieses Standes.

Es ist nichts Widersprechendes, sich einen solchen Zustand zu denken. Da in demselben die Bedürfnisse des Menschen noch sehr wenige sind, und er die Mittel in Händen hat dieselben zu befriedigen, seine Erkenntniß aber sich mehrere Bedürfnisse zu machen, als er Mittel zu ihrer Wegschaffung ausfindig machen kann, noch zu eingeschränkt ist; so würde er vielleicht mehrere angenehme, als unangenehme Empfindungen gehabt haben. Die mäßige Lebensart würde viele physische Uebel entfernt haben. Die Sorge für die Zukunft war wegen Ueberfluß im Schooße der Natur nicht zu befürchten. Der Anblick von Wesen seiner Art war ihm eine unerschöpfliche Quelle von Freuden. Es erwachten die geselligen Neigungen. Die zärtlichen Neigungen zwischen Aeltern und Kindern. Durch diese geselligen Gefühle wurden nach und nach seine Einsichten erweitert. Die Einbildung mußte unter allen seinen Vermögen zuerst anwachsen. Daher ein Verlangen nach Dingen, die die Sinne reizen. Daher seine Urtheile von dem Werthe der Dinge. Daher viele Vorurtheile, Leichtglaubigkeit und Aberglauben. Und wer weis wie viele andere schöne Dinge mehr, besonders wenn man noch den Einfluß des Clima dazu nimmt, so wird es auch bey uns stehn, ob wir ihn schnell oder langsam wollen heranwachsen lassen. Alles dieses ist, in Abstrakto betrachtet,

trachtet, nicht widersprechend, und wird dadurch noch einigermaßen wahrscheinlicher, wenn man aus der Geschichte der rohen und wilden Völker einen ähnlichen Stand des kindischen Alters wahrnimmt.

Anmerkung. Die Philosophie des mexicanischen Philosophen Tlantlaquacapatli verdienet Aufmerksamkeit. Siehe die Beyträge zu der Geschichte des menschlichen Verstandes und Herzens, aus dem Archiv der Natur.

§. 28.

Betrachtet man aber die verschiedenen Meinungen, die die Weltweisen von diesem primitiven Stande der Natur gehegt haben, so wird man finden, daß fast jeder sich einen andern eingebildet hat *), indem derselbe

Der primitive Stand ist der Anfang der Policierung.

*) S. Leviath. p. 1. c. 7. Aristoteles nennt den Menschen ζωον πολιτικον. *Cic. in Lael.* A natura potius quam ab imbecillitate orta amicitia est et societas, applicatione magis animi, cum quodam sensu amandi, quam cogitatione, quantum illa res utilitatis sit habitura. *Seneca IV. de Beneficiis.* Fac nos singulos quid sumus? praeda animalium et victimae et vilissimus ac facillimus sanguis. Quaecunque vaga nascuntur, et actura vitam segregem, armata sunt. Hominem imbecillitas cingit: non vnguium vis, non dentium, terribilem caeteris fecit. Duas res dedit, quae illum obnoxium caeteris, validissimum facerent, rationem et societatem. — Hanc tolle, et vnitatem generis humani qua vita sustinetur, scindes. *M. Antoninus L. IX.*

derselbe blos in ihrer Idee existirte. Um also nicht bald einen Rousseauischen, bald einen Schwiftischen Menschen oder einen * * * zu bekommen, bey dem man, aller seiner ideellen Existenz und absoluten Wahrscheinlichkeit ungeachtet, noch immer fragen muß: wo er existirt habe? scheint es nöthig zu seyn, die Sache noch einmal zu erwägen.

Das menschliche Geschlecht ist anzusehn als ein groses Faktum, das in einer Reihe auf einander folgender Generationen besteht. Die mancherley Veränderungen, denen dasselbe von seinem ersten Ursprunge an, bis auf gegenwärtige Zeit unterworfen gewesen ist, machen zusammen seinen Zustand aus. Ob man sich nun gleich diesen Zustand, so wie er jetzo ist, ganz und in einer ununterbrochnen Kette vorstellen kann; so hat doch derselbe nicht auf einmal so existiret, sondern die verschiedenen Veränderungen wurden nach und nach von andern abgelöst, und giengen mit der Zeit in gleichen Schritten. Es war also ein beständiger Fortgang oder Uebergang von einer Verändrung zu der andern, und das erste Glied in dieser Kette war der Anfang von seiner nach und nach auf einander folgenden Policierung. Den Menschen also in seinem primitiven Stande suchen, heißt, nach den Anfängen seiner stufenweise auf einander folgenden Policierung fragen.

Anmerkung 1. Es war also kein Uebergang in einen entgegengesetzten, sondern ein bloser Fortgang in dem nehmlichen Stande. S. die Beytr. zur Gesch. des menschl. V. u. H. S. 42.

Anmerkung 2. Daß man also in dieser Kette gewisse Glieder im Gedanken abgelößt und sie in gewisse Abschnitte eingetheilt hat, wovon einer den Stand der Kindheit des menschlichen Geschlechts, der andere den Stand der Wildheit und Barbarey, und der dritte den Stand der Policierung ausmachen soll, ist blos relativisch. Je weiter eine nachfolgende Generation fortschreitet, desto weiter läßt sie die vorhergehende hinter sich. Die alten teutschen Völker wurden von den neuern weit zurückgelassen, und wer weiß, was diese nach tausend Jahren für eine Stelle einnehmen werden.

§. 29.

Gesellschaftliche Neigungen.

Wie ein jedes Wesen seine Kräfte alsdann erst anwendet, wenn es in die Sphäre seiner Wirksamkeit gesetzt wird, so muß man dieses auch von dem Menschen, von seinen Kräften und Neigungen sagen. Die Vorsehung hatte die Mittel zu seiner Entwicklung ihm auf seinen Weg hingelegt, es kam nur darauf an, daß er dieselben ergriff. Das erste, was ihm hier in die Augen fallen mußte, konnte wol nichts anders seyn, als ein Mensch oder ein Wesen seiner Art; weil von allem Anfange die Menschen dazu bestimmt waren, in Gesellschaft zu leben. Das Thier fühlt einen natürlichen Zug der Annäherung zu solchen, die einerley Gestalt

und Bewegung mit ihm haben, und dieser vereiniget einige in Heerden oder Haufen. Hierzu komt bey dem Menschen der Trieb nach Vollkommenheit, Haß gegen die Langeweile, in die er durch die Entfernung von andern Menschen versenkt wird, und die Beschäftigung seiner Thätigkeit. Hierdurch wird er stark angetrieben, den Umgang mit andern Menschen zu suchen, mit denen er sich zu gemeinschaftlichen Zwecken, nach gewissen Regeln, nicht nur des Instinkts, sondern der Vernunft vereiniget. Und dieses macht die Geselligkeit eines vernünftigen Geistes aus. Und da der Mensch in einem einsamen Stande der Hülfloseste und Verlassenste seyn würde, so hat ohne Zweifel die Natur zu seiner Erhaltung diesen Trieb in den Menschen gelegt.

Anmerkung 1. Man kann eigentlich nicht sagen, daß eine Neigung nach der andern so einzeln erwache, daß auf diese wiederum eine andre folge u. s. w. Es arbeitet sich die ganze menschliche Natur empor, und es mischen sich sehr viele andere Neigungen zu gleicher Zeit mit ein, von welchen man aber diejenige besonders nimt, die am stärksten hervorleuchtet, und die übrigen gleichsam zuerst anfacht.

Anmerkung. 2. Da der Zufall so großen Antheil an der Entwicklung des Menschen hat, so werden die Fortgänge ohnstreitig schneller, auch vielleicht anders erfolgt seyn, als man sich die Sache vorstellt. Hierinne aber ist in Absicht auf die Känntniß des Menschen nichts versehn; weil hier nur nach den Ursachen gefragt wird, die diese Fortgänge von Seiten des Menschen gehabt haben.

Anmerkung 3. Aus der Voraussetzung, daß keine Neigung in der menschlichen Natur allgemeiner sey, als der Haß gegen Fremde, hält Home die Neigung einiger Nationen, die sich besonders gütig gegen Fremde betragen, für einen besondern Umstand, der einen Beweiß gebe, daß sie Abkömmlinge einer besondern Gattung wären. S. der M. S. 19. Es hebt dieses die Allgemeinheit der geselligen Neigungen nicht auf; sondern setzt nur voraus, daß schon Erfahrungen von Feindseeligkeiten sind gemacht worden, und herrscht besonders bey Barbaren, wo das Recht des Stärksten eingeführt worden.

Anmerkung 4. So viel aber folgt aus dem Obigen, daß die geselligen Neigungen schwächer sind, je mehr Trägheit durch den Zusammenfluß von tausend zufälligen Dingen bey einer Nation gefunden wird.

§. 30.

Einschränkung der geselligen Neigung.

Obgleich dieser gesellige Trieb dergestalt allgemein ist, daß er bey allen und jeden Menschen gefunden wird, so muß man doch zugeben, daß derselbe in Absicht auf die Gegenstände, worauf er gerichtet ist, allerdings eingeschränkt ist. Sich mit der ganzen Gattung gesellschaftlich zu vereinigen, wäre wol ein unstatthafter Wunsch. Diese geselligen Neigungen werden durch eine allzuweit ausgebreitete Gesellschaft eben so wenig befriediget, als durch eine allzuenge und kleine Verbindung. Man kann allgemein sagen: So weit die Menschen den Zweck ihrer Gesellschaften in Gedanken erreichen können, so weit reichen auch ihre gesellschaftlichen

Neigungen. So wie aber der Zweck der Gesellschaft immer größer wird, daß er endlich so groß wird, daß ihm die Menschen nicht mehr fassen und ganz denken können, oder wo sie gar keinen Zweck der Verbindung mehr erblicken, da verliehrt sich immer mehr das Verlangen nach einer solchen gesellschaftlichen Verbindung. Es scheinet daher, daß die Natur diesen Trieb nach der Fähigkeit unsers Verstandes eingeschränkt habe. Die größten Reiche sind daher immer in kleinere Gesellschaften eingetheilt, worinne jeder seinen Zweck vor sich sieht.

§. 31.

Kleinere Gesellschaften entstehen aus Zuneigung, größere, aus Furcht oder Gewalt.

Die ersten Gesellschaften und Verbindungen, die die Menschen unter sich errichteten, konnten keine andern als solche seyn, die noch in enge Gränzen eingeschränkt wären, und in die sie sich freywillig und aus Zuneigung begaben. Daher die häußliche Gesellschaft, Familien und Stämme. Man findet dieses bey den ältesten Völkern, daß sie in gewisse kleinere Gesellschaften oder Stämme eingetheilt gewesen. Die Form einer solchen Gesellschaft war nach der Zahl und den Neigungen ihrer Glieder, nach ihrer Lage und den Gegenständen ihrer Bestrebungen eingerichtet. Der Bestand und das Wohl dieser Gesellschaft mußte jedem am Herzen liegen; weil sein eignes darauf ankam. Daher eine gewisse Liebe zum allgemeinem

gemeinem Besten, die aber noch sehr unvollkommen und eingeschränkt seyn mußte, wiewol sie der Absicht hinlänglich entsprach, in wie fern sie blos auf ein einziges Geschlecht abzielte. In den nachfolgenden Zeiten wurden aus diesen kleinern Stämmen größere Reiche und Staaten, welche Veränderung nicht sowol einem Triebe nach ausgebreitetern Gesellschaften, als vielmehr der Furcht für Mächtigern und denen Eroberungen, wodurch mehrere Geschlechter zu einem Volke mit Gewalt zusammengezogen wurden, zuzuschreiben ist. Die Geschichte sagt dieses von den größten Monarchien.

§. 32.

Getrennte Völkerschaften sind von einander unabhängig, sie arbeiten nicht mit einander zu einem gemeinschaftlichen Zweke, und werden gleichsam von einem verschiedenen Geiste regiert. Sie sehen daher ihre Nachbaren mit andern Augen an als ihre Mitglieder. Und zwar entweder als solche, die ihnen bereits geschadet haben, oder bey zunehmender Macht schaden können. Sie werden Nebenbuhler oder Feinde. Dieses war zu Zeiten, da man sich noch nicht überzeugt hatte, daß ein Volk dem andern Gerechtigkeit schuldig sey, und wo das Recht blos noch in Waffen bestund, unvermeidlich, und dieses mußte nothwendig einen Nationalhaß zwischen benachbarten Völkern zuwegebringen *).

Getrennte Stämme oder Gesellschaften sind mehrentheils Nebenbuhler oder Feinde

§. 33.

Kleinere Gesellschaften können ohne bürgerliche Verfassung bestehn.

Kleinere Stämme und Gesellschaften, die aus Zuneigung oder Wahl entstanden waren, konnten ohne bürgerliche Verfassung bestehen. Da der Zweck ihrer Verbindung noch in sehr enge Gränzen eingeschränkt war, und

*) Die Germanier, sagt Iselin, aus dem Cäsar B. VI. hielten den Raub, den sie ausser den Gränzen von eines jeden Landschaft verübten, für nichts schändliches, sondern für eine nützliche Uebung der Jugend. Die Gallier sagten den Römern ganz deutlich, ihr Recht bestehe in ihren Waffen. Aus dem Livius V.

Von den Grönländern sagen uns die besten Reisebeschreibungen, daß, ohnerachtet sie für sich gutherzig und unschädlich sind, und in ihrer Sprache nicht einmal Worte haben, den Zorn und Neid auszudrücken, sie dennoch das Stehlen nicht verabscheuen. Sie sind treulos und grausam gegen diejenigen, die unter sie kommen, und betrachten die übrigen Menschen als ein verschiedenes Geschlecht, mit welchem sie keinen Umgang haben wollen. Unter den Koriaken wird der Mord in dem Stamme hart bestraft; aber man achtet es nicht, einen Fremden zu ermorden.

So lange Rom noch ein kleiner Staat war, wurde Nachbar und Feind durch einerley Namen ausgedrückt.

Daher rührt es, sagt Home, daß wir in der alten Geschichte von beständigen Kriegen unter benachbarten kleinen Staaten lesen. Es war so in Griechenland, es war so in Italien, während der Kindheit der römischen Republik, es war so in Gallien, da Cäsar die

und in einer Empfindung des Nutzens oder der Nothwendigkeit bestund, so konnten die Mitglieder ihn beständig vor Augen

die Feindseeligkeiten wider dieses Land anfieng; und es war so in der ganzen Welt. Es sind viele Inseln in der Südsee und in andern entfernten Gegenden von den Europäern entdeckt worden, wo sie die Einwohner gemeiniglich mit den Waffen in ihren Händen angetroffen haben, um die Fremden an einer Landung zu verhindern.

Eben derselbe Schriftsteller führt im Gegentheil gleich viel Beweise von Völkern an, bey welchen keine Spur von dergleichen feindseeligen und ungeselligen Neigungen anzutreffen. Dies bewegt ihn den sonderbaren Schluß zu machen, daß der Mensch eine Zusammensetzung sowol von geselligen als ungeselligen Neigungen sey. Wobey er verschiedene schöne Antithesen spielen läßt. Der Krieg ist ihm nothwendig, weil die Einförmigkeit des Friedens, der Sicherheit und der Ruhe Ekel verursachen würde, so wie man einen italiänischen blauen Himmel in einem langen Sommer nicht mehr achtet. — Die Natur hätte daher einen Geschmack an Veränderungen in uns gelegt, und ohne demselben würde überhaupt das Leben verdrießlich seyn. — Schön! So werden wir denn auch schließen müssen: Der Mensch ist eine Zusammensetzung von Tugend und Laster. Damit die Tugend gefallen möchte, muste er zur Veränderung bisweilen lasterhaft seyn. Denn eine immerwährende Tugend ist ein italiänischer blauer Himmel im langen Sommer. — Welche Folge! — Ist es nicht aus seinen angeführten Faktis offenbar, daß die geselligen Neigungen durch vorkommende

haben und eine geringe Achtsamkeit auf ihr Privatinteresse war hinlänglich, sie in dieser Vereinigung zu erhalten. Alter und Erfahrung konnte zwar einigen ein gewisses Ansehn vor den Uebrigen geben, daß man ihnen mehr Achtung bewies, und die Anführung bey Berathschlagungen überlies, aber kein Recht Gesetze vorzuschreiben. Die Geschichte zeigt uns solche Verfassungen nicht nur unter den ältesten Völkern, sondern auch bey solchen, die jetzo noch vorhanden sind *). Ob es gleich das Ansehen haben möchte, daß der Krieg einen Befehlshaber erfordert habe, so weis man doch, daß seine Macht ursprünglich nur auf den wirklichen Krieg eingeschränkt war, und er kam als eine Privatperson zurück. Und da die Bedürfnisse der Menschen anfänglich so wenig und so leicht zu befriedigen waren, so wurden selten Streitigkeiten unter den Mitgliedern eines Stammes erregt, wodurch etwa seine Ungleichheit der Stände hätte entstehen können.

§. 34.

mende Hinderniſſe können gehemmt, unterdrückt oder zu einer falschen Richtung gebracht werden?

*) Die Einwohner der Insel Terra del Fuego, schienen nichts von Oberherrschaft zu wissen, oder von Unterwürfigkeit. Keiner wurde mehr geehrt als der andere, dem ohnerachtet schienen sie in der vollkommensten Eintracht und Freundschaft mit einander zu leben. Cooks Reisen Th. II. S. 13.

§. 34.

Durch die zufällige oder erzwungene Vereinigung mehrerer kleinern Stämme wurde das Interesse der einzelnen Glieder getheilt. Die große Vermehrung des Volks brachte öfters Streitigkeiten hervor, welche mußten geschlichtet werden. Die Bedürfnisse der Menschen nahmen zu, und wurden bey der Vermehrung des Volks nicht so leicht befriediget. Der Eigennutz herrschte über die geselligen Neigungen, und es wurden Feindseeligkeiten ausgeübt. Kurz, das Wachsthum und die Vermehrung der Menschen setzte sie auf den zweifelhaften Scheideweg, entweder in den Stand der Wildheit und Barbarey zu gerathen; oder den Uebergang zu einer bessern Verfassung zu finden. Welchen wird er gewählt haben? Die Geschichte sagt, den ersten. Geht man in die älteste Geschichte fast aller Völker zurück, so wird man sie mehrentheils in dem rohen Stande der Wildheit erblicken. Und ohne Einfluß einer höhern Macht, der die Nation der Jüden gewürdiget wurde, war es nicht anders zu vermuthen; besonders da man findet, daß einzelne Stämme, welche durch Zerstreuung oder andere Ursachen von ihrem Volke wieder getrennt wurden, ihre erste Einrichtung verließen, in der sie vielleicht schon eine bessere Verfassung erlangt hatten, und nach und nach in Barbarey verfielen. Ueberdies schien der Schritt zur bürgerlichen Verfassung mehr ein Sprung, als ein natürlicher

Das menschliche Geschlecht steht auf dem Punkte, entweder in Barbarey zu gerathen, oder den Uebergang zu besserer Verfassung zu finden.

licher Uebergang aus dem Stande der Kindheit des menschlichen Geschlechts zu seyn. Solte der Unterschied der Stände, der bey einer bürgerlichen Verfassung erfolgt, eingeführt werden, solte einer sein Recht durch andre ausführen lassen, solten einige befehlen und andre gehorchen; so setzt dieses Einsichten voraus, die wir in diesem Alter der Menschheit noch nicht vermuthen können. Es setzt eine gewisse Nothwendigkeit zum voraus, die ihnen eine bessre Einrichtung zum Bedürfniß machte, die aber nicht eingetreten war, weil der Zusammenfluß solcher Umstände, die dergleichen wirken konnten, selbst noch fehlte. Hierzu komt die Liebe zur natürlichen Freyheit, vermöge welcher der sich selbst gelaßne Mensch allen Zwang und alle Abhängigkeit von einem andern so stark verabscheuet als jeden andern Schmerz. §. 14. besonders wenn er durch Dumheit und Trägheit noch nicht gänzlich zur Sclaverey ist gewöhnt worden. Die Vernunft giebt also die Vermuthung für den Stand der Wildheit und die Geschichte bestätiget die Wirklichkeit desselben.

§. 35.

Beschreibung des Standes der Wildheit, nach Iselin und Home

Das Gemählde, welches uns die Beobachter der rohen Völker von diesem Zustande machen, besteht in dem Mangel alles dessen, was den Zustand eines vernünftigen Menschen ausmacht. Mangel an Begriffen, an Erfahrungen und Ueberlegung. Dummheit, Unempfindlichkeit, ausschweifende,

de, heftige Begierden, Trägheit, Niederträchtigkeit des Gemüths und Grausamkeit sind die unterscheidenden Kennzeichen dieser ungesitteten Völker. Daher Rauhigkeit in ihrer Nahrung und Kleidung, Mißkenntniß der Menschlichkeit, der Ordnung und der Gerechtigkeit. Daher ist das Recht des Stärksten und mit einem Worte ihre Begierden, ihr einziges Gesetz. Sie sind gleichgültig gegen das Gute, das man ihnen erweiset; aber empfindlicher über alles, was ihnen zum Nachtheil geschieht; daher kennet ihre Rachgier keine Schranken, als die Vergessenheit und den Widerstand. Leben und Eigenthum ist bey ihnen unsicher. Wenn sich ihre geselligen Empfindungen etwas ausbreiten, daß sie nun mehrere Geschlechter umfaßt, so geschieht dieses nur, um desto besser Gewaltthätigkeiten auszuüben oder abzutreiben. Für Fremde erkennen sie kein Recht und kein Eigenthum. Sie dürfen demselben alles rauben. Die Wörter Fremdling und Feind haben bey ihnen gleiche Bedeutung. Es ist ihnen nicht genug, ihre Feinde zu ermorden; sie verzehren sogar ihr Fleisch, und ihre Köpfe sind die Zierde ihrer Altäre und Wohnungen. Die Tapferkeit ist ihre einzige Tugend, und auch diese ist in der That nur eine Wuth und ein wahres Laster. Es haben sich zwar die wildesten Völker zu dem großen Gedanken erhoben, daß sie von einem größern und mächtigern Wesen abhangen.

hangen. Ihre verworrenen und dunklen Begriffe aber erlauben ihnen nicht, von diesem Wesen sich solche Vorstellungen zu machen, welche der Würde und Hoheit desselben angemessen wären — *).

Anmers.

*) S. Iselins G. d. M. Th. 1. S. 208. folg. Ist der Wilde gesättiget, so hat er sehr wenig Aufforderung weiter zur Thätigkeit. Seine Hütten erfordern wenig Fleiß und eine Bedeckung von Thierhäuten noch weniger. Das Jagen und Fischen beschäftiget seine ganze Thätigkeit. Nach einer großen Ermüdung bey der Jagd folgt seine Ruhe, die er so lange verlängert, bis ihn der Hunger wieder aufweckt. Daher sind die Wilden wie die Hunde im Felde ausnehmend munter, und zu Hause auserordentlich träge. Die Wilden in dem heissen Erdstrich sind träger als alle andere; sie gehen nackend, ihre Hütten kosten ihnen keine Mühe, und sie suchen nichts als Kräuter und Wurzeln, welche ihre einzige Speise sind. Die Spanier, welche zuerst in Hispaniola landeten, erstaunten über die Sitten der Einwohner. Man beschreibt sie als faule, und ohne allen Ehrgeitz; als solche, die ihre Zeit mit Essen, Trinken und Schlafen zubringen; kein sonderliches Gedächtniß haben, und noch weniger Urtheilskraft. Home G. d. M. Th. 1. 274.

Der Bemerkung, daß die Menschen in heissen Gegenden vergleichungsweise träger sind, scheinen eben so viel Beyspiele entgegen zu seyn. Z. B. die Einwohner von Malacca und den benachbarten Inseln. Die Einwohner von Neuseeland sind sehr unerschrocken und können am wenigsten von

Gefahren

Anmerkung. Es verdient bemerkt zu werden, daß sich diese Völker noch immer durch einen gewissen Nationalcharakter von einander unterscheiden *).

§. 36.

Genauere Betrachtung dieses Standes.

Dieses Gemählde scheint freylich nicht sehr vortheilhaft für die Menschheit zu seyn; unterdessen ist der Wilde mit allen seinen Fehlern noch immer kein Schandfleck der Natur, und ich weis nicht, ob ein policierter Europäer, der sich bey aller seiner bessern Einsicht, Regierung und Religion, doch keine thierische Ausschweifung versagt und Erfinder der Laster ist, nicht eher diesen Namen verdient, als der Barbar. In Wahrheit, wenn man die Laster nebst ihrer Moralität von beyden Nationen berechnen und die Summen mit einander vergleichen wollte, so dürfte man leicht auf den Gedanken kommen, daß der größte Theil der so genannten gesitteten Völker noch in einer künstlichen Barbarey lebe. Die Laster der Wilden fallen freylich stärker in die Augen,

Gefahren beunruhiget werden. Die Giagas sind ein muthiges Volk mitten in dem heissen Erdstrich von Afrika.

*) Der Nationalcharakter ist bey einigen Verzagtheit, Furcht und Feigheit, wie die Lappen: Bey andern Tapferkeit und Muth, wie die Neger bey Neu-Guinea, oder hinterlistig und von leidendem Muthe, wie einige Nordamerikaner und die Einwohner von Kamschatka u. s. w.

gen, weil er sie nicht mit der Schminke der so genannten Lebensart anstreichen kann; sind aber deswegen die Laster der Policierten nur im geringsten besser? Wie viel Blut wird nur in Europa, einem so kleinen Theile, in Vergleichung mit den übrigen Welttheilen vergossen? Sind die Fehden des Wilden, die lange so viel Blut nicht kosten, deswegen grausamer, weil er nicht methodisch würgt? Sein Völkerrecht ist nur in der Theorie verschieden. Dachte Alexander etwa besser? Und wem fällt nicht hierbey die Eroberung von Mexico ein? Der ganze Unterschied ist also dieser, daß der Policierte weis, es sollte nicht so seyn *), der Barbar aber glaubt, es müsse so seyn, und handelt so, wie er denkt **). Folglich liegt der Grund in dem Mangel seiner Erkenntnis. Die Religion der Egyptier, der Griechen und Muhamedaner macht diese so wenig zu policierten Mitbürgern, als die Religion der Wilden diese zu Barbaren. Ist diese einfältig und mit falschen Begriffen von dem höchsten Wesen vermischt, so sind jene davon nicht rein, und noch dazu durch Betrügerey und Aberglauben verdorben, wie die Orakel und Mahomeds falsche Wunder. Jene sind also blind, und diese — sehen nicht. — Jenen Beyspielen von Undank-

*) La raison du plus fort est toujours la meilleure." La-Font.

**) Qui peut tout ce qu'il veut, veut plus que ce qu'il doit." Corn.

Undankbarkeit kann man andre von Dankbarkeit und Leutseeligkeit entgegensetzen. Man sehe Cooks Reisen um die Welt. Die Beyspiele von unmenschlicher Grausamkeit sind das einzige, wider welches sich das Gefühl der Menschlichkeit am heftigsten empört. Allein wenn man bedenkt, was für Gewalt der Aberglaube und heftige Begierden über den Menschen ausüben, so wird man auch hierinne den Grund von diesen Auswüchsen der menschlichen Natur finden. Sind nicht die Menschenopfer sehr lange bey übrigens cultivierten Nationen ein Götzendienst gewesen? Die Babylonier und insbesondere die Sepharviten verbrannten ja dem Moloch ihre Kinder. Wenn Grausamkeiten den Anstrich von gottesdienstlichen Cärimonien erhalten, so müssen sie in den Gemüthern der Menschen alles von ihrer Unmenschlichkeit verlieren. Und wenn Begierden in Kollision kommen, wird mehrentheils die schwächere der stärkern aufgeopfert *). Aus allem diesem erhellet, daß man den Stand der Wildheit beschreiben kann als einen solchen, in welchem die Sinnlichkeit und heftigen Begierden über den noch eingeschränkten Verstand herrschen, und die

*) Die Arroys auf der Insel Othaheite. S. Cooks R. Th. II. S. 206.

Das gestohlne Messer des D. Salanders ist ein Beyspiel, daß diese Leute ein Gefühl von Recht und Unrecht hatten. S. 100, 101.

die Wahl des Wilden in seinen Handlungen bestimmen. Da es aber in diesem Stande Stufen giebt, dergestalt, daß einige sich schon von der niedrigsten Stufe, von unmenschlicher Grausamkeit und Dummheit weit über andere erheben, daß unter ihnen bey einer beneidenswürdigen Einfalt der Sitten, Begnügsamkeit, Eintracht und Sicherheit auch ohne Gesetze herrscht; so ist dieses ein Zeichen, daß der Wilde nicht ohne Gefühl seiner Irrthümer und Fehler ist, und dies ist Schönheit auch in der Natur des Wilden.

Anmerkung. Uebrigens verdient bemerkt zu werden, daß sie sich nach ihrer Lage und Nahrungsmitteln merklich von einander unterscheiden, sowol in Absicht ihrer Sitten, als auch in Absicht ihrer Fähigkeiten. Iselin Th. 1. 215.

§. 37.

Ueber gang aus dem Stande der Kindheit und Wildheit in den Stand der Policierung.

So wenig man im Frühjahre schon Früchte von einem Baume verlangt, ohne daß er zuvor Blüthen und Knospen getragen hat; eben so wenig wird man verlangen können, daß der Mensch sprungsweise zu alle den Vollkommenheiten auf einmal gelangen solle, die die Kunst ihm ertheilen kann. Die Natur führt alles auf gleichem Wege zur Vollkommenheit; aber ihr Gang ist langsam und den Umständen des Menschen angemessen. Was war der Stand der Wildheit anders als Ausartung, ein Seitentritt von dem einförmigen Plan, den die

die Natur dem Menschen vorgezeichnet hatte, der nun desto leichter erfolgen konnte, je häufiger wir gewahr werden, daß ordentlicher weise der Mensch, ehe er zu einer gewissen Stärke des Verstandes gelangt, von seinen stürmischen Begierden beherrscht wird, wofern er nicht durch Erziehung auf den rechten Weg gebracht wird. Auf diesem Wege ist Irrthum und Verderbniß sein Antheil. Es muß also ein besserer Gebrauch von seinen Vermögen und Fähigkeiten gemacht werden, wovon der Endzweck ist, theils die Verbesserung und Glückseeligkeit seiner selbst, als des herrlichsten Werks des Schöpfers, theils die Verknüpfung anderer Dinge zum Wohl seiner Mitgeschöpfe. Und diesen bessern Gebrauch nennt man Kunst, sie begreift alles das unter sich, was Erfahrung, Unterricht, Beyspiel, Ueberredung und Nothwendigkeit zur Vervollkommnung des Menschen beytragen können, und ist der Natur keinesweges entgegengesetzt, daß vielmehr diese durch jene in dem Menschen seine Policierung veranstaltet. Sie versetzet den Menschen in eine neue Sphäre seiner Wirksamkeit, dadurch, daß sie ihm verschiedene Bedürfnisse verschafft, mit deren Wegschaffung sich seine Fähigkeiten bearbeiten müssen.

§. 38.

Das Bedürfniß der Sicherheit führt den Menschen zu einer bessern Verfassung.

Wir haben gesehn, daß die zufällige oder erzwungne Vereinigung mehrerer

Stämme, und die daher entstandenen neuen Verhältnisse, nach aller Wahrscheinlichkeit der Vernunft und der Geschichte von dem Zustande der ältesten Völker, den Menschen veranlasset haben, in Wildheit auszuarten §. 34. Eben diese Geschichte lehret uns auch, daß rohe und uncultivierte Völker sehr leicht von andern überfallen, vertrieben, unterdrückt, zu Knechten oder zinsbar gemacht wurden; besonders, da in dem Stande der Wildheit, Tapferkeit die gemeinste Tugend ist. So sehr der Mensch die Unterwürfigkeit hasset, so sehr ist er geneigt, sich andere zu unterwerfen und über sie zu herrschen, aus einerley Antrieb seiner Natur. In diese Nothwendigkeit versetzt mußten die Menschen auf Mittel denken, ihre gemeinschaftliche Sicherheit und Freyheit für andere zu bevestigen. Und so wurde diese gemeinschaftliche Unabhängigkeit ein Gegenstand, womit sich ihr Geist zu beschäftigen anfieng, nun waren die Mitglieder der Gesellschaft schon genauer durch dieses gemeinschaftliche Band mit einander verbunden, und ihr Interesse vereinigte sich auf diesen gemeinschaftlichen Punkt. Freyheit heißt bey Barbaren freylich nichts anders als Unbändigkeit, es ist Ausartung jenes Naturtriebes der natürlichen Freyheit. Man darf sich also hier noch keinen zu hohen Begriff von diesem Gefühl machen, wie sich solches etwa bey gesitteten Nationen findet. Es war das Verlangen, von

andern nicht unterdrückt zu werden, und ungestört das sich zu verschaffen und zu genießen, was zum nothwendigen Unterhalte des Lebens gehöret. Es ist dieses eine Würkung von der Liebe zum Leben, die ein allgemeines Gut des Menschen ist. Und der Barbar ist so wild nicht, daß er ihre Stimme nicht hören sollte; es sey dann, daß Wuth und Verzweifluug ihm das Leben verhaßt machen. Dieses Bedürfniß, welches durch den Umstand der beständigen Unterdrückung dringend gemacht wurde, mußte sie endlich aus dem Zustande der Trägheit herausreissen, und es war schon vieles hierdurch für die gute Sache einer bessern Verfassung gewonnen. Man hat die Anmerkung gemacht, daß Grausamkeit und Dummheit den Fortgang in der Vervollkommung der Menschheit sehr hindert. Ein jeder Umstand also, der die Menschen diesem Zustande zu entführen geschickt ist, ist zugleich ein Beförderungsmittel ihrer Verbesserung.

Anmerkung. Diesem widerspricht dasjenige nicht, was Iselin, G. d. M. Th. I. 298. von der Freyheit sagt, daß überhaupt der Mensch im Stande der Wildheit sich bis zu diesem Gedanken der Freyheit nicht erheben könnte; weil, wie schon gesagt worden, hier nicht von der ausgearbeiteten Idee der Freyheit die Rede ist, und der Mensch auf dem Punkte steht, in den Stand der Policierung überzugehn. Obgleich auch sonst die Vorstellungsarten noch verschieden seyn können; weil, wie ich glaube, die Natur sich nach den Umständen richtet, unter welchen sich ein Volk

befindet, und dem einem bald dies, dem andern etwas anders zum Bedürfniß macht, wodurch seine Kräfte in eine neue Sphäre ihrer Würksamkeit gesetzt werden. Und wenn man bey dem einzelnen Menschen den Zufall nicht ausschließen darf, der das seine zu seiner frühern oder spätern Auswiklung beyträgt, so wird derselbe auch hier mit in Rechnung kommen müssen. Aber wo hat uns in den ersten Zeiten die Geschichte solches aufgezeichnet?

§. 39.

Vertheidigungswerkzeuge.

Auf solche Art sahen sie sich genöthiget, auf einen Zufluchtsort und auf Mittel der Vertheidigung zu denken, welches den vesten Plätzen, Städten und Waffen ihren Ursprung gegeben haben mag. Die Sicherheit für den Thieren nöthigte sie, ihre ersten Hölen zu verlassen und auf bequemere Wohnungen zu denken *).

§. 27.

*) Die Keule, die Schleuder und der Bogen sind die leichteste Erfindung und die ältesten Waffen. Hierauf folgte nach Verlauf einiger Zeit der Speer und das Schwerd samt dem Schilde. Das Eisen war eine spätere Entdeckung, als der Gebrauch der andern Metalle. Bey der Belagerung von Troja waren die Spiese, Wurfpfeile und Bogenpfeile mit Erz beschlagen. Menestheus, der dem Theseus in dem Königreiche Athen folgte, wurde für den ersten gehalten, der eine Armee in Schlachtordnung stellte. Wie die Menschen erfinderischer in den Werkzeugen des Angriffs wurden, so wurden auch die Vertheidigungswerkzeuge künstlicher. Stämme von Bäumen mit Zweigen durchflochten und

§. 40.

Dieses that den Streifereyen und Umherwandern der Völker von einem Lande zum andern nach und nach Einhalt. Man gewöhnte sich an ein gewisses Land, als den Ursprung des Patriotismus.

mit Erde unterstützet machten die ersten Festungswerke; und hierauf folgte eine Mauer, welche mit einer Brustwehr zum Abschießen der Pfeile auf die Belagrer versehen war. Da aber die Brustwehr nur den halben Leib bedeckte, so wurden Löcher in der Mauer in einer gewissen Entfernung von einander gelassen, die nicht größer waren, als daß ein Pfeil durchgehn konnte. Die Belagrer hatten kein ander Mittel, als die Mauer niederzureissen. Ein Mauerbrecher wurde zuerst von dem Perikles, dem Athenienser, gebraucht, und von den Carthaginensern bey der Belagerung von Gades, vollkommen zu Stande gebracht. Damit man sich aber dieser fürchterlichen Maschine widersetzen könnte, so wurde die Mauer mit vorgerückten Brustwehren gebauet, um auf den Feind Steine und Feuer zu werfen, welches ihn in einer Entfernung erhielt. Eine hölzerne Hütte auf Rädern, welche nahe an die Mauer geschoben wurde, setzte die Leute, welche mit dem Mauerbrecher arbeiteten, in Sicherheit. Diese Erfindung wurde dadurch unwürksam gemacht, daß man die Mauer mit einem tiefen und breiten Graben umgab. Die Belagrer waren nun genöthiget, Maschinen zu erfinden, um Steine und Wurfpfeile auf diejenigen zu werfen, welche diese Brustwehr besetzt hatten, damit sie Gelegenheit bekamen, den Graben auszufüllen. Eben so geben die alten Historien eine weitläuftige Beschreibung von der mächtigen Würkung

Hauptsitz der Nation, und die Bekanntschaft mit der Gegend, die in demselben gestifteten Denkmählern der Vorfahren, flößte ihren

kung der Catapulta und Balista. Diese Maschinen veranlaßten eine neue Erfindung zur Vertheidigung. Anstatt einer runden Mauer baute man sie mit hervorragenden Ecken, wie die Zähne einer Säge, damit ein Theil den andern beschützen könnte. Diese Mauer wurde dadurch verbessert, daß man auf die hervorragenden Ecken runde Thürme setzte; und diese Thürme wurden dadurch verbessert, daß man sie viereckigt machte. Die Alten hatten keine vollkommnere Form nöthig, indem sie zur Vertheidigung wider alle damals bekannte Wurfpfeile hinlänglich war. Die Erfindung des Pulvers und des Schießgewehrs erfoderte eine Mannigfaltigkeit und Abwechselung in der Kriegsbaukunst. Die ersten Canonen wurden von eisernen Stäben gemacht, die einen hohlen Cylinder bildeten, und mit kupfernen Ringen umlegt waren. Die ersten Canonenkugeln waren von Stein, die eine sehr große Mündung erforderten. Nachher brauchte man anstatt des Steins Eisen zu Kugeln, und die Maschine selbst wurde endlich von gegossenem Metalle gemacht. Zum Widerstande gegen ihre Stärke wurden Basteyen, Hornwerke, Kronwerke, halbe Monden ꝛc. erfunden. Bis endlich die Artillerie und die Kunst des Angriffs so verbessert wurde, daß man fast nichts mehr für unüberwindlich hält.

Was die Schiffsbaukunst anbetrift, so waren die ersten Fahrzeuge zusammengebundene Balken mit Bretern bedeckt, die in niedrigem Wasser mit Stangen fortgetrieben,

und

ihren Nachkommen eine besondere Zuneigung zu dem väterlichen Lande ein, die Gleichheit der Religion und der Sitten dieses Landes verband die Gemüther der Landsleute und wurde ein Gegenstand einer besondern Zuneigung. Das Gebiet wo man sich niedergelassen hatte, war nun das Vaterland einer jeden Person die darinne gebohren wurde, und die Zuneigung zu demselben, wurde der Grund von der Liebe des Vaterlandes, die in der Folge so große Wunder gethan hat. Sie wird entzündet durch einen jeden Zufall, der die Mitglieder eines Staats in eine genaue Verbindung für das allgemeine Interesse zieht. Sie wird erhöht durch jeden Kampf der für das allgemeine Beste unternommen wird. Die Athenienser brannten für Eifer fürs Vaterland nach der Vertreibung des Tyrannen Pisistratus. Und zu einer sol-

und im tiefen Wasser von Thieren gezogen wurden. Auf diese folgten ausgehöhlte Stämme von Bäumen. Sodann kamen zusammenverbundene Breter. Der Gedanke, einem Fisch nachzuahmen, beförderte die Schiffbaukunst. Man baute ein Vordertheil zur Nachahmung des Kopfs, ein Hintertheil mit einem beweglichen Steuerruder zur Nachahmung des Schwanzes, und Ruder zur Nachahmung der Floßfedern. Zuletzt wurden die Segel hinzugesetzt; welche Erfindung aber so alt ist, daß der erste Verfertiger davon ganz unbekannt ist. Siehe Home Versuche.

chen Zeit wird unter einem Volke der Patriotismus der Masstab des Verdiensts.

§. 41.

Der Ackerbau begünstiget denselben.

Wo die Menschen nur noch von der Jagd oder Fischfang leben, da haben sie kein ander Interesse, als die Thiere die gemeinschaftlich jagen oder angreiffen; ausser daß sie etwa noch eine gemeinschaftliche Sprache reden, die sie mit einander vereiniget. Auch scheint sich im Hirtenstande, wo man Heerden gemeinschaftlich im Besitz hat, wenn derselbe noch mit der Wanderung der Völker bestehn kann, das Gefühl der Vaterlandsliebe noch nicht zu entwickeln, obgleich dieser die geselligen Neigungen, an deren Spitze der Patriotismus steht, mehr begünstiget als die Jagd. In allen Gegenden aber wo der Ackerbau frühzeitig erwachte, wo die Sorge für Selbsterhaltung die Menschen zum Fleiß auffoderte, und der fruchtbare Boden durch reiche Erndten ihre Arbeit belohnte, wo der Ueberfluß ein Gegenstand ihrer Bestrebung wurde, da wünschte jeder die Früchte seines Fleißes in Ruhe und Sicherheit zu geniessen. Der Besitz an Früchten und Land, vereinigte ihr Privatinteresse mit dem Ganzen. Die geselligen Empfindungen erweiterten sich. Die häußlichen Gefühle zwischen Gatten und Kindern, schlossen sich an das allgemeine Beste mit an, daß es einen mächtigen Eindruck auf die Gemüther machte,

wann

wann ihre Anführer ihnen die Gefahr ihrer Güther, ihrer Weiber oder Kinder vorstellten. Auf diese Art wurde nach und nach die erste Idee von unbändiger Unabhängigkeit, immer mehr vertrieben und die Idee des allgemeinen Besten und der Freyheit trat an ihre Stelle.

In fruchtbaren Gegenden und unter einem sanftern Himmel legte die Natur dem Menschen dieses so nahe auf seinen Weg hin, daß er hier diese Stufe der Vollkommenheit weit eher als unter einem andern Himmel ersteigen konnte. Die Künste blühten frühzeitiger in Egypten und in Chaldäa und überhaupt in dem Orient, als im Norden. Der Ackerbau gieng aus Egypten nach Griechenland und aus Africa nach Italien. Brittanien kam später. Cäsar traf seine Einwohner noch mit Fellen bekeidet an, die nur noch von Milch und Fleisch lebten.

Da die Menschen einmal den großen Nutzen des Ackerbaues wahrgenommen hatten, so war nun der Fortgang in dieser Kunst unausbleiblich. Mago, ein carthaginiensischer General verfertigte acht und zwanzig Bücher vom Ackerbau, welche auf Befehl des römischen Senats ins lateinische übersetzt wurden.

§. 42.

Ursprung des Eigenthums.

Um nicht fremden Boden durch Arbeit und Fleiß zu verbessern, und die Menschen zu neuen Erfindungen im Ackerbau aufzu-

muntern, war die Austheilung des Landes nothwendig. Durch Arbeit und Fleiß erhielten sie ein unmittelbares Recht an den Früchten des Landes, die sie als eine Folge ihrer angewandten Kräfte ansahen, und eigneten sie sich zu als ihr Eigenthum. Was würde auch die Erfindungskraft des Menschen sonst für Auffordrung gehabt haben, wenn jeder für das Publikum, oder vielleicht für den ersten, besten, der die Früchte seines Fleißes gefunden, hätte arbeiten müssen? Der Mensch darf nur die ersten Stufen der Wildheit überschritten haben, so fängt er an für die Zukunft zu sorgen, sich einen Vorrath zu verschaffen und einzusammeln, um sich selbst und diejenigen, die ihn zunächst angehn und ihm lieb sind, nicht der Gefahr des Mangels auszusetzen. Die Egyptier sahen sich daher genöthiget ihre Aecker zu bezeichnen um sie wieder zu finden, wenn die Ueberschwemmung des Nils ihre Gränzen unkenntlich gemacht hatte. Wozu wäre dieses nöthig gewesen, wenn sie ihr Land im gemeinschaftlichen Besitz gehabt hätten? Es ist eine eingebildete Glückseeligkeit, die einige den Einwohnern von Guinea zu schreiben, daß diese Menschen der ersten Unschuld sehr nahe kämen, weil sie keine Abtheilung des Landes nöthig hätten. Vielmehr ist dieses ein Zeichen, daß diese Völker in ihrer ersten Trägheit schlummern. Das Gefühl des Eigenthums ist dem menschl. Geschlechte so eigen, daß es schon bey Kindern merklich

lich wird. Zu größern Besitzungen erhebt es sich erstlich durch die Bedürfnisse bey stärkerer Bevölkerung.

§. 43.

Folgen von der Einführung des Eigenthums sind 1) Der Unterschied der Stände unter den Menschen. a) Zwischen Herr und Diener.

Der Unterschied zwischen Vornehmen und Geringen, zwischen Armen und Reichen, war offenbar eine Folge von der Einführung des Eigenthums. Tausend zufällige Ursachen, konnten Schuld dran seyn, daß der eine mehr Vermögen besaß, als der andere. Hierdurch bekam er nicht nur äuserlich ein gewisses Ansehn, sondern auch eine Unabhängigkeit von andern, deren Hülfe er nicht bedurfte, diese hingegen wurden dadurch von jenem abhängig, weil sie sich ihren Unterhalt nicht anders verschaffen konnten, als daß sie ihre Kräfte in den Dienst derer verwendeten, die ihnen die Nothwendigkeiten des Lebens aus ihrem Ueberfluß reichen konnten. Und so entstund der Unterschied zwischen Herr und Diener.

Damit bey den Egyptiern der Ackerbau nicht vernachläßiget würde, wurde der Soldat blos zur Vertheidigung bestellt und durfte das Land nicht bauen, welches abermals einen Unterschied der Stände verursachte. S. allg. Welt. Hist.

Schon unter der Regierung des Servius Tullius zu Rom wurden die öffentlichen Versammlungen so angestellt, daß jedem einzelnen Bürger nach Maaßgabe des

Reich-

Reichthums, den er besaß, seine Classe angewiesen wurde *).

§. 44.

b) Alte Gerichtsbarkeit u. Gewalt der Oberhäupter.

Eine Folge von der Einführung des Eigenthums war ferner jene Gerichtsbarkeit und Gewalt, welche einige Oberhäupter der Völker dadurch erlangten, daß sie entweder ihre Besitzungen an Land und Gütern unter der Bedingung der Unterthänigkeit an andere überließen; oder unter eben dieser Bedingung der Entsagung ihrer Unabhängigkeit, ihnen Schutz, Sicherheit und Hülfe versprachen. Beyspiele des ersten findet man in den Zeiten, da die teutschen Völker das abendländische Reich unter ihr Joch brachten. Die Güter, die sie theils durchs Loos unter sich vertheilten, theils ohne weitern Widerstand eigenmächtig in Besitz nahmen, und welche sodann lediglich von ihren Willkühr abhiengen, theilten sie unter ihr Gefolge, über das sie beynahe eine unumschränkte Gerichtsbarkeit ausübten. Beyspiele

*) Da Lycurg bey den Spartanern das Gefährliche des Reichthums sehr wohl kannte, verordnete er nicht nur, daß Gold und Silber von keinem Werthe seyn solte, sondern setzte auch Strafe auf dessen Besitz. Er befahl, daß kein ander Geld umlaufen solte als eisernes, und setzte es auf einen so geringen Werth herunter, daß ein Karrn mit zween Ochsen erfodert wurde, seine Summe von zehn Minen oder 150 Thalern fortzuschaffen. S. allg. Welthist. Th. II. 867.

Beyspiele des andern findet man zu jenen Zeiten der Gewaltthätigkeit und Unordnung, da verschiedene Familien einander so häufig bekriegten und unterdrückten, wodurch die Besitzer der Landgüter vielen Unfällen ausgesetzt wurden. Sie suchten daher für ihre künftige Sicherheit zu sorgen, und baten von einem reichen Freyherrn Hülfe. Diesem mußten sie die Ansprüche auf Unabhängigkeit abtreten, ihn für ihren Anführer erkennen und Huldigung und Treue leisten *).

Etwas ähnliches findet sich bey den Römern, von welchen erzählt wird, jeder Patricier habe eine Anzahl Schutzverwandten gehabt, die ihm Ehrerbietung, Unterwürfigkeit und Dienste schuldig waren, und dafür ein Recht auf seinen Rath und Schutz hatten **).

§. 45.

2) Künste.

Wie der Verstand zunimmt, so wachsen die Bedürfnisse, und mit denselben die Künste. Man findet dieses fast immer beysammen. Sind die Menschen durch Ackerbau und Viehzucht mit den Nothwendigkeiten des Lebens versehn, so stellt sich das Bedürfniß der Bequemlichkeit und Auszierung ein. Dies reitzt die Erfindungskraft, und sie beschäftigen sich zu Erreichung dieser

*) Robertsons Geschichte der Regierung Kaisers Karls des fünften.

**) Heinec. Antiquit. Rom

ser Absicht mit einer Menge von Künsten und Erfindungen. Nicht nur in dem Ackerbau selbst wurden nach und nach sehr nützliche Erweiterungen gemacht, sondern auch das Landeigenthum wurde die Mutter von vielen andern Künsten. Diejenigen, welche kein Landeigenthum besaßen, versorgten andere mit den Dingen, die zur Bequemlichkeit gehörten, und mit Schmuck. Dadurch konnten sie hinwiederum die Landprodukte erhalten. Zur Bequemlichkeit rechnet man, ausser Kleidern und Häusern, Haußgeräthe, Werkzeuge und Equipage. Zum Schmuck gehören alle die Dinge, die der Einbildungskraft gefallen, ohne nothwendig oder nützlich zu seyn. Was dazu gehört, wird mehrentheils aus seltenem Stoffe gemacht, als Edelsteinen, kostbaren Metallen u. s. w. Dies gab den Manufakturen ihren Anfang. *).

Anmer-

*) Die Einwohner auf Othaheite lernten die Kunst, aus Baumrinde Kleider zu machen, die sie eine Zeitlang ins Wasser legten, und hernach durch Schlagen so geschmeidig machten, daß es der Leinwand ähnlich sahe. S. Cooks Reisen.

Die Leinwand wurde zu Rom viele Jahre nach der despotisch gewordnen Regierung noch nicht gebraucht. Ja noch im achten Jahrhunderte war sie in Europa eben nicht gewöhnlich.

Thales, einer von den sieben Weisen in Griechenland, erfand sechshundert Jahr vor Christi Geburt folgende Methode, die Höhe

einer

Anmerkung. Durch Nachahmung erhielt das Wachsthum der Künste einen großen Fortgang

einer egyptischen Pyramide zu messen. Er beobachtete die Sonne so lange, bis sein Körper und dessen Schatten von gleicher Länge waren, und in eben dem Augenblicke maaß er auch den Schatten der Pyramide, der ihre Höhe gab. Amasis, der König, der bey diesem Versuche gegenwärtig war, hielt es für eine wundervolle Stärke des Genies, und die Griechen bewunderten es gar sehr.

Die Kunst, Glas zu machen, wurde im Jahr 674 aus Frankreich nach England gebracht. Die Glasfenster waren noch im zwölften Jahrhunderte in Privathäusern selten, und wurden für eine Pracht gehalten. König Eduard der III. ließ drey Uhrmacher zu Delft in Holland einladen, sich in England zu setzen. Im Jahr 1563 wurden die ersten Messer in England gemacht, und die Taschenuhren kamen im Jahre 1577 aus Teutschland zuerst nach England. Gegen das Jahr 1580 wurden die Kutschen zuerst eingeführt, so, daß vorher die Königin Elisabeth bey öffentlichen Gelegenheiten hinter ihren Kammerherrn auf einem Pferde ritt.

Die Handmühlen wurden anfänglich zum Mahlen gebraucht, dann folgten die Pferdemühlen, und dann die Wassermühlen, die vom Vitruv B. X. K. 10. beschrieben werden. Die Windmühlen waren in Griechenland und Arabien in siebenten Jahrhunderte schon bekannt; und doch werden sie bis ins vierzehnte Jahrhundert in Italien nicht erwähnt. Eine Uhr, welche Stunden schlägt, war in Europa bis zu Ende des zwölften Jahrhunderts unbekannt. Das Papier wurde nicht eher als im vierzehnten Jahrhunderte gemacht;

gang. Wenn ein ausserordentliches Genie erscheint, das sich über alle Nebenbuhler erhebt, so ist den Künsten nichts nachtheiliger als wenn man diesen Sporn der Nachahmung wegnimmt. In den ältesten Zeiten wurden die Erfinder nützlicher Künste mit Dankbarkeit erwähnt.

In wenig bevölkerten Ländern treibt eine Person mehr als eine Kunst. In sehr volkreichen Ländern werden die Künste in viele Theile zertheilt, und jeder Theil hat einen eignen Künstler. So war in Egypten ein Arzt blos auf eine einzige Krankheit eingeschränkt. Siehe allgem. W. H. von Gutrie und Gray. 1. B.

§. 46.

3) Handlung. Die natürliche Folge von den Künsten war, daß jeder, der sich damit beschäftigte, sich einen Ueberfluß und reichen Vorrath an solchen Waaren verschafte, die er bearbeitet hatte, und die entweder zum Unterhalte, oder zur Sicherheit, oder zur Bequemlichkeit und Auszierung gehörten. Er setzte hierbey voraus, daß es ihm möglich seyn werde, das, was er überflüßig hatte, gegen

gemacht; und die Erfindung der Buchdruckerey ist noch ein Jahrhundert später. Die seidenen Manufakturen waren lange in Griechenland errichtet, ehe die Seidenwürmer daselbst eingeführt wurden. Man bekam die rohe Seide aus Persien; da aber dieser Handel sehr oft durch Krieg unterbrochen wurde, so brachten zween Mönche unter der Regierung des Justinians dieselben aus Hindostan und unterrichteten ihre Landsleute in der Art, sie zu behandeln. S. Home Geschichte.

gegen das, was ihm mangelte, auszutauschen. Ingleichen, da die Naturprodukte, welche zu Manufakturen und Künsten brauchbar waren, nach der Verschiedenheit des Klima und der Natur des Bodens in verschiedenen Ländern verschieden waren; so machte diese Vertheilung der brauchbaren Naturprodukte den Handel nützlich und nothwendig.

Da die Menschen noch keinen gewissen Maasstab des Werthes hatten, so gab jeder Theil das, was er von einer gewissen Art entbehren konnte, für das, was ihm fehlte, und es war die erste Art des Handels ein Tausch. So wie wir es noch bey einigen Völkern finden, bey denen der Gebrauch des Geldes oder eines andern Metalls noch nicht eingeführt ist. Sie berechnen den Werth der Dinge nach dem Gebrauche, den sie davon zu machen gedenken und nach ihrer Seltenheit *). Bis man endlich, die mancherley Unbequemlichkeiten

zu

*) Auf der Insel Othaheite kauften die Engländer für Nägel ihre Lebensmittel. S. Cooks Reisen. Auf einer Reise eines französischen Schiffes nach den glücklichen Arabien im Jahr 1078 gab der Fürst des Gebietes, wo das Schiffvolk anlandete, einen Ochsen, der tausend oder zwölfhundert Pfund wog, gegen eine Flinte, und sechzig Pfund Reiß gegen vier und zwanzig Unzen Schießpulver. Hosme Versuch. I. Th. 87.

zu vermeiden, die aus dieser Art des Handels entstehen mußten, bey allen handelnden Nationen gewisse kostbare Metalle zum Mittel des Tausches angenommen hat, wornach jetzo der Reichthum geschätzt wird *).

§. 47.

Einfluß der Handlung auf die Sitten und auf die Religion der Völker.

Hierdurch wurden die Menschen freylich einander immer mehr genähert. In einzelnen Nationen oder Städten wurde die Geselligkeit immer mehr befestiget; weil keiner den andern gänzlich entbehren konnte, und es wurde dadurch der Grund zur bürgerlichen Verfassung gelegt. Die verschiedenen Bedürfnisse der Bürger eines Staats durchkreutzten wiederum die Bedürfnisse anderer, machten sie einander nothwendig, und so wurden sie durch dieses Band ein moralisches Ganzes. Ueberdies hatte noch die Einführung des Handels einen sehr großen Einfluß auf die Sitten und auf die Religion ganzer Nationen; weil sie dadurch mit andern zum öftern Umgange genöthiget wurden, und der Mensch unter allen Thieren am stärksten zur Nachahmung geneigt ist. Die Nation der Ebräer giebt einen frühzeitigen Beweis, in Absicht auf die Abgötterey, die sie von fremden Nationen angenommen hatten. Die Griechen bekamen verschie-

*) Darius, der Meder, war der erste, der in Persien Gold und Silber münzen ließ.

verschiedene Gebräuche von den Egyptiern. Die Rhodier wurden ein Muster für andere Nationen. Von den Einwohnern zu Kent, sagt Cäsar, daß sie die gesittesten unter allen Völkern in Brittannien gewesen, weil sie an der See wohnten, und einen großen Umgang mit Fremden hatten, und die alte Tapferkeit der Belgier und ihre Verschiedenheit in allen ihren Sitten, schreibt er der Ursache zu, weil sie von den gallischen Kaufleuten dergleichen Sachen nicht bekämen, die die Gemüther verzärtlen und weibisch machen könnten, indem diese selten zu ihnen kämen *).

Die Perser waren besonders geneigt, fremde Gebräuche anzunehmen. Sie legten die medische Kleidung an, bedienten sich egyptischer Waffen, und Herodot versichert, sie hätten den Griechen, so bald sie sie nur hätten kennen gelernt, sogar in den ärgsten Lastern nachgeahmt. A. Welth. So wurden die Officiers von Alexanders Armee bald von den asiatischen Sitten angesteckt.

So wie die Erfindung der Künste die Handlung veranlaßte, so hilft diese hinwiederum gegenseitig den Künsten auf; weil

*) De Bello Gall. L. 1. C. 1. Horum omnium fortissimi sunt Belgae: propterea quod minime apud eos mercatores saepe commeant, atque ea, quae ad effeminandos animos pertinent, important.

dadurch neue Bedürfnisse den Menschen erweckt werden. So erfanden die Phönicier die Rechenkunst. Die Rhodier legten sich zeitig auf die Handlung und Schiffarth; und wurden in kurzem so geschickt im Seewesen, daß sie die Herrschaft zur See erhielten. Ihre Gesetze und Anordnungen im Seewesen waren so vollkommen, daß sie die Römer in allen Provinzen ihres Reichs befolgten. Allgem. Welthist.

Anmerkung. Durch Einführung des Geldes bey handelnden Nationen wurde zugleich jener Durst nach Gold erregt, der die Eingeweide der Erde mit größerer Begierde durchsuchen lehrte, aber auch Nationen, die einen goldreichen Boden bewohnten, mit vielem Blutvergießen unter das Joch brachte.

§. 48.

Einführung des Luxus.

So wurden dadurch die Menschen nicht nur mit allen Nothwendigkeiten des Lebens, sondern auch mit Reichthümern und Ueberfluß versehn. Hierdurch aber wurden sie zugleich erfinderischer in den Bedürfnissen der Bequemlichkeit, des Putzes und der Auszierung, und da sie die Mittel in den Händen hatten, dieselben zu befriedigen, so war dieses die nächste Gelegenheit, daß der Luxus eingeführt wurde. Es bestund derselbe in übermäßiger Auszierung der Häuser und Gebäude, der Kleider, der Tafel und Equipage. Die verfeinerte Sinnlichkeit, wobey die Neigung beyderley Geschlechter gegen einander ihren großen Antheil

theil mit hat, war die Quelle derselben. Die Beschaffenheit des Landes und des Himmels, unter dem ein Volk wohnte, trug das seinige zur frühern oder spätern Einführung des Luxus bey. Beyspiele hat die Geschichte häufig aufbehalten *). Man

 macht

*) Wie sehr waren die Perser unter der Regierung des Darius nicht schon dem Luxus ergeben. Der Kriegszug des Darius gegen den Alexander, vor der Schlacht bey Issus, war einer der herrlichsten. Seine sogenannte unsterbliche Schaar bestund aus 10,000 Personen, welche Kragen von bloßem Golde trugen und mit Golde durchwürkte Röcke, die breite mit Edelgesteinen besetzte Ermel hatten. Die Anverwandten des Königs übertrafen diese noch weit an Pracht und Kostbarkeit ihres Aufzugs. Darius Wagen ward in Gestalt eines Throns, auf beyden Seiten von den Göttern der Nation unterstützt, von Maßivgolde gegossen. Die Deichsel des Wagens war mit Edelsteinen besetzt, von ihrer Mitte erhoben sich 2 Bildsäulen von lauterm Golde, 2 Ellen hoch; die eine stellte den Krieg, die andere den Frieden vor. Der König trug ein Purpurkleid mit Silber gestreift, und darüber einen langen Rock mit Edelsteinen, reich besetzt. Und wenn es wahr ist, was Curtius sagt, so war die Scheide seines Säbels von einem einzigen Edelsteine verfertiget. B. III. K. 3. Unter den Assyrern that die Semiramis an Pracht und Aufwand es allen zuvor, und unter den Egyptiern hat es so wenig gefehlt an diesem Uebermaas, als unter den Babyloniern.

macht einen Unterschied unter Nationallurus und unter dem Luxus der Privatpersonen, und untersucht dabey, ob der Luxus einer Nation schädlich oder nützlich sey, welches das Wort wiederum zweydeutig macht, daß es entweder im guten oder bösen Verstande genommen wird, je nachdem der Luxus den Menschen noch so viel übrig läßt, als er zu großmüthigen und pflichtmäsigen Handlungen braucht oder nicht.

Anmerkung. Das Wort Luxus bietet dem Verstande keinen vollständig deutlichen Begriff dar. Es ist eine zusammengesetzte Idee, die darzu sehr relativisch ist, und mehrentheils auf Vergleichungen beruht. Es druckt dasselbe ein gewisses Uebermaas aus, das zur Gewohnheit worden ist in dem Gebrauche solcher Dinge, die die Sinne reizen, verbunden mit der Idee des Vorzugs.

§. 49.

Nationalcharakter.

So wie jeder einzelne Mensch eine gewisse herrschende Idee und Lieblingsmaxime hat, um die er sich beständig herumdreht, die sich in alle seine Handlungen mit einmischt, und die er überal mit sich herumträgt; so, kann man annehmen, verhält sichs auch mit ganzen Nationen. Eigenliebe, oder Selbstliebe ist allen Menschen eigen; aber die Mittel, die sie anwenden, dieselbe zu befriedigen, sind eben so sehr verschieden, als die Zwecke, die sie sich, vermöge ihrer Selbstliebe, als die einzigen besten

besten vorsetzen. Wer das letzte bestimmt, nämlich die Bestrebungen eines Menschen, wodurch er in Befriedigung seiner Eigenliebe von andern Menschen sich unterscheidet, der bestimmt seinen personellen Charakter. Nationaleigenliebe ist dem Römer so gut wie dem Franzosen eigen. Wenn aber ein berühmter Schriftsteller sagt: „Der Gallier ist weibisch, der Römer hochmüthig, der Teutsche tapfer," so sind dieses Züge, wodurch sie sich von einander unterscheiden. Nationalcharakter besteht also in der Aehnlichkeit der Neigungen und Bestrebungen der Glieder eines Volks unter sich, und in der Unähnlichkeit derselben in Vergleichung mit andern Nationen. Es zeigt derselbe die große Maxime an, welche sich auf die ganze Denkungsart eines Volks erstreckt, und wodurch sich dasselbe von allen andern unterscheidet. Der Unterschied der Charaktere macht, daß ein Volk der Gegenstand der Bewunderung oder Verachtung oder des Spottes des andern wird. Es scheint, daß man Nationalcharakter und Nationaltemperament von einander unterscheiden müsse. Jener hat eine nähere Beziehung auf die Denkungsart, dieses aber liegt im Körper. So ist das Zappeln eines Franzosen eine Würkung der vorzüglich flüchtigen, und die Trägheit des Lappen, eine Würkung der dicken Säfte ihrer Körper. Beydes zusammen giebt den Totalcharakter; weil doch immer eins auf das andre würkt.

würkt. Die herrschenden Sitten und Gebräuche eines Volks sind die Zeichen, aus denen man den Nationalcharakter bestimmt, sie werden aber öfters für den Charakter selbst genommen, wie das Zeichen für die bezeichnete Sache.

Anmerkung 1. Ob das Interesse, oder das Klima, oder die Regierungsform den Nationalcharakter bestimmen, sind Fragen, die von Philosophen nicht auf gleiche Art sind beantwortet worden. S. die Anmerkung §. 9. Seite 9. Es scheint, daß man bey Beantwortung derselben auf den Unterschied, zwischen Nationalcharakter, und Nationaltemperament sehen müsse, so kann jedes das seine beytragen, nur muß man die Folgen nicht unbedingt annehmen.

Anmerkung 2. Wenn uns Xenophon von den alten Persern erzählt, daß sie die größte Sorge für die Erziehung ihrer Kinder getragen haben, daß ihre Magier ihnen mit großer Sorgfalt mehr durch Beyspiele, als durch Lehren die Ausübung der Gerechtigkeit, Gedult, Nüchternheit, Enthaltsamkeit und aller andern Tugenden beybringen mußten *); und wenn Cicero hingegen versichert, daß Xerxes in der nachfolgenden Zeit, sich nicht geschämt habe, demjenigen durch eine eigene Verordnung eine große Belohnung auszusetzen, der eine neue Art von Vergnügen ausfindig machen könnte; und daß die Einkünfte ganzer Provinzen für Zierrath und Schmuck der Weiber der persischen Könige drauf gegangen wären; so ist dieses ein Beweis, daß Nationalcharaktere

*) Plato Th. IV. S. 121. Cicero in Verr. III. 33.

tere ausarten können. Und wie würde sich Scipio nicht über seine jetzigen Landsleute wundern, wenn er wieder aufleben sollte.

Anmerkung 3. Es ist Wortstreit, wenn man darüber streitet: ob der Nationalcharakter in der Denkungsart, oder in der Neigung bestehe.

§. 50.

Einfluß des Nationalcharakters auf die Erziehung.

Der Geist der Nachahmung zeigt sich vorzüglich stark in den frühen Jahren der Jugend. Wann nun noch eine solche Erziehung hinzukommt, die die Hauptneigung der Nation vor Augen hat, so ist kein Zweifel, daß der Geist der Nation frühzeitig in den Gemüthern der jungen Leute erwachen müsse. Die Egyptier waren sehr sorgfältig in der Erziehung ihrer Jugend. Ausser der großen Sparsamkeit, mit welcher sie sie erzogen, brachte man ihnen frühzeitig die väterliche Kunst oder Handthierung bey, welches entweder die Väter oder die nächsten Anverwandten thaten, damit sie dem Staate nicht zur Last werden möchten. Musik und Ringen lehrten sie ihren Kindern niemals. Die erstere hielten sie nicht nur für unnütz, sondern sogar für schädlich, weil sie blos dazu diente, das Gemüth weibisch zu machen. Und von dem andern glaubten sie nicht, daß es zur Gesundheit dienlich wäre, weil diese Uebung an sich selbst gefährlich und die dadurch erlangte Stärke von kurzer Dauer wäre. Die Dankbarkeit und Ehrfurcht gegen alte Leute wurde

ihnen als die größte Tugend eingeprägt *). Die Griechen hingegen beschäftigten, bekanntermaasen, von Jugend auf, ihre Jünglinge mit Ringen und mit Kämpfen und mit solchen Uebungen, welche den Leib stärken, und die Seele mit Gedanken des Siegs und der Ehre anfüllten. Selbst die Musik war bey ihnen in großem Ansehn. Die Perser liesen ihre Unterweisung der Jugend von den Magiern besorgen. Die Spartaner schätzten den Werth aller Dinge nach ihrer Nutzbarkeit. Da spitzfindiges Nachsinnen und das Gekünstelte in den Wissenschaften oft nur zur Verderbung des Verstandes und Verscheimmerung des Herzens dient, so hielten sie wenig davon. Der Stand eines Soldaten war der einzige rühmliche in Sparta. Daher machte das Jagen einen Theil ihrer Erziehung aus, weil es zur Stärkung ihrer Glieder diente. Sie übten die Jugend von beyderley Geschlecht im Schießen, im Werfen mit der Wurfscheibe, oder mit eisernen Stangen und andern dergleichen starken Uebungen. Um ihre jungen Leute zur Geduld und Standhaftigkeit zu gewöhnen, pflegten sie sie an einem gewissen Feste in dem Tempel der Diana, dieser Göttin zu Ehren, um den Altar herum zu geißeln. Die jungen Leute suchten darinn einen Ruhm, die Schläge mit

*) Diodor. B. I. K. 81.

mit größter Herzhaftigkeit auszuhalten, und Plutarch versichert, er habe mit eignen Augen bey solchen grausamen Fällen viele Kinder umkommen sehn *). Jungen Leuten war es untersagt, nach den Gründen der Gesetze zu fragen, nach welchen sie beherrscht wurden. Um sie zur Kriegslist zu gewöhnen, war allen Knaben eine Art von Diebstahl erlaubt, und sie wurden nur gestraft, wenn sie ihn ungeschickt ausführten. Dieses würde schädliche Würkungen für die Sitten andrer Jugend gehabt haben, ausser nur der spartanischen, welche unterwiesen wurde, Reichthum und Ueberfluß zu verachten, und durch Tugenden, die das Gleichgewicht hielten, durch eine große Strenge des Lebens und der Sitten, auf der andern Seite verwahrt wurde. Der größte Theil ihrer Erziehung bestund darinne, der Jugend richtige Begriffe von Menschen und Dingen beyzubringen. Der Lehrer gab Fragen auf, und lobte alsdenn oder tadelte die darauf gegebene Antwort. Alle Fragen von einer unnützen oder spitzfindigen Beschaffenheit wurden vermieden, und blos solche Dinge handelte man ab, die im bürgerlichen Leben von der größten Wichtigkeit waren. Z. B. Wer der rechtschaffenste Mann in der Stadt wäre? worinne das Verdienst einer gewissen Handlung läge? Ob der Ruhm dieses oder

*) Allg. W. H. II. 865, 866.

oder jenes Helden wohl gegründet wäre. Das aber war ihnen scharf verboten, von Gesetzen oder Gebräuchen andrer Staaten zu reden. Die Musik, so wie sie bey ihren Vorfahren üblich gewesen war, wurde unter freyen Bürgern sehr hochgehalten.

Bey den Macedoniern durften die Jünglinge nicht eher zu öffentlichen Gastmählern, als bis sie einen wilden Eber erlegt hatten

§. 51.

Sprache.

Man hat die Sprache bald in Absicht auf ihren Ursprung, bald in Absicht auf ihre Würkung betrachtet. Mit ihrem Ursprunge verhält sichs eben so, wie mit dem primitiven Stande der Menschen, er ist blos problematisch. So viel wissen wir, daß der Mensch unter andern durch das Sprachvermögen sich von den Thieren unterscheidet, und dies läßt uns mit Gewißheit schließen, daß er dasselbe wird gebraucht haben, so bald ihm das Reden zum Bedürfnisse wurde. Hiervon können die Ursachen theils in ihm, theils auser ihm gelegen haben. Wer will sie alle bestimmen? Unterdessen ist hierüber schon eben so viel gutes gesagt worden, als schlechtes. Epikur und Lucrez haben schon an diese Sache gedacht. Nach dem Rouseau, Maupertuis und Süßmilch, ist diese Frage unter den Neuern eine Lieblingsmaterie worden, bey welcher Gelegenheit die Philosophie immer gewonnen hat, obgleich

gleich die Hauptsache mit Gewißheit nicht kann bestimmt werden. Sich hinsetzen und untersuchen, was wir würden gethan haben, wenn wir die erste Sprache hätten erfinden sollen, ist aus mehr als einer Ursache trüglich. Man kann sich mit jenem Zustande nicht so genau identificiren, daß man nicht aus seiner jetzigen Lage vieles hinnübertragen sollte, welches erst sollte bewiesen werden. In einem Roman den Ursprung der Sprache gewissen heftigen Leidenschaften zuschreiben, mag in so fern angehn, als der Dichter seine Helden unter solche Umstände setzt, daß es ästhetische Wahrscheinlichkeit wird. Das gehört aber alsdenn nur unter die vielen möglichen Dinge. Wenn man Achtung giebt auf Kinder, die noch gar nichts von der Sprache verstehen, so wird man doch finden, daß sie die Sprachwerkzeuge willkührlich gebrauchen, und gegen ihre Puppen gewisse Töne und einzelne Sylben ausstoßen. Sie würden dieses thun, und wenn auch niemand mit ihnen redete. Hier scheint noch keine Nachahmung zu seyn, diese kommt erst alsdenn hinzu, wenn sie etwas zu unterscheiden im Stande sind. Es zeigt also dies von der Begierde, das Sprachvermögen zu gebrauchen, so wie der junge Vogel, ehe er beginnt zu fliegen, seine Schwingen versucht. Durch die in der Folge hinzukommende Nachahmung lernt das Kind gewisse Zeichen, Töne oder gebrochne Worte mit einerley

nerley Sachen verbinden, und seine erste Sprache sind Worte, die lauter Substanzen ausdrücken, ohne Verbindung, als Zucker, Brod, Fleisch ꝛc. Das Verlangen nach diesen Dingen geben sie durch eine Art von Pantomimik zu erkennen, so wie das Bejahen und Verneinen. Nachdem sie eine Menge Zeichen gelernt haben, bringen sie sie haufenweise in mancherley Versetzung vor, bis sie endlich auch hierinne mit andern Leuten eins werden. Aber nun kommen ihnen oft Dinge vor, die sie noch nicht bemerkt hatten, und für welche ihnen die Zeichen noch unbekannt sind. Sie suchen daher ähnliche Zeichen unter den bekannten, und drücken ihre Gedanken nach Nothdurft aus. Als z. B. die Sonne zudecken, heißt den Vorhang vorziehen, ein Bein, wo nichts drinn ist, heißt ein Stiefel, dem Pferde den Nachtkütel anziehn, heißt absatteln und die Decke auflegen, des Pferdes Nachtmütze, die Halfter u. d. gl. Man sieht hieraus, wie die Natur sich bey der Armuth einer Sprache hilft. Diese Bemerkungen sind würklich, und dies sagt die Erfahrung von der Sprache der Kinder. Eine fortgesetzte Geschichte der Kindersprache würde daher sehr vieles bey der Untersuchung über den Ursprung der Sprache überhaupt aufklären.

Anmerkung 1. Den Einfluß der Sprache auf den Verstand hat ausser Montesquieu, Flögel gezeigt; wovon in den Vorlesungen.

Anmer:

Anmerkung 2. Ueber die Frage: ob Menschen, die noch unwissend waren, eine Sprache haben erfinden können? ist Für und Wider gestritten worden.

§. 52.

Ursprung der Regierung.

So sehr es auch dem ersten Ansehn nach scheinen möchte, daß der Trieb nach natürlicher Freyheit §. 14. der Unterwerfung unter gewisse Gesetze zuwider wäre, daß auch sogar sehr viele Schriftsteller den Ursprung einer bürgerlichen Verfassung nicht anders als aus einer eigenmächtig angemaßten und an sich gerißnen Gewalt haben erklären wollen; so muß man doch den Menschen nicht blos von der Seite seiner thierischen Triebe betrachten; sondern es bedenken, daß dieser Trieb in Verbindung steht mit jenem vernünftigen Triebe der menschlichen Natur nach Vollkommenheit. §. 22. 23. Dadurch geht jene Eigenliebe der thierischen Natur über in vernünftige Selbstliebe, und durch diese hat die Natur den Menschen so gut ihm selbst empfehlen wollen, als durch jene; aber mit dem Unterschiede, daß er hier nicht blos sich zu erhalten, sondern auch sich vollkommner zu machen bemüht ist. Fehler in der Wahl des Bessern werden dadurch nicht ausgeschlossen. In dem Stande der Sinnlichkeit wird er Scheingüter für wahre Güter ansehn, und so handeln wie er denkt. Dies war der Fall, da er auf dem zweifelhaften Punkte stund, entweder in den Stand

der

der Wildheit auszuarten, oder den Uebergang zu einer bessern Verfassung zu finden. §. 34. Er zog den Stand der natürlichen Freyheit, der Unterwerfung unter gewisse Gesetze vor; weil er die übeln Folgen von jenem noch nicht empfunden hatte, und von diesem sich keine beßre Vorstellung machen konnte. Es wird daher durch den Uebergang des Menschen in die bürgerliche Verfassung der Trieb nach natürlicher Freyheit keineswegs aufgehoben, sondern dem vernünftigen Triebe untergeordnet, und bekommt seine rechte Richtung, die er nach der Absicht des Urhebers der Natur bey dem Menschen haben sollte. Es geht die natürliche Freyheit über in bürgerliche Freyheit, diese ist das Recht zu handeln, wie es einem gefällt, wenn er nur die natürlichen und bürgerlichen Gesetze nicht übertritt.

§. 53.

Fortsetzung des vorigen.

Die Menschen bedurften gar zu viel Zeit nicht, um einzusehn, daß der Zustand einer Anarchie für sie selbst verderblich und wider den Zweck ihrer ganzen Einrichtung sey. Schwachheit und Bosheit ihrer eignen Mitglieder mußte ihnen diesen Zustand verdächtig machen und sie auf die Gedanken einer gesetzmäßigen Verfassung bringen. Denn ein Zustand, wo einer das Seinige nicht in Sicherheit genießen kann, muß auch dem rohesten Menschen, dessen Begriffe

griffe von Recht und Unrecht noch sehr unvollkommen sind, verabscheuungswürdig vorkommen. In einem solchen Zustande der Anarchie konnte weder innere noch äussere Sicherheit erhalten werden. Nicht die innere; weil das Gesetz des Stärkern in diesem Zustande das einzige war. Nicht die äussere; weil eine solche unordentliche Verbindung durch ihre innere Stärke der Uebermacht nicht widerstehn konnte. Es blieb dahero weiter nichts übrig, als auf Mittel zu denken, wodurch diesem Uebel konnte abgeholfen werden. Und dies gab den Gesetzen ihren Ursprung, und der bürgerlichen Verfassung. Man kann also sagen; Wo die Menschen nicht in einem Zustande der völligen Dummheit leben, aber auch nicht vollkommen weise und tugendhaft sind; da ist der Zustand einer bürgerlichen Verfassung nothwendig.

Eine solche Entstehungsart der Obrigkeit scheint diesem Amte anständiger, als wenn sie Nachkommen von solchen Vorfahren wären, die aus Vertrauen auf ihre Stärke die Schwachheit ihrer Mitbürger sich zu Nutze gemacht und sich eine unumschränkte Macht über dieselben eigenmächtig angemaßet hätten.

Es ist wahr, die Geschichte ist voll von Beyspielen solcher, die die Gewalt über ohnmächtigere Nationen an sich gerissen haben, die hernach aus Nothwendigkeit oder durch die Länge der Zeit das Unrecht ver-

gaßen, und mit den Gewaltthätigkeiten und Usurpationen sich wieder aussöhnten; allein kann man hieraus wol den Schluß machen, daß dieses auch dem ersten Regimente seinen Ursprung gegeben habe? Es scheinen dieser Vorstellungsart sehr viele Umstände entgegen zu seyn, wovon ich nur den einzigen anführen will, daß, wenn die Mitglieder eines Volks es nicht zufrieden gewesen und von den Vortheilen, die sie dadurch erhielten, wenn andere über sie herrscheten, nicht überzeugt gewesen wären, sie gewiß ihre Stärke und Gewalt gemeinschaftlich wider solche würden gebraucht haben, und folglich niemalen eine bürgerliche Verfassung hätte entstehn können.

In der Folge der Zeit war es leichter, daß kleinere Völkerschaften in ein einziges großes Volk zusammenwuchsen, und dieses scheint auch den Umständen eines rohen Volks, das durch langsamen Fortgang in seinen Begriffen von Ordnung und Policey weiter fortschreitet, gemäs zu seyn, daß wir erwarten können, etwas dem ähnliches in jedem großen Reiche zu finden, das aus der Zusammentretung vieler Stämme und Familien entstanden ist *).

Dieses

*) Das Königreich Congo an der südlichen Küste von Afrika, ist in viele große Bezirke oder Provinzen abgetheilt, deren Einwohner einigen Fortgang im Feldbau gewonnen zu haben scheinen. Jeder dieser Bezirke begreift

in

Dieses wird dadurch noch mehr bestärkt, wenn man den Verfall einiger ehedem mächtigen Reiche schon gesitteter Völker betrachtet, die anfiengen, in ihre erste Rohigkeit

in sich eine Menge kleiner Herrschaften, welche vordem unabhängig gewesen seyn sollen, jetzt aber mit einander vereinigt, und einem einzigen Oberhaupte oder Statthalter unterworfen sind. Dieser ist wiederum vom König abhängig und gehalten, ihm gewisse jährliche Abgaben zu entrichten. Von dem Monarchen wird wie bekannt angenommen, daß er eine unumschränkte Macht besitze. Jeder Statthalter hat in seinem Bezirk die gerichtliche Gewalt. Von seinem Ausspruch aber kann man sich an den König als Oberrichter berufen. Gleiche Berichte werden von der Verfassung in den benachbarten Königreichen Angola, Loango und Benin gegeben. S. A. W. H.

Wenn unter einem Volke die Künste und Handlungen oder der Ackerbau zugenommen haben, so ist dieses ein neuer Bewegungsgrund, daß sie sich leichter beherrschen lassen, als in jenen Zeiten, wo sie noch fertig waren, in den Krieg zu ziehen, so oft es die Umstände forderten. Ihre Neigungen sind mehr auf den Vortheil eingeschränkt, den sie von ihrer Arbeit sich versprechen. Sie überlassen daher die Sorge für die äussere Ruhe und Sicherheit andern, denen sie dafür ihre Freyheit willig verkaufen. Freylich ist es alsdenn diesen leichter, sich größere Rechte nach und nach anzumaßen, als ihnen ursprünglich zukamen; weil sie die Gewalt der Waffen allein in Händen haben. Das Volk wird nach und nach seiner Last gewohnt, und söhnt sich mit gewissen eingeführten Gebräuchen aus, und so

Barbarey zurückzusinken. Dieser Fall war bey den Römern in den spätern Zeiten des Reichs. Als die Provinzen großen Theils unabhängig wurden, waren die Einwohner genöthiget, um sich für Einfällen der Barbaren zu schützen, sich unter den Schutz besonderer Großen in der Nachbarschaft zu begeben. Es waren also bey dem Verfall eines Reichs beynahe die nämlichen Anstalten nöthig, die bey Gründung desselben erfordert wurden.

§. 54.

Einfache u. vermischte Regierungsform.

Aus dieser Vereinigung der Menschen zu einem ganzen Volke sind gewisse bürgerliche Verfassungen, die man in einfache und vermischte eingetheilt hat, entstanden. Eine solche vereinigte Volkanzahl wird als eine Person angesehn, die ihre verschiedenen Rechte hat, die von den Rechten der einzelnen Glieder unterschieden sind, welches die Rechte der Majestät genannt werden und die höchste Gewalt ausmachen. Diese ist entweder einer einzelnen Person oder einer einzelnen Klasse von Menschen anvertraut, oder sie wird von mehrerern unabhängigen Mächten ausgeübt. Im ersten Falle ist die Regierungsform einfach, im andern vermischt.

§. 55.

kann die Gewalt zunehmen. Alles dieses aber beweißt noch nichts für den ursprünglichen Stand der bürgerlichen Verfassung, so wenig als die Gewalt die Quelle des Rechts ist.

§. 55.

Demokratie, Aristokratie, Monarchie u. Despotismus.

Zu den einfachen Regierungsformen gehört 1) die Demokratie. Sie besteht in einer solchen Verfassung, wo die höchste Gewalt von dem ganzen Staatskörper zusammen ausgeübt wird. Dergleichen Staatsverfassung war zu Athen, Argos und Carthago. 2) Aristokratie, bey dieser Verfassung ist die höchste Gewalt bey einer besondern Klasse oder einem gewissen Stande der Bürger, welche bisweilen erblich, bisweilen wählbar gewesen. 3) Monarchie ist die höchste Gewalt eines einzelnen Menschen, der ein durch die Gesetze bestimmtes Ansehn hat. 4) Despotismus ist die höchste Macht einer einzelnen Person, die gewaltsamer Weise angemaßt ist, und mit Vernichtung jedes andern Anspruchs oder Vorzugs behauptet wird. Er ist aus Eroberungen oder kriegerischen Usurpationen entstanden. Die schönsten Länder sind durch den Despotismus entvölkert worden, welches Griechenland, Egypten und Kleinasien bezeugen können.

Vermischte Regierungsformen sind entweder vermischte Republiken oder vermischte Monarchien. In vermischten Republiken ist die höchste Gewalt, unter dem ganzen vereinigten Staatskörper und einem Senate, oder einer Versammlung des Adels getheilt.

In vermischten Monarchien ist die höchste Gewalt zuweilen unter dem König und

dem Adel, zuweilen unter dem König, dem Adel und dem Volke getheilt gewesen. S. Ferguson Moralph. S. 37, 38.

Zweytes Kapitel.

Natürliche Geschichte des einzelnen Menschen.

Erstes Hauptstück.

Geschichte des menschlichen Verstandes.

§. 1.

Absicht dieser Lehre.

Das Lehrgebäude der Philosophie von dem Menschen gründet sich auf solche Fakta, die seine Natur betreffen. Folglich müssen diese erst bekannt seyn, ehe man Grundsätze und Regeln daraus herleiten kann. Die Vernunftlehre und überhaupt die Philosophie des Wahren hat es mit dem Verstande, und die Sittenlehre mit dem Herzen des Menschen zu thun. Der Inbegriff von Faktis, die den Verstand betreffen, heißt die Geschichte des Verstandes. Sie begreift alle diejenigen Veränderungen in sich, aus denen das Wachsthum oder die Abnahme des menschlichen Erkenntnißvermögens begreiflich wird. Und in dieser Bedeutung wird hier das Wort Verstand genommen,

genommen, für alle Arten des Erkenntniß-vermögens, in welcher Bedeutung es schon von Philosophen gebraucht worden ist. Hier werde ich nur solche Fakta hinsetzen, die zu meinem Zweck dienen, das übrige aber in die Seelenlehre versparen.

§. 2.

Zweydeutigkeit des Wortes.

Es kann aber die Geschichte des menschlichen Verstandes aus verschiedenen Gesichtspunkten betrachtet werden. Einmal kann der menschliche Verstand als eine Ursache betrachtet werden, und die Geschichte kann den Anfang, Fortgang, und mit einem Worte die Schicksale der Wissenschaften anzeigen. Sodann aber kann der menschliche Verstand als eine Kraft oder Fähigkeit betrachtet werden, die sich nach und nach auswickelt, mit der Verschiedenheit seiner Anwendung oder Würkung verschiedene Namen bekommt, und mancherley Ursachen seiner frühern oder spätern Entwicklung erkennt. Die Gegenstände des erstern sind also die Produkte des menschlichen Verstandes in verschiednen Zeitaltern. Der Gegenstand der leztern ist das Wachsthum der mancherley Erkenntnißvermögen in dem Menschen selbst nebst ihren Ursachen.

§. 3.

Der Mensch, gleich nach seiner Geburt, ist unwissend.

Betrachten wir den Menschen aus diesem Gesichtspunkte, so würde es sehr unnatürlich seyn, wenn wir uns erstlich eine Theorie von demselben vorzeichnen wollten,

um sodann aus derselben die Fakta erklären zu können, die uns die Beobachtung darbietet. Wir müssen also, der natürlichen Methode zufolge, denselben gleichsam für uns hinstellen, und ihn gleich von seiner Geburt an beobachten.

Hier erblicken wir aber ein Geschöpf, welches ausser seiner Hülflosigkeit und Schwäche seines Körpers, auch noch darzu nicht die geringste Spur von Vorstellung oder etwas, das dieser ähnlich wäre, blikken läßt. In den ersten Stunden seines Lebens scheint er nur zu vegetieren. Alle Bewegungen seines Leibes sind blos mechanisch, und einige sind Würkungen seiner thierischen Naturtriebe, wobey man aber keinen Grund hat, irgend ein Bewußtseyn anzunehmen. In diesem Zustande scheint er nur für den Schmerz empfindlich, dieser unterbricht seine Ruhe, so wie er wieder fort ruht, wenn er keine unangenehme Empfindungen hat. Merkmale von angenehmen Empfindungen sind hier fast gar nicht vorhanden, wenn man nicht den Schlaf dafür ansehn will. Und hier haben die Kinder der gesitteten Völker gleiches Schicksal mit den jungen Wilden.

§. 4.

Sensation. Erst nach Verlauf einiger Zeit nimmt man wahr, daß der Mensch Spuren seiner innern Fähigkeiten blicken läßt, die ihm angebohren sind, nicht erst entstehen oder hervor-

hervorgebracht, sondern nur entwickelt werden. In seinem Körper liegen die Zugänge zu seinem Innern. Die Dinge, mit denen er umgeben ist, würken auf seine körperlichen Werkzeuge, und bringen denselben einen veränderten Zustand bey. Diese Veränderung des körperlichen Werkzeugs heißt Sensation oder äusseres Gefühl, und ist nach den fünf äusserlichen Sinnen verschieden.

§. 5.

Sinnliche Vorstellung.

Er giebt Zeichen von sich, daß er diese Veränderungen in seinem Innern gewahr werde, die durch die äussern Gegenstände in seinen Organen gewürkt werden. Man schreibt ihm deswegen ein Bewußtseyn zu. Durch Hülfe desselben wird seine Aufmerksamkeit mehr auf den Gegenstand gerichtet, der die Verändrung in dem sinnlichen Werkzeuge hervorbrachte, und man sagt: er stelle sich die Dinge sinnlich vor.

§. 6.

Vergleichung und Unterscheidung derselben.

Nach Verschiedenheit seiner Organen und der Einwürkung der Gegenstände sind auch die sinnlichen Vorstellungen unterschieden. Nicht alle Vorstellungen, die er durch das Gesicht erhält, können durch die übrigen Sinne erhalten werden, und jeder Sinn insbesondere liefert ihm eine Menge sinnlicher Vorstellungen, die alle von einander unterschieden sind. Eine Eiche und

Rose machen verschiedene Eindrücke im Auge, und so können die Vorstellungen des Geschmacks nicht für die Vorstellungen des Geruchs substituiret werden. Durch die Vergleichung dieser Dinge und Gegeneinanderhaltung derselben unterscheidet er nicht nur sie selbst, sondern auch den Gebrauch seiner Organen.

§. 7.

Wißbegierde. Die Mannichfaltigkeit der sinnlichen Vorstellungen, die sich ihm ohne Mühe darbieten, seine Aufmerksamkeit in Bewegung setzen, und ihm auf eine angenehme Art beschäftigen, verursachen ein Verlangen, sich mit sinnlichen Vorstellungen zu bereichern. Man sieht das Kind vom Gegenstand zu Gegenstand forteilen und ein: Was ist das? giebt dieses Verlangen sattsam zu erkennen, obwol bey einigen mehr, bey andern weniger. Ein Gegenstand, ein Spielwerk, das ihm alltäglich worden ist, setzt es der Langenweile aus. Alles hingegen, was neu ist, hat mehr sinnlichen Reiz und etwas anziehendes. Man könnte dieses, da wir uns hier nur noch mit dem Wachsthum der sinnlichen Erkenntniß beschäftigen, sinnliche Wißbegierde nennen.

§. 8.

Beobachtung. Dadurch wird sein Gemüth stärker auf einen einzigen Gegenstand gerichtet, und er lernt bald aus dem innern Bewußtseyn,

bald

bald aus äussern sinnlichen Vorstellungen und aus Zeugnissen Fakta sammlen, die sich auf die vorhandnen Beschaffenheiten und Veränderungen der Dinge beziehn.

§. 9.

Gedächtniß und Wiedererinnerung.

Durch die Bemerkung der vorhandenen Beschaffenheiten der Dinge bekommen seine Vorstellungen gewisse Aussenseiten und Berührungspunkte, welche bleibende Eindrücke machen, so, daß er entweder nach Absicht und vorsetzlich durch Herumsuchen in seinem Innern einen Gedanken wieder zum Bewußtseyn bringen kan, oder daß diese Gedanken sich von selbst durch irgend eine Verbindung unter einander erwecken und darbieten.

§. 10.

Einbildungskraft und Phantasie.

Seine Vorstellungen setzen sich auf eine wundernswürdige Art zusammen, und zwar bald vorsetzlich und nach gewissen leitenden Ideen bald willkührlich und zufällig. Er führt mit sich selbst ein Gespräch. Er betrachtet seine ehemals gehabten Empfindungen und Gedanken in der Nähe und schaut sie lange an. Dadurch erhalten seine Vorstellungen eine neue Lebhaftigkeit, die ihn oft selbst erhitzt, in Bewegung setzt und Leidenschaften erzeugt. Es entstehen in ihm neue Begriffe durch Zusammensezzung, die bald neu, bald groß, bald seltsam, bald wahr, bald ungereimt sind. Er

lernt

lernt in den verbundnen Bildern die Aehnlichkeit oder das Einerley der Theile oder Eigenschaften, und den Widerspruch oder die entgegengesetzten Beschaffenheiten, Verhältnisse oder Proportionen einsehn. Das Einerley in Beziehungen oder Verhältnissen giebt analogische Begriffe. Nach der Aehnlichkeit der Dinge, die er wahrnimmt, macht er Klassifikationen, Anordnung und Eintheilung. Der Widerspruch führt ihn auf Distinctionen, Antithesen und Kontrasten. Die Analogie auf Figuren, Gleichnisse, Metaphern und Allegorien. Diese Anwendung seiner Kraft hat man bald Phantasie, bald Einbildungskraft genennet. Man kann aber beyde noch von einander unterscheiden.

§. 11.

Erhöhte Einbildungskraft, Witz, Geschmack.

Nach dem Maase der größern Lebhaftigkeit und Empfindlichkeit seiner Einbildungskraft bemerkt er das Wunderbare, Schöne und Sonderbare in den Verhältnissen der Dinge. Durch diese Zusammensetzung entsteht ein großes sinnliches Ganzes, welches er durch einen Schwung über alles gemeine mit feinen und reizvollen Bildern ausschmückt, daß es jeder Einbildungskraft gefällt, sie bewegt oder in Verwunderung setzt. Und diese Fertigkeit, Dinge durch entfernte sinnliche Verhältnisse mit einander zu verbinden, die uns in Verwunderung setzen und gefallen, weil wir sie nicht erwar-

erwarteten, heißt Witz. Das Talent, wodurch er durch eine lebhafte Unterscheidung und schnelle Empfindung das Schöne mit ausnehmender und wollüstiger Empfindlichkeit wahrnimmt, heißt Geschmack.

§. 12.

Geist, schöner Geist.

Diese Talente setzen ihn in Stand, ein Nachahmer der Natur und Schöpfer neuer Schönheiten zu werden. Durch einen vorzüglichen Grad dieser Talente der lebhaften Einbildungskraft und des feinern Witzes wird er zu dem Rang eines Geistes erhoben, der den Namen eines schönen Geistes bekömmt, wenn er durch die Vollkommenheit des feinen Geschmacks sich über dies noch auszeichnet.

§. 13.

Schöne Künste und Wissenschaften.

Dieser Geist gab den schönen Künsten und Wissenschaften ihren Ursprung, deren Natur in der Verbindung des Schönen und Angenehmen mit dem Nützlichen besteht. Sie sind ohnstreitig die ersten, welche gleich nach jenen entstanden sind, deren Gegenstand die Nothwendigkeiten des menschlichen Lebens waren. Der Hang nach allem, was dem Auge gefällt, das Ohr reitzt und überhaupt den Sinnen und der Einbildungskraft schmeichelt, äusserte sich frühzeitig bey den Menschen. Ob man gleich nicht sagen kann, daß ein unförmliches Götzenbild, das sich der Wilde schnitzt,

ihn zum Artisten, ein wilder Gesang darinne er seine Helden besingt, zum Dichter, und der Klang einiger simplen Instrumente zum Tonkünstler macht *); so ist doch so viel daraus einzusehn, daß die Keime dieser Künste bey einer ruhigen Verfassung gar bald hervorschießen, und bey einer sorgfältigen Wartung bald Früchte zeigen. Was waren die Anfänge der Sternkunde und Feldmeßkunst bey den Chaldäern und Egyptiern anders als Versuche? Dieses zeigt sich noch mehr, wenn man wahrnimmt, daß eine jede ausserordentliche Begebenheit, woran der rohe Mensch starken Antheil nimmt, ihn in Bewegung und Leidenschaften hinreißt, die keine gewöhnlichen Ausbrüche

*) Der Tanz und die Musik machen die größten Freuden der Wilden, die Zierde aller ihrer Feyerlichkeiten, und selbst den Glanz ihrer gottesdienstlichen Gebräuche aus. So haben die Schauspiele eine besondre Macht über die rohesten Seelen. Sie befriedigen auf eine leichte Art die Neugier, welche eine Hauptleidenschaft des Barbaren, wie des policierten Menschen ist. Die Wilden an dem Orinoque sind durch nichts so sehr zu gewinnen als durch die Musik. Die Canadier empfangen ihre Bothschafter, die mit ihnen kommen, um Frieden zu schließen, mit feyerlichen Tänzen. Der Tanz der Calumet oder der Pfeife ist bey ihnen der vornehmste. Iselin Th. 1. 270.

Auf Othaheite gab es eine umherwändernde Gesellschaft von Musikanten. Cooks Reisen.

brüche dulden. Er bemüht sich, durch Feyerlichkeiten in seiner Art der Sache eine gewisse Würde zu geben, wodurch sie von gemeinen und gewöhnlichen Erscheinungen unterschieden wird. Obgleich Empfindung für das wahre Schöne hier noch nicht zu vermuthen ist. Die Kunst gieng vor der Wissenschaft her, dann folgte die Theorie.

§. 14.

Poesie.

Sinnliche Gegenstände mit aller Kraft der Harmonie der Rede sinnlich darzustellen, ist das Geschäfte der Dichtkunst. Die ersten Dichter eines Volks oder einer Nation hatten keine andere Aufforderung, dieses Talent zu üben, als ihre eigne Natur. Sie empfanden und dachten einige Dinge stärker und lebhafter als andere, und wurden durch das Feuer der Einbildungskraft und Phantasie einzig für ihren Gegenstand entflammt. Der Ausbruch dieser erhitzten Einbildungskraft theilte sein Feuer der Rede mit, und erhob den Ausdruck und seine Verbindung über den gewöhnlichen Gang der Sprache. Daher wurde eine solche Begeisterung πνευμα genannt.

§. 15.

Kurze Geschichte der Poesie.

Da die erste Geschichte der Dichtkunst überall fehlt, so hat man nach dem, was hiervon noch bekannt ist, und nach den Gestalten, unter welchen diese Kunst bey den Griechen sich gezeigt hat, sie in vier Haupt-

zeiten

zeiten eingetheilt. Die erste Zeit war diejenige, in welcher die ersten Spuren eines dichterischen Genies bloße Versuche (αυτοσχεδιασματα des Aristoteles) waren, die aus Instinkt, aus einem wilden Feuer irgend einer Leidenstaft entstunden. Ein unförmlicher Tanz, ein hüpfender Gesang, dergleichen man etwa noch bey einigen ungesitteten Völkern antrift, war alles. Man konnte sie hier noch keine Kunst nennen. Das lyrische scheint daher die älteste Gattung zu seyn, welches durch den Ausbruch der Leidenschaft verursacht wurde. Die Lustbarkeiten, die jedes wilde Volk nach einem glücklichen Streite anstellt, können Spuren der nachher entstandenen epischen Poesie gezeigt haben.

Nach dieser ersten Zeit setzt man nach einer langen Reihe von Jahren, die zweyte, wo man anfieng, nach gewissen Regeln den Vortrag einzurichten. Die Dichter dieser zweyten Zeit scheinen Lehrer, Gesetzgeber, Häupter und Führer gewesen zu seyn. Hierher gehören, wiewol etwas spät, die von den Griechen zuerst namhaft gemachten Dichter, Orpheus, der die Cosmogonie und Theologie, die er von den Egyptiern gelernt hatte, besang. Musäus, sein Schüler. Eumolpus von den Geheimnissen der Ceres. Thamyris von dem Kriege der Titanen.

Die dritte ist die, da die Sänger sonst nichts als Sänger waren und einen besondern

dern Stand ausmachten. Sulzer meynt, man könnte diese Zeit die Zeit der Barden nennen. Diese, sagt er, waren berufne oder gedungne Sänger, die an den Höfen der Oberhäupter der damaligen kleinen Völkerschaften gehalten wurden, wie Phämius an dem Hofe des Ulysses und Demodokus an dem Hofe des Alcinous. An das Ende dieser Zeit oder zu Anfange der folgenden setzt er den Homer. In der vierten Zeit folgte man blos seinem Genie und der unwiderstehlichem Begierde zu singen, ohne berufen oder gedungen zu seyn, oder eine eigne Profeßion und einen besondern Stand daraus zu machen. Einige Dichter dieser Zeit arbeiteten für die Religion, Philosophie und Politik, andere zum Vergnügen. Zu den ersten gehört Hesiodus, Aesopus, Solon, Epimenides, Simonides und andere. Aeschylus, Sophocles, Euripides und Pindar haben hier die künstliche Poesie auf den höchsten Gipfel der Vollkommenheit gebracht. Zu den andern gehören vornehmlich Anakreon, Sappho und Alcäus, sie sangen zur Belustigung des Witzes *).

Anmerkung. Um meinen Zweck, den ich mir von Anfange vorgesetzt habe, nicht so weit aus den Augen zu verliehren, übergeh ich hier ein Stück meines Plans, welches den Geist der größten Dichter des Alterthums schildern sollte,

*) Sulzers Theorie. 1. Th. 253.

Bayerische Staatsbibliothek München

sollte, es würde mich dies zu weit führen, da ich nicht willens bin, aus diesen Faktis Regeln der Aesthetik zu bilden, und verweise daher meine Zuhörer auf Ramlers Einleitung. Band II.

§. 16.

Redekunst. Die Redekunst hat zur Absicht zu belehren, zu überreden und zu rühren durch sinnliche Darstellung der Gedanken in Worten und Geberden. Man hält dafür, daß sie später als die Dichtkunst erfunden worden, wenigstens glauben die Alterthumsforscher, daß die ersten Schriften in Versen gewesen sind. Der erste Grieche, der in Prosa schrieb, war Pherecides, der Syrer. Der erste Römer war, Appius Cäcus, der eine Rede wider den Phyrrhus verfertigte. Die Beredsamkeit blühte in den Republiken von Athen und Rom am stärksten, weil sie hier ein Mittel war, sich Ruhm und Ansehn zu verschaffen. Mit dem Despotismus ist ihr Verfall fast allemal verbunden gewesen, wie Griechenland und Rom beweisen.

§. 17.

Musik. Die Absicht der Tonkunst ist die Erregung der Empfindungen, durch eine Folge von Tönen, die hierzu geschickt sind. So wie die Empfindungen und Leidenschaften, allem Vermuthen nach, der Musik ihren Ursprung gegeben haben, so ist es nunmehro der Zweck derselben worden, diese zu erwecken, nachdem

nachdem man Regeln der Tonkunst erfunden hat. Nichts steht so in genauer Verbindung mit einander, als das Gehör und das Herz. Die Natur selbst hat diese Verbindung gemacht. Daher sehn wir noch täglich den Ursprung der Musik in der Natur, bey Kindern und halb gesitteten Völkern. Verschiedene griechsche Völker brauchten sie zur Bildung der Gemüther der Jugend. Ehe sie zu einer Kunst oder Wissenschaft wurde, hatten einige Nationen ihre beständigen Nationalgesänge, deren Inhalt und Melodie ihrem Nationalcharakter angemessen waren. Da sie dieselben ihrer Jugend beyzubringen suchten, so war dieses eines der sichersten und stärksten Mittel, ihnen den Charakter der Nation einzuflößen. Plato wolte daher die lydische Tonart in seiner Republik nicht dulten, weil sie zur Weichlichkeit führe. Und solten wol unsere Kriegsmelodien einen andern Ursprung und Zweck gehabt haben, als den Muth der Krieger zu stärken. In der Lehre von Leidenschaften und andern Empfindungen, ist es eine wichtige Untersuchung, wie die Töne zu einer verständlichen Sprache der Empfindung werden? Wenn zu der Musik die Kunst hinzukömt, ihre Töne in der Bewegung und regelmäsigen Stellung nachzuahmen, so entsteht die Pantomime.

§. 18.

Die Mahlerkunst, ist ihrer ursprüng- Mahlerkunst.
lichen Natur nach eine Nachahmung sicht-

barer Gegenstände auf einem flachen Grunde vermittelst Zeichnung und Farbe. In ihrer Kindheit war allem Vermuthen nach ihr Zweck, die Sinne und Einbildungskraft zu belustigen. Hernach da sie zu einer so großen Vollkommenheit gelangt ist, sieht man ihren erstaunlichen Nutzen, den sie dem Psychologen, dem Moralisten, dem Physiognomen und den schönen Künsten sämtlich leistet, zu denen sie selbst ist erhoben worden. Der Porticus und Pöcile zu Athen waren nicht allein Denkmähler der Verdienste großer Männer, sondern auch Sporn zur Nachahmung.

Die Mahlerey war in Griechenland zur Zeit Alexanders des Großen zu ihrer größten Vollkommenheit gelangt, und von der Zeit an, nahm sie stufenweise wieder um ab; vielleicht weil in der Sklaverey, worein dieses Land durch die Macedonische Macht gebracht wurde, das Genie erstickt wurde, vielleicht aber auch, wie Winkelman will, weil bey dem Vollkommnen der Stillstand nicht leicht ist, so, daß alles, was nicht weiter gehn kan, natürlicher Weise zurück geht. Endlich machten noch die Römer der Mahlerkunst in Griechenland ein Ende.

§. 19.

Bildhauerkunst.

Die Bildhauerkunst lehrt sinnliche Gegenstände durch erhabene Figuren aus verschiedener Materie abzubilden. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Verehrung der Götter,

Götter, von denen die Menschen unrichtige Begriffe hatten, Gelegenheit gegeben hat, unter sichtbaren Gestalten dieselben zu zeigen. Die Schrift gedenkt schon der Bilder der Götter in Mesopotamien. Vorzüglich wurde diese Kunst von den Egyptiern, Phöniziern, Griechen und Hetruriern ausgeübt. Die beyden letztern haben sie zu der grösten Vollkommenheit gebracht. Wenn man bemerkt, daß die Griechen überhaupt bemüht waren ihre Mitbürger dadurch zur Empfindung und zum Gefühl großer Charaktere zu gewöhnen, daß sie in den Statuen der Götter der Helden, und der tugendhaften Männer, nicht sowol ihre körperliche Gestalt, als vielmehr die Hoheit und Größe ihres Geistes abbildeten; so ist der Einfluß dieser bildenden Kunst auf das menschliche Gemüth nicht zu verkennen.

In Rom sahe man die Meisterstücke mehr als einen Gegenstand der Pracht, oder als Denkmäler der Kunst an, womit man öffentliche Plätze zierte, und die besten Stücke wurden von griechischen Händen gemacht. Das, was den Geist der Mahlerley und der übrigen Künste verscheuchte, brachte auch dieser Kunst den Untergang, so, daß sie sich jetzo von neuem wieder emporarbeiten muß, nachdem der Geschmack ihren Nutzen gezeigt hat.

§. 20.

In wie fern die Producte der Baukunst durch ihr Ansehn in den Gemüthern der Baukunst.

Menschen Bewunderung, Ehrfurcht, Andacht, feyerliche Rührung u. d. g. erwecken, in so fern sind sie ein Gegenstand des Geschmacks und gehören mit hieher. Und dann besteht das Wesen der Baukunst darinne, daß sie lehre, einem Gebäude Vollkommenheit, Regelmäßigkeit, Schönheit, Schicklichkeit und Zierde zu geben. Hier kann der Baumeister nicht wie der Mahler oder Bildhauer die Natur copieren, sondern muß seine Formen erfinden. Es ist ein Zeichen der tiefsten Barbarey, wo die Völker sich mit bloßen Höhlen oder Hütten begnügen. So wie es auf der andern Seite Achtung für eine Nation erweckt, bey welcher man noch aus Ruinen den Grad der Vollkommenheit ihrer Kunst erblickt.

Die Griechen bekamen diese Kunst wahrscheinlicherweise von den Phöniziern und Egyptiern; brachten sie aber unter ihren Händen zur Vollkommenheit.

Die verschiedenen Bauarten verschiedener Völker kündigen ihren besondern Geschmack an. So weis man die griechische, die römische, gothische, italiänische und französische Bauart. Edle Einfalt und Größe in den Formen, Schönheit, die aus der Proportion der einfachsten Theile und Haupttheile entsteht, war der griechische und römische Geschmack. Die gothische zeigt eine mit Zierrathen und unendlichen Kleinigkeiten überhäufte Größe und Pracht mit Vernachläßigung der guten Verhältnisse.

Die

Die italiänische verbindet Größe und Pracht mit Einfalt, hat aber einige Nachläßigkeiten in einzelnen Theilen. Die französische hat weniger Größe und Einfalt, aber mehr Zierlichkeit und Annehmlichkeit, ist auch in einzelnen Theilen genauer.

§. 21.

Gartenkunst.

Das Wesen der Gartenkunst, sagt Sulzer, besteht darinne, daß sie aus einem gegebenen Platze nach Maßgebung seiner Größe und Lage, eine so angenehme und zugleich natürliche Gegend mache, als es die besondern Umstände erlauben. Sie hat keine andere Grundsätze, als ein gesundes Urtheil und Geschmack auf die Betrachtung dessen angewendet, was in Gegenden, Landschaften und einzelnen Theilen derselben angenehm ist, und aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, nimmt sie eben so gut als die Baukunst ihren Platz unter den schönen Künsten *).

§. 22.

Der Geist als eine Würkung betrachtet.

Aus dem, was bisher gesagt ist, erhellet, daß die schönen Künste und Wissenschaften nach allen ihren verschiedenen Theilen, Töchter des Genies und der Einbildungskraft sind. Es sind Producte von dem

*) Herr Prof. Hirschfeld hat sich unter andern in diesem Felde Lorbeer geholt. Siehe seine Theorie der Gartenkunst.

Vermögen des Menschen, das ihn mit Reichthum an Bildern und sinnlichen Begriffen versieht. Die Geschichte zeigt uns bey einigen Völkern einen schnellen, bey andern einen langsamen Anwachs, und wenn sie beynahe am höchsten gestiegen sind, ihren plötzlichen Verfall und Rückgang. Um also auf die Ursachen zu gerathen, die das Genie, den Geist, den Geschmack und die Einbildungskraft bald heben, bald aber ersticken können; kann man annehmen, daß alles, was den Fortgang dieser Künste bey einer Nation begünstiget hat, oder doch fast allemal mit demselben zugleich gewesen ist, eine Ursache der frühern Auswicklung der Einbildungskraft und des Genies sey, und was im Gegentheil mehrentheils mit ihrem Verfall verbunden gewesen, und vorhergegangen ist, als ein Hinderniß dieser Ausbildung könne angesehn werden. Dieses ist der Fall, wo man den Geist als eine Würkung betrachtet, das heißt, in wie fern das Erkenntnißvermögen in seiner Thätigkeit von der Einwürkung äusrer Ursachen abhängt.

Anmerkung. Da diese Ursachen bey der Einbildungskraft am sichtbarsten sind, so hab ich dieser Materie hier vorzüglich eine Stelle anweisen wollen.

§. 23.

Ursachen, welche auf den Geist würken können.

Man betrachtet den Menschen entweder im gesellschaftlichen Leben und sucht hier die Quellen seines Wachsthums auf, oder auser-

auserhalb desselben. Jene Ursachen werden die sittlichen, diese die natürlichen, oder besser die physischen genannt. Zu den erstern rechnet man die Erziehung, Regierungsform, Sprache und alle die Bedürfnisse, welche aus der Gesellschaft entstehen. Zu den letztern gehört, die natürliche Anlage oder angebohrne Fähigkeit, der Körper und seine Organisation, das Klima und die daher entspringenden Bedürfnisse. Eine jede von diesen Ursachen kann das ihrige zur frühern oder spätern Auswicklung des Geistes beytragen, doch nicht mit Ausschließung der übrigen. Hier werden wir die Sachen historisch und die Fakta in Verbindung mit dem vorigen betrachten, in wie fern sie als Beyspiele beweisen, wie wir sie gesammelt haben.

§. 24.

Erziehung und Genie.

Zur Erziehung rechne ich auch die Beyspiele. Die Gesetze, welche Lycurg zu Lacedämon und Sparta wegen der jungen Leute einführte, sind bekant. S. Kap. 1. §. 50. Sie giengen hauptsächlich auf Geschicklichkeit des Leibes, auf gesetzten Muth, Ernsthaftigkeit und Standhaftigkeit. Die Kinder wurden angesehn als Kinder des Staats, und die Alten hatten das Recht, alles Unrecht, das sie an ihnen sahen, zu tadeln und zu bestrafen. Ihr Unterricht in Wissenschaften gieng mehr auf ernsthafte und solche Dinge, die sie für nützlich

hielten, und diesen Nutzen beurtheilen sie aus ihrem Staatsinteresse. Sie gewöhnten ihre Kinder zur Kürze im Reden und Schreiben. Daher schätzten sie zwar Poesie und Musik, aber nicht durchgängig, sondern nur in wie fern diese Künste die Gemüther nicht weichlich machten. Daher wurde Archilochus aus Sparta verjagt, weil er in Versen gesagt hatte: es wäre klüger zu fliehen, als mit den Waffen in der Hand zu sterben. Ob sie gleich einige Dichter an sich gezogen hatten, so wurden doch nur solche Gedichte von ihnen angenommen, welche vorher von den Obern waren gebilliget worden. Die Alcäische und Anakreontische Muse wäre daher gewiß nicht ihrem Genie angemessen gewesen, weil des Thejers Seele nur von Gegenständen einer sanften Wollust trunken, mit feinem Geschmack der leichten Einbildungskraft herumschwärmte. Eben so würde die Muse des Rabelais, Butler und Schwift in Sparta ihr Glück nicht gemacht haben, obgleich Lycurg die Bildsäule des Lachens mitten in Sparta aufstellen ließ. Im Gegentheil war ihnen die Muse ihrer Landsleute, des Cynethon, Dionysodotes, Areus und Chilon willkommen. Lycurg gab sich zwar Mühe die Werke des Homers zu sammeln, aber nicht sowol den Geschmack der Dichtkunst, als vielmehr den Geist der Tapferkeit zu erweitern, sie zu Achillen und Hektoren zu machen. Wenn sie wie Thales, die Bürger zur Eintracht

und

und Gehorsam der Gesetze, wie Tyrtäus gegen Feinde unüberwindlich und zu Siegern, und wie Homer sie zu Staatsmännern und Helden machten, dann waren ihre Gesänge lycurgisch schön. Kurz, was starke männliche Tugend lehrte. Aus diesem allen läßt sich die Kühnheit, Tapferkeit, Härte, Eifersucht für Ehre und Freyheit, Verachtung der Trägheit und Uippigkeit, die Kürze, der Nachdruck, die Zierlichkeit im Reden und Schreiben der Spartaner begreiffen.

Das, was oben vom Nationalcharakter ist gesagt worden, hat hier einen Einfluß. Um die Römer, ein härteres Volk, als die Griechen, wider das Mitleid zu härten, sie zu gewöhnen, nicht für dem Tode fürs Vaterland zu erschrecken, lies man in den Amphitheatern Kriegsgefangne auftreten und sich einander ermorden. Theseus läßt sich in der Tragödie des Seneca die zerrißnen Gliedmaßen seines Sohnes Hippolytus herbeybringen und legt sie mit kaltem Blute vor sich hin. Die Griechen hingegen stellten ihren Bürgern nicht das Unglück selbst zur Schau, sondern das Gemählde des Unglücks.

Man vergleiche hiermit, was §. cit. 50. von der Erziehung der Perser und Egyptier ist gesagt worden. Mehrere Beyspiele werden um der Kürze willen dem mündlichem Vortrage überlassen.

§. 25.

§. 25.

Regierungsform und Genie.

Sklaverey und freye Musen sind immer widersprechende Dinge gewesen. Hier muß die Einbildungskraft ihre Schwingen verliehren, und kann sich nicht mit freyem Fluge über erhabene Gegenstände ausbreiten; so wie sie im Gegentheil da gern sind, wo sie Schutz, Freyheit und Achtung genießen. Rom, die freye Republik, hatte große Redner; unter den Kaisern verstummten die Rednerstühle. Unter dem Hadrian unterdrückte man den Homer und setzte den Antimachus an seine Stelle. So gieng es in Griechenland der Mahlerey und Bildhauerkunst, da dieses Land von der macedonischen Macht unterdruckt wurde. Zu den Zeiten des Tyrannen Tyberius in Rom und seiner Nachfolger traf man keine Funken vom alten römischen Geiste an. Eben dieser Despotismus mag nebst andern Ursachen, eine Ursach der Dummheit der orientalischen Völker seyn.

§. 26.

Sprache und Genie.

Man hat die Anmerkung gemacht, daß Homer in der scythischen oder einer andern barbarischen Sprache, die Ilias nicht würde gesungen haben, und wenn er es unternommen hätte, so würden seine Gesänge zwar immer das Werk eines großen Genies, aber unendlich weit unter der Ilias gewesen seyn, die wir jetzt haben. Tausend Dinge, die er in der griechischen Sprache zeichnen konnte, würden in der scythischen Ilias nicht

gewesen

gewesen seyn. Ja ich glaube sogar, daß er nie der königliche Dichter würde geworden seyn, wenn er die griechische Sprache nicht geredet hätte. Sprache und Denkungsart sind so genau mit einander verbunden, daß man aus der Sprache und Schreibart auf die Denkungsart sowol eines einzelnen Menschen, als auch einer ganzen Nation schließen kann. Der Genius einer Muttersprache giebt der Einbildungskraft desjenigen, der sie spricht, eine eigne Richtung. Man darf nur, um dieses einzusehn, einige Sprachen mit einander vergleichen. Und dies scheint die Ursache zu seyn, warum Uebersetzungen fast allezeit verliehren müssen. Die spartanische Denkungsart war eine eigne in ihrer Art; aber auch die Art sich auszudrücken. Wer die letztere lernte, gewöhnte sich natürlicherweise, die nachdrucksvolle Kürze im Denken mit an.

Tägliche Erfahrungen beweisen an den Kindern, daß sich ihre Fähigkeiten mit der Sprache immer mehr entwickeln. Man will sogar bemerkt haben, daß in der Wildniß gefangne Menschen, nachdem sie die Sprache gelernet haben, sich bald zu menschlichern Sitten gewöhnt, und von ihrem vorigen Zustande nichts mehr gewußt haben, woraus man freylich beweisen könnte, daß ohne Sprache kein Gedächtniß möglich, und daß aller Anschein desselben bey Thieren nur Einbildungskraft sey.

Mit der Cultur der Muttersprache hat man immer größere Genies aufstehn sehn und die Wissenschaften sind mächtig fortgeschritten, so wie sie mit der Barbarey der Sprache wieder gefallen sind.

Alles, was eine Sprache bestimmt macht, ist auch ein Mittel, Verwirrung in Gedanken zu vermeiden.

Umgekehrt ist der Einfluß des Genies auf die Sprache von gleicher Erheblichkeit.

§. 27.

Bedürfnisse und Genie.

Dieses kann aus dem Obigen, aus der Lehre von den Trieben, Neigungen und Bedürfnissen verstanden werden, um dies nicht zu wiederholen, verweise ich auf das erste Kapitel.

§. 28.

Organisation und Genie.

Ich nehme mit andern, die über diese Materie gedacht haben, an, daß wer von Natur kein Genie hat, solches auch nicht durch physische Ursachen erhalten werde, so wenig als durch die sittlichen. Da ich hier nur noch aus Bemerkungen schließen muß, so berufe ich mich, um dies zu beweisen, auf Erfahrungen. Unter andern Bedeutungen, die diesem Worte bisweilen gegeben werden, hat es auch diese, daß man es für eine vorzügliche Geschicklichkeit zu einer bestimmten Kunst nimmt, und in dieser Bedeutung pflegt man zu sagen, daß einer zu einer Sache vorzüglich aufgelegt sey. Und da

wird

wird man oft finden, daß Menschen bey übrigens gleichen Umständen, doch in verschiedenen Fächern Genie beweisen, dergestalt, daß wenn sie nicht in dasjenige Fach gerathen, zu welchem sie von Natur bestimmt sind, sie in allen andern für Dummköpfe angesehen werden. Eine andere Anlage kann ihnen durch nichts gegeben werden. Eben so verhält es sich mit dem Genie in der weitläuftigen Bedeutung. Organisation, Klima, Erziehung, können es nicht hervorbringen, aber sie können es erwecken, auferziehen, und pflegen.

Ob wir gleich noch nicht haben beweisen können, daß es keine angebohrnen Ideen gebe, so haben wir doch den Ursprung aller sinnlichen Begriffe aus der Empfindung abgeleitet. Kap. II. §. 6. 8. 10. Organisation ist überhaupt die Einrichtung der innern und äussern Werzeuge des Menschen, die zum Empfinden und Denken unentbehrlich sind. Nach der Beschaffenheit derselben wird sich also die Empfindung und nach dieser die Vorstellung und die Zusammensetzung dieser Vorstellungen in der Phantasie und Einbildungskraft richten. Nach Verschiedenheit dieser Werkzeuge werden die Menschen früher oder später zu vernünftigen Beschäftigungen geschickt. Kap. I. §. 9. Daher ist die Phantasie und Einbildungskraft, und überhaupt die ganze Denkungsart im Alter anders, als in der Jugend. Daher der Einfluß des Temperaments

auf

auf eine flüchtige, oder langsame Denkungsart. Alles beweißt, das der Mensch in seinen Vorstellungen, die er sich von der Welt macht, von der Lage seines Körpers abhängt, und hierzu gehört seine Organisation. Man kann also sagen, daß kein glückliches Genie ohne eine glückliche Organisation sey.

§. 29.

Klima und Genie.

Zu dem Klima gehört nicht allein der Unterschied der Breite, sondern auch die Natur des Erdreichs, des Wassers, der Winde, die Schwere und Leichtigkeit, Wärme und Kälte der Luft, und die Nahrungsmittel, welche die Natur in einem gewissen Erdstriche herfürbringt, und deren sich die Menschen bedienen. Den Einfluß desselben hat Herr Flögel aus richtigen Erfahrungen vorzüglich gut gezeigt. Ausser dem Einfluß auf das Pflanzen- und Thierreich nimmt man auch eine merkliche Veränderung in verschiedenen Himmelsgegenden an den Körpern der Menschen wahr. Der Einfluß auf den Geist muß daher, wo nicht unmittelbarer Weise doch mittelbarer Weise zugestanden werden. §. 28. besonders da wir hier das Wort Geist noch immer in der Bedeutung nehmen, wie es §. 12 dieses Kapitels ist beschrieben worden. Die bekannten Worte des Vitruvius werden vom Home und Flögel angeführt. Unter einem gemäßigten Klima kommen gemäßigte Körper herfür, in den kalten Gegenden, wo

die Sonnenhitze die Säfte nicht austrocknet, findet man große Körper, (nur die Lappländer sind eine Ausnahme) und eine rauhe harte Stimme. Die Einwohner haben eine weisse Farbe, gerathe und rothe Haare, blaue Augen und sind vollblütig. Unter dem hitzigen Klima findet man kurze Körper, eine braune Farbe, krause Haare, schwarze Augen, schwache Beine, und wenig Blut *). In den mittägigen Gegenden sind die Menschen, wegen der geringen Menge des Bluts furchtsam, aber wegen der feinen Himmelsluft denken sie lebhafter, geschwind und hurtiger; doch ist die Tapferkeit nicht ihr Erbtheil, sondern sie werden im Streit leicht überwunden. In den nordlichen Gegenden sind die Einwohner von einer langsamen Denkungsart, zum Kriege gebohren und abgehärtet, sie stürzen ohne Furcht mit aller Macht in die Feinde, aber wegen ihrer trägen Gemüthsart ohne Ueberlegung **).

Hierzu kommt noch das Temperament und die Bedürfnisse, die mit jedem Klima verschieden sind. Siehe §. 49. 50. Kap. I.

§. 30.

Sinnliches Absonderungsvermögen.

Wir haben bisher den Menschen von der Seite beobachtet, wie sein Erkenntnißvermögen

*) Aehnliche Gedanken findet man beym Aristoteles in seiner Physiognomik.

**) Vitruv. B. VI. K. 1.

vermögen durch die Empfindung nach und nach ausgewickelt wird. Die Sinne versahen ihn mit Bildern, mit sinnlichen Begriffen, die das Gedächtniß aufbewahrte und die Einbildungskraft erweiterte und zusammensetzte. Weiter können wir nach keiner Quelle der Erkenntniß fragen, die eher müßte gesetzt werden. Wir müssen nun den Menschen ferner beobachten, wie er diesen Vorrath von sinnlicher Erkenntniß, womit ihn die Empfindung bereichert hat, weiter bearbeitet.

Die Erfahrung lehrt, daß er die Dinge mit gewissen Namen belegt, je nachdem sie einerley oder verschiedne Gestalten haben, oder überhaupt auf ihn würken. Das Kind und der gemeine Mensch, nennt die Bluhmen und Pflanzen bey ihren besondern Namen. Fragen wir, warum er z. B. die Rose nicht mit dem Namen einer Nelke belegt, so wird er sagen: „weil es keine Nelke ist." Und woher weis er das? „Weil sie nicht solche Gestalt und solchen Geruch hat." Man sieht hieraus, daß er die Dinge in gewisse Klassen bringt und einer ganzen Klasse einen gemeinschaftlichen Namen giebt. Ein einzelnes Ding begreifen oder kennen, heißt daher nichts anders, als die Klasse wissen, zu welcher es gehört. Aber die Merkmale, nach denen er die Dinge klaßificirt, sind nur noch sinnliche Merkmale. Dinge, die seine Organen auf einerley Art afficieren, nennt er Dinge von einerley

Art,

Art, und wenn sie verschieden auf ihn würken! Dinge von verschiedener Art. Und so steigt er aufwärts von der sinnlichen Idee einer Rose, zur Idee einer Bluhme, von dieser zur Idee einer Pflanze eines Gewächses u. s. w. Aber immer sagt er uns nur, was die Dinge für seine Organen sind. Indem er sich also gewisse sinnliche Beschaffenheiten und Umstände abgesondert von andern Beschaffenheiten und Umständen vorstellt, sagt man, daß er abstrahiere, und da dieses nur nach sinnlichen Merkmalen geschieht, so wird es sinnliche Abstraktion genannt, und die daher entstandenen Begriffe, sinnliche Abstrakta, die aber immer noch einem einzelnen Dinge gleichen.

§. 31.

Höheres Absonderungsvermögen, Verstand.

In dem er ferner diese sinnlichen Abstrakta mit einander vergleicht, so findet er noch andere Merkmale, die sie mit einander gemein haben, die nicht so bald in die Sinne fallen, sondern durch einiges Nachdenken gefunden werden. Diese lößt er in Gedanken ab, von solchen, wodurch sie sich noch unterscheiden, und stellt sie sich als ein Ganzes besonders vor. So lernt er ein Ding von seinen Eigenschaften unterscheiden, und die nothwendigen Beschaffenheiten von den zufälligen absondern. Dadurch erhebt er seine Gedanken zu der Deutlichkeit der Notionen. Und indem er ei-

nen solchen Gedanken von neuem zergliedert, so kommt er endlich auf einfache Begriffe, die die ersten in einer gewissen Reihe sind, dies giebt seinen Gedanken Ordnung. Diese Anwendung seiner Denkkraft hat man insbesondre Verstand genennt.

§. 32.

Raisonnement.

Diese Absonderung ist das Entgegengesetzte der Erdichtung, und der Grund von allgemeinen Vernunftsätzen, und viel umfassenden Betrachtungen. Der Mensch hat nicht so bald Gebrauch von seinem Verstande gemacht, als er auch anfängt, vernünftige Untersuchungen anzustellen, über die Begebenheiten und Veränderungen, die sich bey ihm und in der Welt zutragen. Die Betrachtung des großen Weltgebäudes, davon er nur einen kleinen Theil in seinem Würkungskreise erblickt, und wovon er selbst ein Theil ist, werden ihn z. B. gar bald auf die Fragen leiten: Woher ist alles dieses entstanden? Woher bist du selbst entstanden? und warum bist du da? Diese Fragen sind für seinen Verstand nunmehro zum Bedürfniß worden, er sucht demselben abzuhelfen, und denkt nach. In diesem Nachdenken oder in dieser vernünftigen Untersuchung concentrirt sich die ganze Ausübung seiner Denkkraft. Er sammelt Fakta oder Beyspiele durch die Beobachtung. Stellet diese in gewisse Reihen neben einander, dies giebt die

Geschichte. Ziehet aus derselben allgemeine Begriffe; aus den Grundfaktis und aus ihrer Vergleichung Grundsätze und Grundgesetze. Diese wendet er hinwiederum auf einzelne Erscheinungen an, sucht diese aus jenen zu erklähren, und seine Erklährung zu beweisen. Indem er so arbeitet, hat man gesagt, daß er raisonnire oder seine Vernunft brauche. Und dieses hat allen Theorien ihren Ursprung gegeben.

§. 33.

Gesunde Vernunft. Beweiß.

Die Natur hat seinen Verstand so eingerichtet, daß er nicht anders kann, als gewissen Wahrheiten augenblicklichen Beyfall zu geben, bey andern aber seinen Beyfall zurückzuhalten, oder die Sachen zu verwerfen. Dieses Talent, wodurch er durch die Natur bestimmt ist, das, was für ihn Wahrheit ist, mit augenblicklichem Beyfall und lebhafter Ueberzeugung, ohne weitre Untersuchung zu erkennen und zu glauben, und das Gegentheil zu verwerfen, heißt gesunde Vernunft *). Auf der andern Seite giebt es gewisse Wahrheiten, die er nur erst durch Herleitung aus Mittelbegriffen erkennen muß. Er verlangt in dem Fall einen Beweiß. Derselbe schließt entweder die Wahrheit oder Falschheit der Regel aus der Anwendung auf gewisse Fak-

*) Siehe meine physischen Ursachen des Wahren. Absch. II. 253.

ta, oder beweißt das Faktum aus der Regel oder Gesetz. Das eine hat man den Beweis a posteriori, das andre den Beweis a priori genannt. Der Beweis überhaupt ist also nichts anders, als die Anwendung der Vernunft zur Hervorbringung der Ueberzeugung.

§. 34.

Wissenschaft. Dieses herrliche Talent des Menschen hat allen Wissenschaften ihren Ursprung gegeben, in wie fern dieselben als Producte seines Verstandes und seiner Vernunft anzusehn sind. Betrachtet man sie nach ihrer innern Einrichtung, so werden drey Stücke dazu erfordert. Erfindung, Anordnung und Beweis. Erfindung — weil eine jede Wissenschaft Regeln oder Gesetze enthält, die zur Erklährung gewisser Erscheinungen angewandt werden müssen. Diese müssen aus den Faktis gefunden werden. Anordnung ist die Darstellung der Gründe, und in der Theorie das Verhältniß der Ursachen und Würkungen, wie sie über einander Licht verbreiten und einander aufklähren. Beweiß besteht in der Vergleichung und Zusammenkettung dieser Gründe zur Ueberzeugung. Der Inbegriff von Wahrheiten, die auf solche Art vorgetragen sind, heißt eine Wissenschaft, und derjenige, der eine vorzügliche Fähigkeit und Fertigkeit besitzt, Wahrheiten auf diese Art zur Ueberzeugung darzuthun, heißt

heißt ein wissenschaftlicher Kopf, oder Genie. Wenn diese Wissenschaft sich blos mit Aufstellung der Grundsätze und Regeln beschäftiget, wird sie theoretisch genannt, und eine Erklährung aus Grundsätzen heißt Theorie; in wie fern sie aber wieder angewandt wird, zur Einrichtung würklicher Begebenheiten oder Handlungen, heißt sie praktisch, und dies vollendet alsdann die ganze Sphäre der Erkenntniß. Die Wissenschaft, welche die Regeln zum Denken bey Erfindung der Wahrheit vorträgt, heißt **Vernunftlehre.**

§. 35.

Philosophie.

Nicht jedwede Art über eine Sache zu denken heißt Philosophie, so wie auch nicht jedwede Art zu denken des gemeinen Mannes von gesundem Menschenverstande deswegen unphilosophisch ist, weil er die Regel nicht weis, nach der er gedacht hat. Die Absicht der Philosophie muß, wie bey jeder Wissenschaft, die Ueberzeugung seyn, diese erfolgt durch die Einsicht in den Zusammenhang der Gründe aus deutlichen Vorstellungen. Diese Anwendung des Verstandes und der Vernunft zur Ueberzeugung seiner selbst und Anderer durch die Einsicht in den Zusammenhang der Vernunftwahrheiten aus deutlichen Vorstellungen heißt Philosophie. Ich erfodere eine Einsicht in den Zusammenhang der Wahrheiten und deut-

liche Vorstellungen, und schließe dadurch den von dem Namen eines Philosophen aus, der die Sätze, die in der Philosophie vorgetragen werden, blos historisch weis. Ich erfodere ferner zur Absicht des Philosophierens Ueberzeugung; dies gilt wider den Sophisten, der durch eine elende Versetzung der Worte, und kindisches Wortspiel sich zum Philosophen disputieren will. Endlich wird durch die Ordnung, die vermöge des Zusammenhangs in der philosophischen Erkenntniß herschen muß, die gemeine Erkenntniß ausgeschlossen. So weit also der Verstand und die Vernunft des Menschen reichen, so weit gehet auch das Gebiete der Weltweißheit. Aber über Dinge philosophieren wollen, die über den menschlichen Verstand gehen, gleicht einer Mücke, die sich mit ihren Fittigen dem brennenden Lichte nahet, und ist aus mancherley Ursachen schädlich. Die Geschichte, als Geschichte gehört zwar nicht mit in ihren Bezirk; in wie fern sie aber die Fakta hergiebt, über die sich der philosophische Geist ausbreitet, ist sie die reichste Quelle seiner Entdeckungen. Die großen Gegenstände, womit sich die Philosophie beschäftiget, sind der Mensch, die Welt und Gott, Der Urheber der Natur gab dem Menschen drey Grundkräfte. Das Gefühl des Wahren oder die gesunde Vernunft, das Gefühl des Moralischguten und das Gefühl des Schönen oder den Geschmack.

Diese

Diese sucht die Philosophie ihren großen Bestimmungen immer näher zu bringen. Daher entsteht Philosophie des Wahren, des Guten und des Schönen. Oder, welches einerley ist Philosophie des Verstandes, Philosophie des Herzens und Philosophie des Geschmacks. Nicht als wenn die Philosophie des Guten und Schönen nicht auch zugleich mit für den Verstand gehöre; sondern weil ihre Absicht in den beyden letztern hauptsächlich auf die Ausbeßrung der beyden andern Grundkräfte gerichtet ist. In der Vernunftlehre entwickelt sie die Regeln für den Verstand des Menschen, und lehrt über ihre Gegenstände geschickt nachzudenken. Sodann führt sie ihn zu jenen allgemeinen Grundsätzen und Begriffen, wodurch sie Wahrheiten transcendent macht und wird Metaphysik oder Grundwissenschaft genannt. Hier beschäftiget sie sich entweder mit solchen Grundsätzen des Wahren insbesondere, die die ersten sind in der menschlichen Erkenntniß, die aus den übrigen abstrahiert und auf sie wieder können angewandt werden, und heißt alsdann Metaphysik des Wahren; oder sie sucht die allgemeinen Grundsätze vestzustellen, worauf sich die Philosophie des Herzens gründet, und heißt Metaphysik des Guten; oder sie beschäftiget sich endlich mit der Auflösung des Geschmacks und zieht Grundsätze aus allgemeinen Begriffen von demselben ab, und

wird alsdann Metaphysik des Schönen genannt. Die Metaphysik des Wahren begreift in sich die Lehre von der Welt, die Körperlehre, die Lehre vom Einfachen, die Geisterlehre u. s. w. Von der Welt und vom Menschen erhebt sie sich zu der Lehre von Gott und wird alsdann natürliche Theologie. Dieses zusammen macht den theoretischen Theil der Weltweißheit aus. Die Mathematik hat man mehrentheils als einen besondern Theil der Weltweisheit betrachtet, sie beschäftiget sich mit Erfindung der Größen. Der praktische Theil der Philosophie begreift in sich, das Recht der Natur, die Moral, Aesthetick und Staatsklugheit.

Anmerkung. 1. Von den Ursachen, die auf den Verstand des Menschen würken, siehe §. 23. dieses Kap. mit den folgenden, welches mit leichter Veränderung hier kann angewandt werden.

Anmerkung. 2. Die Schicksale der Philosophie müssen aus der philosophischen Geschichte und Litterarhistorie erlernt werden. Es fehlt noch ein Buch, welches aus den Faktis der philosophischen Geschichte, das Wachsthum des Verstandes durch verschiedne Zeitalter und seine erlittenen Revolutionen erklährte. Aber wer wil's machen? Wenn Batteux diese Idee gehabt hätte, anstatt jener, die Meynungen einiger Philosophen über gewisse einzelne Wahrheiten zu compilieren, welches vor ihm schon längst in Teutschland geschehen ist, und hätte es auch nur so gemacht, wie seine Geschichte der Meynungen der Philosophen von den ersten Grundursachen der Dinge;

so

so würde er wenigstens manchen philosophischen Kopf geweckt haben, mit Hand anzulegen.

§. 36.

Das Principium der schönen Künste ist der Geschmack, das Principium der Philosophie, die gesunde Vernunft, beydes unveränderliche Principien der Natur und unpartheyische Richter in ihrem Gebiete. Demohnerachtet, welche Verschiedenheit in den Reichen dieser Wissenschaften! Mit jedem Philosophen, der an die Spitze trat, sehn wir Revolutionen, Streitigkeiten und sehr oft entgegengesetzte Systeme, daß jeder, der ein für allemal mit sich zu Stande kommen will, mit Untersuchung der Grundsätze der Wahrheit und Glückseeligkeit, immer wieder von Grund aus bauen muß, und hier ist immer wieder die erste Frage: welchen Weg er nehmen, welche Regeln der idealischen Baukunst er am sichersten befolgen soll, damit sein Lehrgebäude wenigstens ihm die veste Beruhigung gewähre, die er sucht; da unterdessen die Künste immer ruhig fortschreiten, und wenn sie auch bisweilen ruhen, so scheint es nur, daß sie auf Genies warten, die ihnen einen neuen Schwung geben sollen. Man weis, daß nachdem die Kritik und die Philosophie zu den schönen Künsten traten, es ohne Unruhe nicht abgegangen ist; aber welcher Unterschied zwischen diesem Zwist und den hartnäckigen Kriegen der Philosophen! Und eben da man anfieng den Geschmack aufzulösen

Schlußanmerkung.

lösen entstunden Trennungen. Die Ursachen scheinen ganz natürlich diese zu seyn. Die schönen Künste bleiben immer mehr der Empfindung und den Regeln des Geschmacks getreu; die Philosophie entfernte sich frühzeitig von der Empfindung und gieng in Spekulation über. Auch verursachte dieses die Verschiedenheit der Gegenstände und der Methode.

Ich will eine andere Wendung nehmen, um diese Sache aus einander zu setzen. Die Regel ist immer später gewesen als das Faktum. Man hatte Dichter und große Künstler, ehe Aristoteles mit seiner Poetik und ehe Longin und Quintilian erschienen. Hier ist von Seiten der Philosophie kein Unterschied. Die Griechen hatten lange philosophiert, ehe der Eleatische Zeno *) und Aristoteles kam, und Regeln zum Denken gaben; aber waren diese für die Philosophie wol das, was Longin und Quintilian für die schönen Künste waren **)? Diese hatten Natur und Meisterstücke

*) Er soll nach dem Laertius der erste gewesen seyn, der eine Dialektik verfertigte. Inuentorem Dialecticae Zenonem, sicuti et Empedoclem Rhetoricae, fuisse, Aristoteles auctor est. L. IX. Segm. 25. und im Prooemio Segm. 18. Quod Dialecticae sit ambarum partium expendere rationes und fügt hinzu, sola usque ad Archelaum physica viguit: a Socrate vero Ethica initium sumsit et a Zenone Eleate, Dialectica.

sterstücke vor sich, aus denen sie ihre Gesetze abstrahieren konnten. Aber wo waren die Meisterstücke in der Philosophie? Wo war der philosophische Kopf, der so richtig dachte, wie Homer richtig empfand, wer wollte also hier Longin seyn, wo kein Homer war? Die Philosophie scheint diese Krankheit mit aus der Wiege gebracht zu haben. Thales und Pythagoras, die Väter der griechischen Philosophie, führten beynahe zu einer Zeit gleich anfangs zwey verschiedne Wege zu philosophieren ein. Der eine zeigte richtigen Verstand, und war zu Beobachtungen aufgelegt, der andere hatte einen Hang zum Enthusiasmus. Aristoteles muß wenigstens keinen Vorgänger gehabt haben, über dessen Kopf er hätte können oder wollen commendiren. Denn er fieng gleich damit an, daß er die Gebäude seiner Vorgänger niederriß. Es scheint also, daß die Vernunft erst verschiedene Irrgänge durchlaufen mußte, damit der Denker auf die Natur des menschlichen Kopfs aufmerksam gemacht wurde, und auf den Gedanken kam, daß alle unsre Erkenntniß von Empfindungen anfangen müsse.

Nächst

**) Zeno gehörte mehr in die Klasse der Sophisten, als der wahren Philosophen, welches seine Achillea argumentio beweist.

Omnia perstringens, Zeno disceptat, vtraque
ex parte invictus. S. Bayle Dict. Zenon d'Elée.

Nächst dem sind auch die Gegenstände beyder Disciplinen verschiedner Natur. Die schönen Wissenschaften haben es hauptsächlich mit der Empfindung des Schönen zu thun, und die Sinnen sind Richter in der Sache. Die Philosophie hat unzählige Gegenstände und Verhältnisse der Gegenstände, die nicht immer durch die Empfindung konnten erkannt werden, daher entstunden Spekulationen, Hypothesen und Schlüsse. So bald der Verstand etwas tief in die Natur der Dinge eindringt und sich mehr und mehr von dem Gefühl entfernt, so wird der Zwang zum Beyfall verringert, der beym Gefühl so stark ist, und man setzt sodann das Raisonnement an die Stelle der Empfindung. So war es in dem Streit über die Natur des Schönen.

Sodann finde ich von Seiten der Methode eine neue Ursache dieser Verschiedenheit. Die schönen Wissenschaften haben eine einzige Methode, nämlich die natürliche. In der Philosophie hat man neben diese noch die künstlichen gestellt, und in diesen wiederum verschiedene Abänderungen gemacht, wie man aus der Vergleichung des Baco mit dem Aristoteles, Wolf und anderen sehen kann.

Endlich gehöret noch mit hieher die Neigung, ein Stifter neuer Sekten zu heissen und jenes bekannte αυτος εφα·

Zweytes Hauptstück.
Geschichte des menschlichen Herzens.

§. 1. Absicht dieser Lehre.

Auf die Geschichte des menschlichen Herzens gründet sich die Sittenlehre, die Lehre von der Freyheit und die schönen Künste. Die Geschichte sieht auf die Veränderungen bey dem Menschen, auf seine Art zu handeln, und überläßt die Gesetze der Theorie. Aus diesem Gesichtspunkte, werde ich hier den Menschen betrachten.

§. 2. Neigung zur Ruhe und Antrieb zur Thätigkeit.

Wir sehn den Menschen bisweilen ruhig, bisweilen in Bewegung, schläfrig oder feurig, vergnügt oder mißvergnügt, furchtsam oder unerschrocken; dies drückt sich in seinem Aeussern aus, und ist ein Zeichen, daß die Dinge, mit denen er zu thun hat, eine ungleiche Würkung auf ihn thun. Man muß beobachten, was in uns selbst vorgeht, um die Grundfakta herauszuholen, worauf sich alle Veränderungen zu letzt beziehen.

Der Zustand, in welchem wir ruhig sind, ist dem Zustande der Bewegung entgegengesetzt. Beyde Zustände wechseln unaufhörlich mit einander ab, und das ganze Leben des Menschen ist eine solche beständige Abwechslung dieser Zustände der Ruhe und der Bewegung oder Thätigkeit.

Die Dinge, mit welchen wir umgeben sind, können den Zustand der Ruhe nicht hervor-

hervorbringen, ihre Einwürkung ist demselben entgegen und hebt ihn auf. Wenn daher derselbe erfolgt, so rührt er von innen her. Hingegen kann der Zustand der Bewegung sowol von innen als von aussen her gewürkt werden. Von innen; wenn wir uns selbst zur Thätigkeit bestimmen. Von aussen; wenn die Gegenstände, mit welchen wir zu thun haben, denselben veranlassen. Alles dieses lehrt die Erfahrung. Etwas ähnliches bemerkt man in der Körperwelt bey der anziehenden und den Mittelpunkt fliehenden Kraft.

Anmerkung. Es giebt nicht nur einzelne Menschen, die sich durch das belebende Feuer der Thätigkeit merklich von andern unterscheiden; sondern auch ganze Nationen. Siehe Absch. 1. K. 1. §. 35. in der Note.

Es ist fast überflüßig anzumerken, daß hier das Wort, Bewegung, in der weitläuftigen Bedeutung genommen wird, da es die innerlichen Veränderungen mit ausdrückt.

§. 3.

Empfindniß. Wenn der Zustand der Bewegung und Thätigkeit bey uns von aussen gewürkt wird, so muß allemal eine gewisse Empfindung vorhergegangen seyn, welche Spuren in uns zurücklaßt, obschon der Gegenstand der Empfindung ist entfernt worden. Diese beschäftigen nicht sowol den Verstand, als das Herz und die wollende Kraft, und bringen in derselben eine Veränderung oder Bewegung hervor, wie bey dem Anblick

eines

eines Elenden. Diese Bewegung der wollenden Kraft, wenn sie anhaltend ist, wird Empfindniß genannt.

Anmerkung. Die Schriftsteller sind in der Erklährung des Wortes, Empfindniß, wenn es so viel als Sentiment bedeuten soll, nicht eins. Vergleiche Abbt vom Verdienst. S. 126. Ferguson Moralphil. S. 63. und Garvens Anmerkungen S. 325.

§. 4

Eintheilung derselben.

Diese Empfindnisse sind entweder angenehm oder verdrüßlich und unangenehm, je nachdem sie uns Lust oder Unlust versprechen. Wenn ich recht bemerke, so geht dieses Gefühl von Lust oder Unlust, noch vor dem Gedanken, ob die Sache für uns gut oder nicht gut, vorher. Gesetzt aber, daß er mit darunter begriffen ist, so bemerken wir ihn doch nicht, und es ist folglich eben so gut, als wenn er gar nicht da wäre. Es scheint, daß er erst alsdann erfolgt, nachdem die ergötzende Rührung schon eine kurze Dauer erhalten hat, wenigstens zergliedern wir den Gedanken nicht. Z. B. Der schleunige und unvermuthete Anblick eines Freundes nach langer Entfernung. Hier kann man sich nicht auf dunkle Vorstellung von dem gut: oder bösseyn der Sache, auch nicht auf Gewohnheit berufen. Das angenehme Gefühl ist augenblicklich und die Rührung ist ergötzend *).

Anmer-

*) Ferguson sagt: Empfindnisse sind diejenigen Veränderungen der Seele, welche vorgehn, wenn

Anmerkung 1. Man verwechsle nicht, angenehme Empfindung, mit Empfindniß. Der Anblick des gestirnten Himmels ist zwar eine angenehme Empfindung, aber kein Empfindniß, weil sie die wollende Kraft nicht bewegt. Es kann auch eine solche Empfindung ein Gefühl des Schönen würken, so lange aber das Herz nicht Theil dran nimmt, wird es keine Empfindniß.

Anmerkung 2. Man wird also sagen müssen, daß zu einer ergötzenden Empfindniß nicht allemal der Gedanke von der Erlangung einer für gut gehaltenen Sache gehört. Die edle Handlung in einem Schauspiel würkt eine ergötzende Empfindniß; aber wo ist hier der Gedanke von der Erlangung der für gut gehaltenen Sache?

Anmerkung 3. Eine angenehme Empfindung würkt nicht immer ein angenehmes Empfindniß. Die Sensation von dem Gesang einer Nachtigall ist eine angenehme Empfindung, aber ohne anhaltende Rührung. Dies leugnen diejenigen, die einen andern Begrif mit dem Worte Sentiment verbinden. Sie mögen also die Sache denken und es anders ausdrücken.

§. 5.

Begehrungs- und Verabscheuungsvermögen.

Nach Beschaffenheit des Gegenstandes, durch welchen die Empfindniß erwecket wird, bleibt es entweder eine bloße Empfindniß, oder geht über in das **Begehren** und **Verabscheuen**. Ist der Gegenstand eine Sache, die wir als ein Gut **für uns** ansehen, so erfolgt das **Begehren**. Ist aber der Gegenstand

wenn sie sich etwas als gut oder übel denkt. Moralph. S. 64.

genstand eine Sache, die wir als ein Uebel oder als eine Gelegenheit zum Verlust eines Gutes für uns betrachten, so erfolgt das Verabscheuen. Diese Bewegungen entstehn von Natur, ohne daß eine Wahl oder ein Geheiß vorhergeht, und sind die allgemeinen Quellen von Handlungen.

Anmerkung 1. Jedes Begehren oder Verabscheuen ist daher ein Empfindniß, aber nicht umgekehrt.

Anmerkung 2. Von der Eintheilung in das höhere und niedere Begehrungsvermögen, in den Vorlesungen.

Anmerkung 3. Da, wo der Mensch weder etwas begehrt noch verabscheut, ist er in dem Stande der Gleichgültigkeit.

§. 6.

Vergnügen und Schmerz.

Alles, was uns benachrichtiget, daß unser Zustand besser worden ist, macht uns Vergnügen, und was uns benachrichtiget, daß unser Zustand schlimmer worden ist, Unlust oder Schmerz. Was unsern Zustand besser macht, als er zuvor war, das sehen wir an als eine Vollkommenheit, das Gegentheil ist für uns Unvollkommenheit oder Mangel. Dadurch bringen wir die Dinge unter die entgegengesetzten Namen von gut und übel. Diese Worte haben daher immer eine beziehende Bedeutung auf uns oder auf den Menschen. Das Resultat aus der Summe der angenehmen Empfindnisse ist Vergnügen, das Gegentheil Schmerz oder Mißvergnügen.

Anmerkung 1. Alles, was den Antrieb zur Thätigkeit und den Hang zur Ruhe in dem Fall ihrer periodischen Wiederkehr hindert, verursacht uns Schmerz, und was ihn befördert, Vergnügen. §. 2. Ein Sophist würde sagen: die Neigung zur Ruhe hindert den Antrieb zur Thätigkeit, also — aber er widerlegt sich selbst.

Anmerkung 2. Man möchte hier einwenden: Angenehme Empfindungen würken Vergnügen, also können sie angenehme Empfindnisse würken, wo ist aber hier immer die Bewegung der wollenden Kraft? vergl. §. 4. Anmerk. 3. Ich antworte 1) daß in der angeführten Anmerkung nicht geläugnet wird, daß Empfindungen Empfindnisse würken können; aber nur nicht immerzu. 2) Wenn es sich zuträgt, so werden wir durch den Zustand der angenehmen Empfindungen benachrichtiget, daß wir uns hier besser befinden, und dies würket eigentlich auf die wollende Kraft.

§. 7.

Selbstgefühl und Gefühl der Persönlichkeit.

Wir haben keine Principien, woraus wir uns die Wahrheit von unserm Daseyn demonstriren könnten, gleichwol sind wir so sehr davon überzeugt, als von irgend einem geometrischen Axiom. Das, was diese Ueberzeugung in uns hervorbringt, heißt Selbstgefühl. Ausser unserm Daseyn haben wir noch gewisse innere und äussere Bestimmungen und Verhältnisse, die die Art unsers Daseyns bestimmen; das, was uns hiervon benachrichtiget, heißt Gefühl

fühl unserer Persönlichkeit *). Sonst hat man dies mit zu dem Selbstgefühl gerechnet; es scheint aber, daß es von demselben müsse unterschieden werden. Die Thiere haben auch ein Gefühl von ihrem Daseyn, aber nicht von der Art ihres Daseyns.

Dasjenige, was in uns so sein Daseyn und die Art seines Daseyns denkt, nennen wir unser Ich oder unser Selbst. In wie fern dieses mein Selbst in Absicht auf gewisse Beschaffenheiten bestimmt ist, nenne ich sie **mein**, andere **nicht mein** oder fremde Eigenschaften.

§. 18.

Selbstliebe.

Der vernünftige Trieb nach Vollkommenheit ist allen und jeden Menschen eigen. (Kap. 1. §. 23.) Vermöge dieses Triebes betrachtet er die Dinge in der Welt nicht blos aus dem Gesichtspunkte, in wie fern sie sinnliche Lust oder Unlust erregen, sondern auch in wie fern er in demselben Anlaß zu vernünftigen Beschäftigungen findet. (Ebend. §. 22. verglichen mit §. 2. dieses Hauptst.) Aus beyden wird das Maas seiner angenehmen oder unangenehmen Empfindnisse bestimmt, und darnach schätzt er sich mehr oder weniger glückseelig, nachdem die Summe seiner angenehmen

*) S. die physischen Ursachen des Wahren. S. 161. 162. Die Geschichte des Selbstgefühls von M. J. S.

oder unangenehmen Empfindnisse zu; oder abnimmt. Der Trieb nach fortschreitender Vollkommenheit und der Trieb nach eigener Glückseeligkeit sind also im Grunde eine und ebendieselbe Sache. Die Selbstliebe in der weitläuftigen Bedeutung ist daher nichts anders, als das Verlangen und die Belustigungen an eigener Glückseeligkeit, und ist in so fern ein Geschenk der Natur, wodurch sie den Menschen sich selbst hat empfehlen wollen. Diese macht es, daß er die Dinge, mit welchen er zu thun hat, in Beziehung auf sich selbst und in wie fern sie ihm angenehme oder unangenehme Empfindnisse machen, betrachtet, dies heißt sein Interesse, und daher sieht er fremde Vollkommenheiten mit andern Augen an als die seinigen. Daher beurtheilt er den Einfluß, den die Dinge in der Welt auf ihn haben.

Da die Dinge in der Welt dem Menschen Lust versprechen, in wie fern sie ihm Anlaß zu vernünftigen Beschäftigungen geben, und die Absicht seiner Beschäftigungen und Handlungen, vermöge des Triebes nach Glückseeligkeit, immer die Hervorbringung neuer Vollkommenheiten in seiner Natur ist, so müssen seine angenehmen Empfindnisse nicht allein das Resultat seyn von dem Einfluß der Dinge auf ihn, sondern auch von seinen eignen Beschäftigungen, die er in Rücksicht andrer unternimmt, dadurch er fremde Vollkommen-

heiten

heiten bewürket, in wie fern er hierzu den Beruf in seiner Natur fühlt und demselben gehorchet.

Ferner liegen in dem Gebiete der Selbstliebe alle diejenigen Sachen, die als Mittel anzusehn sind, die thierischen Bedürfnisse zu befriedigen, auch hierdurch hat die Natur ihm sein eigen Wohl gewissermaßen empfehlen wollen, sich in dem bestmöglichsten Zustande seiner Art zu erhalten. (Kap. 1. §. 19.) Diese betrachtet er entweder als die letzte Absicht seiner Handlungen, die ihm vorzüglich die angenehmsten Empfindnisse gewähren; oder er sieht sie nur an als Mittel zu höhern Vergnügen, und als solche Dinge, bey deren Ermanglung die höhern Vergnügungen unvollkommen seyn würden. Im ersten Falle halte ich dafür, ist dieses der Begriff eines **Eigennützigen**, und hieraus entsteht jener bekannte **Egoismus**. Im letzten Falle aber kann eine solche Betrachtung mit der Selbstliebe gar wohl bestehn. Noch einmal also. Die Selbstliebe macht, daß wir die Dinge in Beziehung auf uns selbst betrachten. Daher rührt das Interesse. Dieses ist entweder blos die Aufhäufung solcher Dinge, die den Genuß der thierischen Vergnügungen zum Nachtheil der höheren sicher stellen, und ihn zur letzten Absicht haben; oder nicht. Das erste heißt Eigennutz, es ist eine Ausartung der Selbstliebe. Das andere heißt Selbstliebe in der engern Bedeutung, sie hat

zur Hauptabsicht die höhern Vergnügungen, die nicht allein aus dem unmittelbaren Einflusse der Dinge auf unsern Zustand, sondern auch aus Handlungen entspringen, die wir in Rücksicht fremder Vollkommenheiten unternehmen und dadurch der Aufforderung unserer Natur folgen, und sie bedient sich der Dinge, die zu den Nothwendigkeiten des Lebens gehören, als Mittel, jenen höhern Endzweck nicht zu entkräften.

Anmerkung. Eigenliebe und Selbstliebe werden bisweilen als gleichvielbedeutende Ausdrücke gebraucht. Es hat aber das erste einige Nebenideen, die seine Bedeutung verwirren. Bisweilen wird es anstatt Egoismus gebraucht, bisweilen zeigt es eine gewisse Eitelkeit der Gesinnungen an, wie bey dem Eigenliebigen.

§. 9.

Theilnehmende Triebe.

Die Menschen handeln zum Besten ihrer Nebengeschöpfe. Allgemeines Elend ist ein Gegenstand der Klage, allgemeine Wohlfarth ist ein Gegenstand oder eine Ursache der Freude. Die Regungen des Mitleids sind offenbare Beweise der Theilnehmung der Menschen an fremden Unglück oder Elend, der Schmerz der gekränkten Unschuld verwundet auch ihr Herz, und ihre Errettung ist für sie selbst Genugthuung. Man hat dieses Bestreben der Menschen, zum Besten anderer zu handeln und mit ihnen zu fühlen, theilnehmende Triebe genannt. Diese machen den Menschen geschickt,

schickt, ein Glied der Gesellschaft zu seyn, und treiben ihn an, zum Besten des Ganzen zu handeln. Die Würkung derselben ist **Wohlwollen, Menschenliebe, Patriotismus und öffentlicher Geist.**

Wenn man genau Achtung giebt, so lassen sich in den mehresten Fällen die Würkungen der theilnehmenden Triebe, zwar nicht aus dem Eigennutz, aber doch aus den Würkungen der Selbstliebe erklären, und sind Zweige derselben; obwol bey einigen und insonderheit bey dem öffentlichen Geiste und Patriotismus dieses etwas schwerer und tiefer verborgen ist. Daß aber hier die Menschen einander nicht verstehen, rührt daher, daß man Eigennutz und Selbstliebe mit einander verwechselt, die doch sehr weit von einander unterschieden sind. §. 8. Der öffentliche Geist ist ganz mit dem Gedanken für das allgemeine Beste erfüllt, daß keine Idee ihn mehr beschäftiget als diese, er geht gleichsam von seiner Stelle aus, und läßt die Gesellschaft hin, er vergißt sich selbst und ist gleichgültig gegen sein eigenes Schicksal. Hier scheint es, kann man keinen sichtbaren Vortheil des Eigennutzes entdecken, der sich von Seiten des Menschen vom öffentlichen Geiste befände; allein kann nicht vielleicht der hohe Grad der befeuerten Einbildungskraft diese Stelle vertreten, oder der Gedanke von den engen Banden, mit welchen sein Wohl oder Wehe mit dem Ganzen unzertrennlich verbunden ist, oder auch

nur der Wunsch diesen Namen der großen Seelen zu verdienen. Kurz? billiger kann nicht seyn, als wenn man sagt: der Mann von öffentlichem Geiste kann nur von sich selbst wissen, ob er aus reinem Antrieb der theilnehmenden Triebe handelt, und niemand als ein gleichgroßer Geist kann hier die Puppe besser finden, hinter welcher seine Selbstliebe steht. Aus dem aber, daß man eine Sache nicht gleich sieht, folgt nicht, daß sie gar nicht sey. Bey Helden ist es Lorbeer, Ehrensäulen, Altäre und Vergötterung, hinter denen die Selbstliebe steht. Bey dem Mitleiden heilen wir unsre eignen Schmerzen. Bey dem Wohlwollen thun wir der Natur ein Gnüge. Hier fangen sich die Bewegungsgründe an. Dem allen ohnerachtet verliehrt die Schönheit der theilnehmenden Triebe in unserer Natur nichts, obgleich die Bewegungsgründe zuletzt sich in der Selbstliebe verlieren, wenn man nur nicht dieselbe mit den Vortheilen des Eigennutzes und des falschen Interesse verwechselt.

Anmerkung. Es sey genug, hier nur einen Fingerzeig auf diese Materie gethan zu haben. Ich werde weiter unten Gelegenheit haben, auf dieselbe zurückzükommen, und aus dem Gedanken §. 8. weiter zu folgern. Man lese einstweilen Hutcheson Sittenlehre. S. 51. 52. Adam Smith Theorie der moralischen Empfindung. Ferguson Moralphil. mit den Anmerk.

§. 10.

Gestalt der Selbstliebe bey der Neigung zur Ruhe.

Ehe ich weiter gehe, muß ich vor allen Dingen jene zwey Principien der menschlichen Natur, die Neigung zur Ruhe und den Antrieb zur Thätigkeit, etwas genauer erwegen, um hernachmals einen bestimmten Gebrauch davon machen zu können. So wie wir sie oben betrachtet haben Kap. 1. §. 18. bezogen sie sich mehr auf die thierische Natur des Menschen. Gegenwärtig müssen wir ihren Einfluß auf die Handlungen des Menschen betrachten, in wie fern derselbe über seinen Zustand nachdenkt.

Die Erfahrung lehrt, daß einige Menschen weniger thätig sind als andere, und wenn sie sich auch geschäftig beweisen, so geschiehet es aus einem ganz andern Antriebe ihrer Natur, als bey jenen. Sie finden ihre Beruhigung in einem solchen Zustande, der ihnen keine Mühe der Untersuchung und Arbeit auflegt, sie befinden sich in einer Apathie. Diesen Stand sehen sie an als den zuträglichsten, in welchem sie sich am besten befinden. Geschieht es, daß sie aus diesem Zustande herausgerissen werden, so sieht man sie zwar thätig, aber aus was für einem Bewegungsgrunde? Aus keinem andern als aus diesem, damit sie dasjenige entfernen mögen, was ihnen die Mühe der Arbeit auferlegte, und damit sie sich eben dadurch wieder in ihre erste Unthätigkeit versetzen mögen. Folglich war das, was ihnen die Direction zur Thätig-

keit gab, für sie eine Ursache des Schmerzens, und wir können sagen, sie handeln aus Furcht für den Schmerz.

Anmerkung. Ich sage dadurch nicht, daß es Menschen gäbe, welche gar mit nichts sich beschäftigen. Die verworfensten und trägesten Menschen sind nicht ganz müßig, und sollten sie, wenn sie weiter nichts thun können, auch nur Projekte machen; aber es muß ihnen nur nicht viele Mühe kosten und sie nicht aus ihrer Sphäre sprengen.

§. 11.

Gestalt der Selbstliebe bey dem Antriebe zur Thätigkeit.

Eben so lehrt im Gegentheil die Erfahrung, daß andere sich mehr thätig beweisen, sie mögen nun entweder die Beschäftigung als ein Mittel betrachten, das große Leere auszufüllen, so sie durch die Langeweile in sich fühlen, oder sie mögen den Vortheil für Augen haben, den sie durch ihre Handlungen bey sich und andern bewürken. Das erste verleitet sie bey dem Mangel pflichtmäßiger und ernsthafter Beschäftigungen zu Amüsements, das andere zu einer Selbstzufriedenheit, die das Resultat ernsthafter Beschäftigungen ist. Aus beyden folgt, daß sie nicht sowol aus Furcht für den Schmerz, als vielmehr aus Liebe zum Vergnügen handeln. Die Neigung zur Ruhe erfolgt bey diesen erst, wenn sie ihrer Natur ein Gnüge geleistet haben, und ist mehr Erholung durch Selbstzufriedenheit als gänzliche Apathie.

Anmerkung. Es kann nicht oft genug gesagt werden, daß bey solchem Untersuchen über das Herz des Menschen die adäquaten Ausdrücke mangeln. Die Wortfänger mögen daher lieber diese ganze Abhandlung überschlagen ob scandala accepta. So könnte man freylich sagen. Was heißt denn die Phrasis: "aus Liebe zum Vergnügen handeln," anders, als aus Furcht für Apathie, folglich für Schmerz.— Allein das heißt ja nichts. Meinetwegen sage man so, die Sache bleibt doch dieselbige *).

§. 12.

Eintheilung der Menschen in zwey Klassen.

Aus dem, was bisher gesagt ist, folgt: Je mehr sich in einem Menschen Antrieb zur

*) Hutcheson drückt sich über diese Sache also aus: Wir entdecken bey dem Menschen gleich von der Kindheit an einen Trieb zur Beschäftigung und zur Bewegung. Die Kinder berühren, begreifen, betrachten, kosten alles. — Die Schlangen versuchen ihre kriechende Bewegung, das Wild richtet sich auf und geht oder läuft. Die Vögel erheben sich auf ihren Flügeln," u. s. w. Dies ist aber eigentlich nur jener Antrieb zur Thätigkeit, den wir im ersten Kap. betrachtet haben. "Die Kinder, sagt er ferner, bemerken alles, was vorgeht, erinnern sich dran und denken nach, sie lernen die Benennungen der Dinge, untersuchen die Natur, den Gebrauch und die Ursachen derselben, und ihre Neugier wird keinen Verweisen nachgeben. Sie sind bereit, andern mit allem zu dienen, was sie selbst nicht brauchen, sie sind begierig, sich andern gefällig zu machen. — Dieser Trieb nach Beschäftigung dauert, so lange wir leben." Dies gehört eigentlich hierher.

zur Thätigkeit findet, desto mehr Liebe zum Vergnügen. Je mehr sich im Gegentheil bey einem Menschen Furcht für den Schmerz befindet, desto größer wird der Hang zur Unthätigkeit seyn. Diese letztern denken kaum an etwas anders, als an die Erhaltung ihrer selbst und ihres Zustandes; da hingegen jene einen Theil ihrer Empfindungen über das ganze menschliche Geschlecht verbreiten. Man hat nach diesem Unterschiede die Menschen in zwey Klassen gebracht. In der ersten Klasse stehn diejenigen, deren Charakter die **Erweiterung** äst, diese kennen oder fühlen vielmehr jenen großen Gedanken: daß sie nicht allein für sich gebohren sind, sondern daß ein Theil ihres Daseyns theils dem Vaterlande, theils ihren Nebengeschöpfen gehört. Wegen ihrer ausgebreiteten Gefühle und theilnehmenden Empfindungen hat man sie diejenige Klasse der Menschen genannt, die sich erweitert. In der andern Klasse stehn diejenigen, deren Würkungskreis nicht ausserhalb ihres Selbsts geht. Aengstlichkeit, Furcht und kleine Denkungsart ist ihr Antheil. Mit der Anschaffung der Dinge, die zum Bedürfniß des thierischen Lebens gehören, beschäftigen sie sich am liebsten, und nur die Sorge für dieselben kann sie aus ihrer Trägheit reissen. Wegen ihrer zurückziehenden Gefühle hat man sie diejenige Klasse der Menschen genannt, die sich concentrirt oder ins Enge zusammenzieht.

Anmer-

Anmerkung. 1. Dieser ganze Unterschied ist nach demjenigen Charakter der Menschen gemacht, welcher bey ihnen am stärksten hervorleuchtet. Es giebt keinen Menschen, der ganz allein zu einer von den angezeigten Klassen gehöre, wohl aber zu der einen mehr als zu der andern. A potiori fit denominatio.

Anmerkung. 2. Der Mensch, der sich erweitert und einen Theil seiner Empfindungen über andere verbreitet, handelt nach dem Gesetz der Selbstliebe, vermöge dessen er seine eignen Vollkommenheiten befördert, durch den Einfluß auf andere und auf die Gesellschaft, von welcher er ein Mitglied ist. §. 8. Jener, der sich concentrit, ist ausgeartet, und die Liebe, so er zu sich selbst trägt, ist nicht mehr reine Selbstliebe, sondern Eigennutz. §. 8. Siehe die Abhandlung zur Erläuterung der Geschichte der sittl. und polit. Welt.

§. 13.

Begierde und Leidenschaft.

Wir müssen diese Materie eine zeitlang verlassen und zuvor einige Worte bestimmen, wovon die Begriffe gebraucht werden, wenn man die Erscheinungen dieser zwey Klassen erklären will.

Gemüthsbewegung, Begierde, Leidenschaft sind Worte, die bald in verschiedener, bald in einerley Bedeutung gebraucht werden. Ich halte dafür, daß dadurch die verschiedenen Grade der Bewegungen des Gemüths angezeiget werden, wovon die Leidenschaft oder der Affekt den höchsten Grad bedeutet.

Zwischen Empfindniß und Gemüthsbewegung ist kein Unterschied. (§. 3. dies

ses

ses H.) Dieses sind gleichvielbedeutende Ausdrücke, und zeigen einerley Gemüthszustand an. Es wird dazu erfodert, daß der Mensch nicht mehr in dem Zustande der Gleichgültigkeit sich befindet, und durch anhaltende Rührung für einen Gegenstand eingenommen wird. Der Zustand des Gemüths, welcher hieraus entspringt, ist entweder das **Vergnügen** oder das **Mißvergnügen**. Jenes entsteht aus ergötzenden, dies aus verdrüßlichen Empfindnissen. Wenn diese Gemüthsbewegungen mit einem Verlangen verknüpft sind, sich mit dem Gegenstande zu vereinigen oder denselben zu entfernen, so heissen diese Empfindnisse im ersten Falle **Begierden**, und im andern **Verabscheuungen**. Die Befriedigung der Begierden und Verabscheuungen ist angenehm, das Gegentheil unangenehm. Aus dem ersten entspringt **Zufriedenheit mit seinem Zustande**, aus dem andern **Unzufriedenheit**. Wird die Empfindniß oder die Begierde so heftig, daß alle andere Betrachtungen ausgeschlossen werden, und der Zustand des Gemüths sich zugleich mit auf den Körper erstrecket, so wird es **Affekt** oder **Leidenschaft** genannt.

Anmerkung. Nicht jede Empfindniß ist gleich Begierde, die Begierden aber können in Empfindnisse zurückgehn, wenn sie befriediget sind. Von dem Praedominio appetitus sensitiui prae rationali in den Vorlesungen.

§. 14.

§. 14.

Vier allgemeine Klassen der Leidenschaften.

Man hat diese unter vier allgemeine Klassen gebracht, wovon einige zu den angenehmen, andere zu den unangenehmen Leidenschaften gehören. Freude und Hofnung sind angenehme, Betrübniß und Furcht unangenehme Affekten. Freude ist ein hoher Grad jenes lebhaften Vergnügens, das aus der Erlangung einer für gut gehaltenen Sache entsteht, das Frohseyn ist eine Art von Freude, entsteht aber aus dem Vergnügen über eine entgangne Gefahr oder Unglück. Hofnung (als Affekt betrachtet) ist eine mit Ungeduld verknüpfte Erwartung dessen, so man für gut hält, und entsteht aus der Voraussehung der Erlangung. Betrübniß entsteht aus dem Verlust einer für gut gehaltenen Sache, oder aus dem Mißvergnügen über das Uebel, darein man gerathen ist. Furcht entsteht aus der Voraussehung des Verlustes einer für gut gehaltenen Sache, oder eines Uebels, das uns betreffen könnte. Heftige Bewegung des Bluts, Veränderung der Farbe und des Gesichts, ungewöhnliche Bewegung der Gliedmaßen u. s. w. sind die Aeusserungen dieser Leidenschaften.

§. 15.

Allgemeine Eintheilung der Empfindnisse.

Die Empfindnisse des menschlichen Herzens sind verschieden, nach dem Unterschiede des Gutes oder Uebels, das man sich vorstellet, und des Triebes, der uns die

Richtung dazu giebt, vermöge des Triebes nach Selbsterhaltung und Freyheit, sind die gewöhnlichsten Empfindnisse, das angenehme Gefühl des Wohlseyns und des glücklichen Erfolgs, oder das unangenehme Gefühl von Gefahr und fehlgeschlagener Hofnung. Die Gegenstände dieser Empfindnisse sind die Erhaltungsmittel, Gesundheit, Schönheit ꝛc.

Vermöge des Triebes nach Vorzug und Vollkommenheit, betrachtet der Mensch entweder seine Vollkommenheiten oder Unvollkommenheiten an und für sich, ohne Beziehung auf die Vollkommenheiten anderer; oder er vergleicht eigne Vollkommenheiten mit fremden Vollkommenheiten, oder eigne Fehler mit fremden Fehlern, oder eigne Fehler mit fremden Vollkommenheiten und umgekehrt. Aus allen diesen Betrachtungen müssen nothwendig mancherley Empfindnisse entstehn.

§. 16.

Selbstschäzzung.

Die Betrachtung der eignen Vollkommenheiten des Menschen würkt Selbstbilligung oder Selbstschäzung. Die Betrachtung der Unvollkommenheiten würket Scham, Reue und Verzagen an sich selbst. Dieses gründet sich auf die Meinung, daß der Besitz der Vollkommenheiten Vortreflichkeit sey, und ist verbunden mit der Erhebung der Seele.

§. 17.

Wenn der Mensch seine Vorzüge vergleichet mit den Vorzügen anderer, so urtheilt er entweder von seiner Ueberlegenheit oder nicht. Im ersten Fall sind seine Empfindnisse Erhebung über andere, Eitelkeit, Uebermuth und Verachtung. Im andern Fall findet er bey andern Vorzüge, die ihm fehlen, und es entsteht Hochachtung, Ehrerbietung und Verehrung, bisweilen Neid.

Empfindnisse aus der Vergleichung der Vollkommenheiten und Fehler mit andern.

In Ansehung der Fehler anderer sind seine Empfindnisse Geringschätzung, Belachen und Unwillen.

Diese Empfindnisse ändern sich vielfältig ab und bekommen eine andere Gestalt, nachdem wir den Personen geneigt oder abgeneigt sind, an welchen wir die Fehler oder Vorzüge wahrnehmen, und nachdem wir sie entweder mit uns selbst oder andern vergleichen. Personen, die wir lieben, bringen durch die Ueberlegenheit ihrer Vorzüge in uns Ehrerbietung und Gehorsam hervor. Personen, die wir hassen, bringen durch ihre Erhabenheit Neid hervor, und diejenigen, die uns gleichgültig sind, Demüthigung. Die Vorzüge unserer Freunde und derer, die wir lieben, bringen, wenn wir sie mit andern vergleichen, Stolz hervor, und derer, welche wir hassen, Kränkung und Verdruß *).

*) Ueber diese Materie kann weiter gelesen werden Fergusons Moralphil. Eilfter Ab.

§. 18.

Begierde der Sinnlichkeit. Eigennutz.

Es ist unmöglich, die Gränzen zu bestimmen, wo ein Empfindniß aufhört Empfindniß zu seyn, und zur Begierde wird. Daher rührt es, daß diese Worte für eins gebraucht werden. Es mag genug seyn, ihre Quellen anzugeben, und die Gegenstände zu bestimmen, worauf das Verlangen gerichtet ist, welches sich in jeder Begierde findet. §. 13.

Die erste Quelle der Begierden ist thierischer Instinkt. (Kap. 1. §. 11.) Derselbe geht auf die Beförderung des Wachsthums und der Erhaltung des animalischen Lebens. Aus dieser entspringt die Begierde der Sinnlichkeit. Sie ist das Verlangen nach allen den Sachen, die zum thierischen Leben nützlich sind, als Nahrung, Kleidung, Bequemlichkeit u. s. w. Daher wird derjenige, welcher diesen Dingen für andern einen vorzüglichen Werth beyleget, und aus Vorurtheil für die Wichtigkeit der sinnlichen Lust denselben zum Nachtheil der höhern Vergnügungen nachhängt, ein sinnlicher Mensch genannt.

Es ist nur ein Schritt von der Sinnlichkeit zum Eigennutz. Die Begierde der Sinnlichkeit kann nicht befriediget werden ohne gewisse Mittel, die ihren Genuß in Sicherheit setzen, dahin gehört ein gewisser Besitz an Eigenthum und Vermögen. Folglich wird die Begierde vorzüglich hierauf geheftet. Die Zunahme oder Abnah-

me

me dieser Dinge verändert das Interesse, daher die herrschende Begierde zum Gewinnst, und die Furcht für Verlust, und folglich Eigennutz. §. 8. dieses Hauptst.

Anmerkung 1. Es ist der Eigennutz eine verkehrte Anwendung von dem Gesetz der Selbsterhaltung. Wenn das Vorurtheil von einer persönlichen Wichtigkeit, von Vorzug und Rang, der in den Augen der Welt durch Reichthum erhalten wird, hinzukommt, so nimmt der Eigennutz eine andere Gestalt an, und kann aus dem Gesetz der Selbstschätzung erklärt werden.

Anmerkung 2. Sinnlichkeit und Verschwendung gränzen sehr nahe an einander. Der Verschwender wird durch die Begierden zum Genuß angetrieben, und kann eigennützig seyn.

Anmerkung 3. Der Eigennutz ist der Gesellschaft schädlich.

§. 19.

Fast aus ähnlichen Maximen und Bewegungsgründen handelt der Geitzige. Ueberhaupt ist zwischen Eigennutz und Geitz kein merklicher Unterschied, ob man gleich den Eigennutz nur als eine Eigenschaft des Geitzigen angesehn hat. Geiz.

Es besteht diese Begierde in dem Verlangen nach der Anhäufung der Güter des Reichthums und Vermögens um sein selbst willen, und hat keine Gränzen. Durch diesen Zusatz unterscheidet sie sich von der Sparsamkeit. Das Gesetz der Selbsterhaltung gebietet freylich den Menschen, für

die Mittel des Unterhalts zu sorgen, hier ist aber die Vermehrung des Vermögens nicht die einzige Absicht und der letzte Zweck, sondern nur ein Mittel, zu einer erlaubten Absicht zu gelangen. Der Geitzige verliehrt diese Absicht aus dem Auge, und macht die Anhäufung der Güter auch ohne Furcht und Gefahr der Armuth, zur einzigen und letzten Absicht. Dieses ist der höchste Grad des Geitzes. Ein solcher wird durch die ängstliche Begierde zu gewinnen, und durch die Furcht zu verlieren beständig getrieben und zeigt in Kleinigkeiten Eigennutz.

Obgleich ein solcher im eigentlichen Verstande geitzig heißt, so ist doch nicht zu leugnen, daß diese Begierde in anderen Menschen sich unter andern Gestalten zeigt. In einer Verfassung, wo Reichthum, Vorzug, Ansehn und Ehre verschaffen kann, begehren die Menschen jenen, um diese dadurch zu erhalten. Auf eben diese Art kann die Liebe zur Pracht, zum Aufwande, zur Schwelgerey und überhaupt zur Sinnlichkeit wollüstige Geitzige und geitzige Verschwender bilden, in allen diesen Fällen aber wird der Name nicht im eigentlichen Verstande gebraucht, es ist eigentlich nur ein Eintausch der Ehre oder des Vergnügens für Geld.

Menschen von dieser Art pflegen aber oft in die Klasse der Geitzigen überzugehn, wenn sie ihren Endzweck erreicht haben und

keine höhere Staffel des Vorzugs zu besteigen vor sich sehen, oder wenn das Alter ihre Begierde nach Ergetzlichkeiten unterbricht. Dann machen sie das, was vorhero nur ein Mittel war, andere Endzwecke zu erhalten, zur letzten Absicht, und diese Gewohnheit, Gelder zusammenzubringen, bleibt allein übrig, und wird durch maschinenmäßige Furcht des Alters unterstützt.

Geitzige Menschen sind daher mehrentheils mistrauisch, neidisch, eifersüchtig, furchtsam und behutsam, weil sie durch die Furcht des Mangels zurückgehalten werden.

Anmerkung. Da der Geitz die Zuneigung unterdrückt und die Menschen zu Nebenbuhlern oder Feinden macht, so ist er der Gesellschaft schädlich. **Lycurg** wurde dadurch veranlasset, bey den Spartanern den Werth des Goldes herabzusetzen.

§. 20.

Ruhmbegierde.

Aus der Vergleichung der eignen Vollkommenheiten mit den Vollkommenheiten anderer, und aus dem Urtheil von unserer Ueberlegenheit und Vorzuge entsteht natürlicher Weise Vergnügen. (§. 17. dieses H.) Schon bey Kindern ist dieses Vergnügen sichtbar, und der Wilde, wenn er nicht ganz in einer trägen Dummheit schlummert, ist nicht gleichgültig gegen das Vergnügen des Vorzugs in seiner Art. Dieses Vergnügen liegt zum Grunde bey der Bestrebung der Menschen nach gewissen Vorzü-

gen, und die Quelle davon ist die Selbstschätzung. (§. 16. d. H.) Aber nicht jedweder Vorzug wird sogleich vom Ruhm begleitet. Vorzüge, welche vom Zufall oder andern Umständen abhangen, pflegen diesen Namen nicht zu verdienen. Nur von solchen Handlungen, sagt man, hat der Mensch Ehre, wovon er selbst der Haupturheber ist. Da nun diese in dem günstigen Urtheil und in der Achtung anderer über unsere sittlichen Vorzüge besteht; so werden wir die Begierde nach Ruhm in dem Bestreben und Verlangen nach diesem günstigen Urtheile und nach der Achtung anderer für unsre sittlichen Vorzüge setzen müssen. Dieses Verlangen wird von dem Gefühl unserer innern Vortreflichkeit begleitet, und seine Quelle ist offenbar die Selbstschätzung.

Man hat hiervon den Ehrgeitz zu unterscheiden. Es fließt zwar derselbe aus ein und ebenderselben Quelle; ist aber eine falsche Anwendung von dem Gesetz der Selbstschätzung. Vermöge der Zusammensetzung des Worts zeigt es ein unersättliches Verlangen nach der Achtung anderer an, und nach dem Redegebrauch und nach der Erfahrung nennt man den ehrgeitzig, den man nicht genug äusserliche Ehrenbezeugungen machen kann. Er opfert das Verlangen, achtungswürdig zu seyn, der Begierde, geachtet zu werden, auf.

Anmerkung. Es erhellet hieraus, daß der Verfasser des Discours über den Geist des Menschen, mit Worten spiele, wenn er behauptet, daß der **Ehrgeitz** nicht aus der Begierde nach Achtung und Ehrfurcht, sondern aus Liebe zum Vergnügen entspringe. Siehe III. Dis. Kap. XI.

Ferner, wenn er behauptet, daß der **Ehrgeitz** bey wilden Völkern und bey den ersten Römern in der Begierde, sich seine Nothdurft zu verschaffen, bestanden habe, so geschieht es aus Seitenblick auf sein System. **Ebendas.**

Ueber diese Materie kann mit Nutzen gelesen werden **Abbt vom Verdienst** und **Zimmermann vom Nationalstolze.**

§. 21.

Wetteifer.

Mit der Begierde nach Vorzug ist der Wetteifer immer zu vergesellschaftet. Nacheiferung, Eifersucht und Wetteifer sind Worte, die fast immer ohne Unterschied für einander gebraucht werden; haben aber doch im Grunde verschiedene Bedeutungen und andere Nebenideen. Nacheifrung zeigt schon Handlungen an. Eifersucht hat die Nebenidee mit sich verbunden von dem Eingriffe in unsere Rechte und zeigt einen Verdruß an. Alles dieses soll nicht gesagt werden, wenn von der Neigung die Rede ist, welche entsteht, wenn die Menschen ihre Vollkommenheiten mit fremden Vollkommenheiten vergleichen und von der Ueberlegenheit der letzten urtheilen. Wetteifer soll das Verlangen anzeigen, immer der erste zu seyn, immer vortreflicher zu seyn als andere, und sich

nie von andern übertreffen zu lassen. Die Gegenstände dieser Begierde richten sich nach den Meynungen, die die Menschen haben von den Dingen, welche in ihren Augen Vorzug oder Vollkommenheit gewähren. Wenn diese Begierde in Handlungen ausbricht, so wird es Nacheifrung genannt, und ist alsdann ein Bemühen, alle andere zu übertreffen. Es scheint auch, als wenn die Nacheifrung sich noch überdies nach einem Muster unter gewissen Vorgängern richte. In dieser Bedeutung sagt man, daß ein Mensch nach dem Ruhme seiner Vorfahren strebe und sie zu erreichen suche.

Wetteifernde aber sind Personen, die zu gleicher Zeit leben. Nacheiferung ist mehr Nachahmung. Der Wetteifer sucht wenigstens die Nachahmung zu verbergen, und wenn er seinen Nebenbuhler nicht überflügeln kann, so rennt er wenigstens mit ihm in gleichen Bahnen. Beyde entspringen aus der Selbstschätzung. §. 16. dies. H.

Zwischen wetteifernden Personen fehlt mehrentheils Zuneigung. Sie haben einerley Interesse, daher sieht der eine den geringsten Vortheil, den der andere über ihn erhalten hat, als eine Beleidigung oder Demüthigung an. Daher Neid und Zorn. Daher herrscht unter ihnen Wachsamkeit, Anhaltsamkeit und Bearbeitung. Daher mehr Zuneigung zu solchen, über die sie herrschen, als zu solchen, von denen sie zurückgelassen werden.

Wenn der Gegenstand des Wetteifers ein gemeinnütziges Gut ist, so kann derselbe der Gesellschaft sehr nützlich seyn; obgleich diese Begierde an und für sich betrachtet eine unruhige Neigung ist.

§. 22.

Stolz

Man hat gesagt: "Der Stolz sey nichts anders, als ein heimliches oder verstelltes Verlangen nach allgemeiner Achtung." *) Man hat ferner gesagt: "Der Stolz sey eine Nichtachtung der Rechte des Menschen und eine Geringschätzung des menschlichen Geschlechts." **)

Beydes scheint nicht bestimmt genug zu seyn. Nicht mit jedwedem Stolze ist ein Verlangen nach der allgemeinen Achtung anderer verbunden. Die Erhebung der Seele entspringt aus der Wahrnehmung eigener Vollkommenheiten, und gebührt Achtung für sich selbst, kann mithin stolz auf sich selbst seyn, und ohne ein Verlangen nach allgemeiner Achtung bestehn. Der wahre Stolz schätzt zwar die Fehler anderer gering, nicht aber die Rechte der Personen. Es ist eine solche Geringschätzung der Rechte anderer mehr eine Eigenschaft des Hochmüthigen.

Die

*) S. den Discours über den Geist. Disc. III. Kap. XIII.

**) Fergusons Moralphil. S. 91.

Die Menschen sind stolz auf ihren Verstand, auf ihr Herz, auf ihre Verdienste, auf ihren Rang oder auf ihr Vermögen, Geburt, Familie, Gesellschaft, Freunde oder Equipage u. s. w. Das Allgemeine, welches in allen diesen Fällen liegt, ist das Empfindniß einer gewissen Vortreflichkeit. Wenn dieses Empfindniß ohne Verachtung anderer sich auf wahre und innere Vorzüge gründet, so entsteht der wahre und anständige Stolz. Es ist derselbe die Erhebung der Seele aus dem Anblick wahrer innerer Vortreflichkeit, verbunden mit einem Verlangen, diese Vorzüge geltend zu machen. Ein solcher kann stolz darauf seyn, daß er die Rechte anderer Menschen geltend gemacht und seine Pflicht erfüllt hat, er will es aber, daß andere ihm dies anerkennen oder doch nicht streitig machen sollen. Wenn aber mit dieser Empfindniß der Vortreflichkeit noch die Einbildung von großer persönlicher Wichtigkeit verbunden ist, die die Geringschätzung anderer erzeuget, so wird es Hochmuth genannt. Wenn endlich die Dinge, welche die Empfindniß der Vortreflichkeit erzeugen, keine Beziehung auf den innern Werth des Menschen haben, keine persönlichen Eigenschaften sind und mehrentheils vom Zufall abhangen, als Gestalt, Vermögen, Geburt, Equipage u. s. w. und wenn damit noch ein beständiges Verlangen nach Bewunderung vergesellschaf-

tet

tet ist, so wird dieses Eitelkeit genannt *).

§. 23.

Rechtschaffenheit und Menschenliebe.

Die Versicherungen, die sich die Menschen geben, wenn sie dabey ihr gutes Herz zum Pfande setzen und sich auf ihre Redlichkeit berufen, werden nicht gemißbilliget; aber niemals hat man gehört, daß sich einer auf seinen Verstand berufen hätte, und wenn es geschehen sollte, so wird es für ein Zeichen eines eiteln Menschen gehalten, der seinen Verstand lobt. Die Eigenschaften eines guten Herzens machen daher den größten Theil unter der wahren Ehre unter den Menschen aus, deren Ansprüche sie gelten lassen, und öfters mehr als eidliche Versicherungen. Dieses bestätiget das, was im vorhergehenden §. vom anständigen Stolz ist gesagt worden. Der Grund hiervon liegt allem Vermuthen nach darinne,

*) Es ist offenbare Verwirrung der Begriffe, wenn der angeführte Verfasser sagt: "Warum brüstet sich der Mensch, welcher in den amerikanischen Wäldern sich auf die Behendigkeit, Stärke und Gelenkigkeit seines Körpers so viel einbildet, in Frankreich nur wegen dieser körperlichen Vorzüge, wenn ihm wesentlichere Eigenschaften fehlen? Weil die Stärke und Geschwindigkeit des Körpers an einem Franzosen nicht so bewundert werden, und werden müssen als an einem Wilden." Ebend.

darinne, weil, wenn der Mensch die Erwartung nicht getreu erfüllt, die er erregt hat, er sich in der menschlichen Gesellschaft alles Zutrauens anderer Menschen unwerth und unfähig macht; da ihm dies aber selbst so sehr schädlich ist, und es nicht zu vermuthen, daß ein Mensch so wider sich selbst handeln werde; so hat man eine solche Versicherung gelten lassen, so lange sie durch keine Gründe fürs Gegentheil entkräftet wird. Das erste Stück oder die erste Eigenschaft eines rechtschaffenen Mannes ist dahero die getreue Erfüllung seiner Pflicht oder der Erwartung, die er erregt hat. Darunter liegt zugleich Ehrlichkeit und Wahrheitsliebe. Vermöge der theilnehmenden Triebe §. 9. bemüht er sich, ein vortrefliches Glied des Ganzen zu seyn, und handelt zum Besten seiner Nebengeschöpfe als Menschenfreund. Dies ist die zwote Eigenschaft. Dieses zusammen, nämlich die Neigung des Menschen seine Pflicht zu erfüllen und zum Besten seiner Nebengeschöpfe zu handeln, sich ihnen mitzutheilen, macht die Rechtschaffenheit aus.

Es erhellet hieraus, daß Rechtschaffenheit und Dummheit nicht mit einander bestehn können, jene erfodert, daß man das allgemeine Beste vor Augen habe.

Das gute Herz setzt den Menschen vielen unangenehmen Empfindnissen aus; unterdessen ist es doch immer wahr, daß

das

das Bewußtseyn von dem, daß wir wohlwollend sind, für uns eine Quelle des Vergnügens ist.

Anmerkung 1. Diese Begierden können noch sehr vermehrt werden, besonders was diejenigen betrift, die dem Menschen für sich oder in Verbindung mit andern schädlich sind. Diese aber können aus dem Gegensatz leicht verstanden, und jene aus den übrigen gefunden werden.

So wie man nicht angeben konnte, wo die Gränzen der Empfindnisse und die Anfänge der Begierden waren. §. 18. d. H. so ist es auch schwer zu bestimmen, wo die Begierde anfängt zur Leidenschaft zu werden und in Affekt überzugehen. Eine jede Leidenschaft ist eine Heftigkeit der Begierde und wird veranlasset durch die Beziehung, welche der Gegenstand auf uns hat. Die Beziehungen aber, sagt **Abbt**, werden dadurch veranlasset, wenn wir allmählich die vorgestellten Sachen als Beyträge zu unserm Ich ansehen lernen. Eine solche Beziehung wird von der Einbildungskraft mit einer solchen Geschwindigkeit veranstaltet, daß wir uns in dem Augenblick nicht beobachten können, wenn der Affekt eintritt. Nur seine Würkungen sind uns merklich. Bey einer **unangenehmen Leidenschaft** empöret sich unser **Ich** wider das Einerleywerden mit einer Sache, die unsern Zustand zu zerrütten scheint. Bey einer angenehmen Leidenschaft findet sich ein heftiges Vergnügen über den Beytrag zur Verbesserung unseres Zustandes.

Anmerkung 2. Erste Anlage, Ausbildung, Umstände und Auferziehung können es machen, daß ein Mensch gewissen Leidenschaften vorzüglich ergeben ist, daß er stark oder schwer in Affekt geräth u. s. w.

Anmerkung 3. Die Leidenschaften gehören zur Bestimmung des Menschen. Mehreres von dieser wichtigen Materie weiter unten.

§. 24.

Charakter. Wenn bey einem gewissen Maaße der Verstandeskräfte gewisse Begierden und Leidenschaften bey einem Menschen zur Gewohnheit worden sind, so macht dies seinen Charakter aus. Man rechnet ihn deswegen zu einer bestimmten Menschenklasse, in welcher mehrere eine Aehnlichkeit der Denkungsart und der Bestrebungen unter einander gemein haben, und unterscheidet ihn von andern, bey denen dieses nicht ist. Alle die Umstände, welche zur Denkungsart und zu den Leidenschaften das ihrige beytragen, müssen auch hier mit in Rechnung kommen, doch so, daß nicht alles von ihnen abhängt, sondern nur ein Theil. Wie groß aber derselbe sey, kann man bey Ermanglung eines moralischen Maasstabs nicht bestimmen. Wenn man daher sagt: Dieser, der jetzo ein Sklav der Pracht und Eitelkeit oder ein Wollüstling ist, konnte unter andern äussern Umständen ein für die wahre Ehre allein fühlbarer Mann seyn, so ist dieses nicht geradezu, sondern nur mit Einschränkung zu verstehn.

§. 25.

Moralische Billigung und Mißbilligung. Die Selbstliebe und die theilnehmenden Triebe sind wahre Fakta in der Natur des Menschen, (§. 9. d. H.) man

mag

mag sie aus einer Quelle herleiten oder nicht. Es sind erste Principien, die man voraussetzen muß, wenn man den Fortgang der Handlungen des Menschen erklären will. Sie liegen zum Grunde bey der moralischen Billigung und Mißbilligung, welche für das Herz des Menschen das ist, was die gesunde Vernunft oder das Gefühl des Wahren für seinen Verstand war. Billigen oder mißbilligen sind einfache innere Handlungen, die man weiter nicht zergliedern kann, ausser daß man noch fragen kann, ob sie in dem Erkenntnißvermögen des Menschen oder in seiner wollenden Kraft vorgehn. Sie sind hier das, was bey der Wahrheit das Beyfallgeben oder das Verwerfen ist, man versteht diese Ausdrücke, so bald man die Sprache versteht. Man kann aber angeben, was vorgehn muß, ehe diese Vorgänge erfolgen. Das Gesetz der Selbstschätzung, verbunden mit dem Gesetz der Geselligkeit und Theilnehmung, macht es, daß die Menschen sowol ihre eigne Handlungen, als auch die Handlungen anderer unter die entgegengesetzten Klassen von guten und bösen, von Vollkommenheit und Fehler bringen. Die verschiedenen Empfindnisse aus der Betrachtung und Vergleichung eigner und fremder Vollkommenheiten, (§. 17. d. Hauptst.) beweisen es, daß für sie einige Dinge, Gegenstände des Lobes oder des Tadels, der Achtung oder der Geringschätzung u. s. w. seyn können.

Schaam, Reue, Verzagen an sich selbst sind Aeusserungen der Mißbilligung in Absicht unserer eignen Person. Verehrung, Liebe, Hochachtung u. s. w. haben die Billigung in Absicht anderer Personen zum Grunde. Jene fließen aus dem Gesetz der Selbstliebe, diese aus dem Gesetz der Geselligkeit oder Theilnehmung. (S. §. 16. dieses Hauptst. vergl. mit §. 8. 9.) Was demnach diesen Gesetzen zuwider ist, das ist auch ein Gegenstand der Mißbilligung, und was ihnen entspricht, ein Gegenstand der Billigung. Das Wahrnehmen dieser Harmonie oder Disharmonie der Charaktere oder Handlungen mit diesen Gesetzen, in wie fern dasselbe ohne Vernunftschlüsse geschieht, heißt moralisches Gefühl, und wird insbesondere moralische Billigung genannt, wenn es das Urtheil in sich faßt, daß eine Handlung vorzüglich gut sey.

Anmerkung 1. Ich rede hier von Gesetzen der **Theilnehmung** und **Selbstliebe**, ohne dieselben in dem vorhergehenden erklärt zu haben? die Ursach ist, weil die Theilnehmung und Selbstliebe beydes zugleich seyn können, **Faktum** und **Gesetz**; so wie der Vertikalfall der Körper Faktum und Gesetz ist.

Anmerkung 2. Wenn man die Verschiedenheit der Menschen, in Absicht auf die Aeusserungen der moralischen Billigung, als einen Beweis fürs Gegentheil anführt, so folgt daraus weiter nichts als dies, daß Gewohnheit, Aberglaube, Vorurtheile u. s. w. diese Verschiedenheit veranlassen können, und daß die Menschen in einzelnen Fällen durch mancherley

cherley Betrachtungen geleitet werden, eine Sache zu billigen oder zu mißbilligen, und beweißt selbst, als Faktum betrachtet, die moralische Billigung.

Anmerkung 3. Ob die moralische Billigung zu dem Verstande des Menschen gehöre? Ob es einen allgemein anerkannten Gegenstand der moralischen Billigung gebe? Ob das wirkliche Verderbniß der Menschen ein Beweis sey, daß gar nichts sey, wornach der Mensch zu trachten habe, oder was er schätzen müsse, sind Fragen, welche in die Metaphysik des Guten gehören.

Anmerkung 4. Moralische Billigung und Gewissen sind nicht einerley. Jene erstreckt sich weiter, und geht auch auf fremde Charaktere und Handlungen. Dieses bezieht sich blos auf unsere Person, und faßt das Urtheil von der Rechtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit unserer eigenen Handlungen in sich.

§. 26.

Gemüthsbewegungen, Empfindnisse, Begierden, Verabscheuungen und Leidenschaft sind innere Veränderungen, die man einer besondern Kraft zugeschrieben hat. Es ist zwar immer derselbe Mensch, der da denkt, und der begehrt oder verabscheut; allein man sagt nicht, daß sein Verstand oder sein Gedächtniß die Ursache von Lust oder Unlust, von Begierden und Verabscheuungen sey, und obgleich ohne Erkenntnißvermögen weder Lust noch Unlust, weder Begierden noch Verabscheuungen möglich sind; so ist doch eigentlich der Sitz dieser Bewegungen nicht zunächst darinne zu su-

Wille.

chen, wiewol ihre Anfänge, wenn man ganz zurückgeht, hier können gefunden werden. Eine Vorstellung ist noch keine Begierde. Man kann daher dies überhaupt die wollende Kraft des Menschen nennen, vermöge welcher er sich zu einigen Gegenständen neigt, von andern aber abneigt. Und da diese Neigungen oder Abneigungen, sowol in sinnlichen Vorstellungen, als auch in den erleuchtesten Einsichten des Verstandes und der Vernunft können gegründet seyn; so hat man die Fähigkeit, in seinen Entschlüssen der Stimme der Vernunft zu folgen, insbesondere den Willen des Menschen genennet. Nicht als wenn man dergestalt die sinnlichen Vorstellungen von den höheren trennen wollte, daß bey den Aeusserungen des Willens gar keine sinnliche Vorstellungen mit unterlaufen sollten, dies ist bey den engen Schranken, in welche der Mensch noch eingeschlossen ist, nicht zu vermeiden, und unterwirft freylich seine Neigungen noch verschiednen Mängeln und Unvollkommenheiten; sondern weil er durch die Vernunft der Ueberlegung fähig ist, und nicht blos durch Instinkt, wie das Thier, geleitet wird.

§. 27.

Freyheit. Der Mensch handelt bisweilen mit, bisweilen ohne Ueberlegung. Durch Handlungen, die er mit Ueberlegung unternimmt, unterscheidet er sich von den Thieren. Dieses

ses kann geschehen, entweder dadurch, daß er selbst die Betrachtung von dem Nützlichen oder Schädlichen einer Handlung anstellt, oder durch Zureden, Warnen, Rathen u. s. w. Ueberall aber müssen immer gewisse Mittel vorhanden seyn, dadurch sein Wille gelenkt wird. Dieses Ueberlegen geht in seinem Verstande vor, und er ist es selbst, der die Betrachtung von dem Nützlichen oder Schädlichen einer Handlung anstellt. Dieses Vermögen durch vorhergegangene Ueberlegung seinen Willen zu lenken, heißt Freyheit.

Anmerkung. Oefters, sagt man, unternimmt man eine Handlung, blos, weil man sie hat wollen unternehmen, nicht immer also geht die Ueberlegung vorher bey freyen Handlungen. Ich antworte, dieses wollen thun vertritt die Stelle der Ueberlegung, und ist nur ein Zeichen, daß die Sinnlichkeit sich mit in die Betrachtung mischet. Ueberhaupt, da hier die Freyheit blos als wahres Faktum betrachtet wird, so gehört die mataphysische Untersuchung dieser Lehre nicht hierher.

§. 28.

Betrachtung der Begierden nach den verschiednen Klassen der Menschen.

Wir haben zwo Klassen der Menschen vestgesetzt, von welchen die Erfahrung bestätiget, daß sie mehr oder weniger zu der einen oder zu der andern, in Absicht ihres moralischen Charakters, müssen gerechnet werden. Bey einigen ist der Hauptcharakter die Erweiterung, bey andern Einschränkung. Menschen der ersten Klasse werden von Liebe zum Vergnügen getrie-

ben, und jene, welche zur zwoten Klasse gehören, von der Furcht für Schmerz. §. 12. dieses Hauptst.

Man kann zu mehreren Aufschluß des menschlichen Herzens die verschiedenen Empfindnisse, Begierden und Leidenschaften, die wir bisher erklärt haben, in jeder dieser Klassen besonders betrachten, und sie werden in verschiedenen Gestalten erscheinen, ihre Würkungen werden bey der einen anders als bey der andern seyn. Wir wollen nur mit den Hauptneigungen einen Versuch machen, um Anfänger auf den Weg zu bringen.

Vor allen Dingen aber muß man wohl merken, daß man dadurch nicht behaupten will, als wenn einige Menschen ohne alle Mischung ganz rein zu der einen oder der andern Klasse gehörten. Dies wird man selten oder wol gar nicht finden. Wenn es also geschieht, daß man eine gegebene Begierde in einer bestimmten Klasse, in Absicht auf ihren ganzen Umfang und Würkungskreiß, betrachtet, als wenn sie nicht von andern entgegengesetzten Begierden etwas an sich nähme; so ist dies eine Voraussetzung, die um desto eher kann zugegeben werden, weil dadurch die Verwirrung vermieden wird, die nothwendig entstehn muß, wenn man den Beytrag jeder andern Neigung immer mit in Rechnung bringen will, und weil es in einzelnen Fällen alsdenn leichter ist, die Zusätze und Beyträge

von selbst zu finden; die ein Mensch dadurch bekömmt, daß er sich der entgegengesetzten Klasse mehr oder weniger nähert. Siehe die Anmerk. 1. §. 12. dieses Hauptst.

§. 29.

Erweiterung mit Sympathie und Selbstbilligung.

Die Urquelle aller Handlungen eines Menschen aus der sich erweiternden Klasse ist die Liebe zum Vergnügen. §. 12. Dieses Principium zeichnet sich bey Menschen dieser Art dadurch aus, daß es für sie erst wahres Vergnügen ist, wenn sie es nicht allein genießen, sondern andere mit daran theilnehmen lassen können. Sie kennen kein Vergnügen, das man allein genösse. Daher sehen sie alles das, was diese Theilnehmung stöhrt, als ein Uebel an, das ihnen Mißvergnügen und Schmerz verursacht. Daher suchen sie andere eines solchen Zustandes theilhaftig zu machen, den sie selbst für Glückseeligkeit halten. Daher die warme Theilnehmung an fremden Schicksalen, und daher sind in dieser Klasse die sympatherischen Neigungen die einheimischen und stärksten, wie überhaupt alle gesellschaftlichen Gemüthsbewegungen. Ein solcher Mensch kann daher leichter zu den Tugenden des Wohlwollens und der Gutthätigkeit geleitet werden.

Ich zweifle nicht einen Augenblick, daß ich mich auf eigne Empfindung meiner Leser berufen darf, da dieses Sätze sind, die anders nicht als durch Beobachtung bewiesen werden können.

Ist der Mensch aus dieser Klasse mit sich allein; betrachtet er in der Stille seine Neigungen und Handlungen, und die Gesetze der moralischen Billigung heissen diese seine theilnehmenden Handlungen gut und billigen diese sympathetischen Züge seines Herzens, so entsteht Vergnügen, Selbstbilligung und Erhebung der Seele. Und so verstehe ich, was Ferguson sagt: "Die Neigungen des Wohlwollens, wenn sie aufrichtig und eifrig sind, erfüllen natürlicher Weise die Seele so sehr, daß sie allen niedrigen Vergnügungen und aller Aengstlichkeit und Furcht wegen persönlicher Sicherheit den Zugang verwehren. *)

Anmerkung. Das Gegentheil von dem, was in diesem §. ist gesagt worden, lehrt Hutcheson in der Sittenlehre der Vernunft. 110. wovon in den Vorlesungen.

§. 30.

Erweiterung und Rechtschaffenheit.

Die Menschen dieser Klasse haben in ihrer Natur eine vorzügliche Aufforderung zu den Pflichten der Rechtschaffenheit und Menschenliebe, es kann daher diese Tugend hier ebenfalls als einheimisch angesehn werden, dergestalt, daß, wenn mir von einem Menschen weiter nichts als eine wahre rechtschaffne Handlung, die alle Eigenschaften hat, bekannt ist, ich dieses als ein Zeichen ansehn kann, daß sein Charakter Erweiterung sey, so lange, bis das Gegentheil erwiesen wird. Diese erfüllen die Pflich-

tey

*) Moralphil. S. 153.

ten der Menschenliebe nicht aus Furcht, sondern weil sie sie gern thun. Nicht aus Lust zu gewinnen auf der einen, und aus Furcht zu verlieren auf der andern Seite; sondern weil ihre bessere Gesinnung sie dazu antreibt, und weil sie durch die Hervorbringung solcher Handlungen sich selber in Absicht ihres persönlichen Werthes vollkommner machen. Diese Bewegungsgründe, welche theils von andern, auf die sie würken, theils von sich selbst und von dem Resultat ihrer Handlungen auf sie hergenommen sind, schließen deswegen andere Betrachtungen nicht aus, werden aber auch durch jene nicht ausgeschlossen. So kann es die Nachahmung sowol ädel denkender Menschen, als auch selbst des höchsten Wesens seyn, wenn sich der Mensch allemal zu dieser Höhe schwingen kann, daß dieser Gedanke Kraft für sein Herz wird, oder das Verlangen, ein vortrefliches Glied der Gesellschaft zu heissen. Diese letzten Betrachtungen gründen sich auf eine wohlgeordnete und verädelte Selbstliebe.

Ein wahrer Patriot kann nur in diese Klasse gehören. Die Rechtschaffenheit erstreckt sich bey ihm nicht etwa auf wenige Personen, die er kennt, sondern auf sein ganzes Vaterland. Die große Idee, die ihn am meisten beschäftiges, ist das allgemeine Wohl, hierzu gehört eine gewisse Ausdehnung des Verstandes und der Einbildungskraft; aber auch Bestigkeit. Er

sey das höchste Ideal von menschlicher, moralischer Güte und Rechtschaffenheit, was für einen höhern Bewegungsgrund kann ihm wol die strengste Sittenlehre zu seinen Handlungen geben, als jenen des Epiktets: Ich bin auf dem Posten, den Gott mir anvertraut hat. Und welcher Bewegungsgrund ist auch wol reiner und ädler, als eben dieser? Welcher macht mehr, daß wir unter gewissen Umständen dem Leben den Tod vorziehen? Und zwar ohne leidenden Muth? Und dennoch müßte man ganz seine Augen wegwenden, wenn man hier nicht die verädelte Selbstliebe als das letzte Glied in der Kette der Bewegungsgründe sehn wollte.

Anmerkung. Dieses ist nicht so zu verstehn, als wenn Menschen aus dieser Klasse allemal rechtschaffen seyn müßten; sie können eben so gut durch falsche Grundsätze ausarten: Siehe §. 32. Aber wenn sie es sind, so ist es ein Zeichen der Erweiterung.

§. 31.

Erweiterung und Stolz.

Vortreflich zu seyn, in sich und in Vergleichung, ist das Ziel der Bestrebungen bey diesen Menschen, und da sie es selten zur Befriedigung erreichen, so werden sie durch Wetteifer in unterbrochner Thätigkeit erhalten. Ehre und Ruhm hat daher für sie den größten Reiz, und wird mit Heftigkeit begehret, wegen der Meynung, daß andere übertreffen, so viel heisse als vortreflicher seyn. Wenn richtige Meynungen

nungen und wohlwollende Neigungen hinzukommen, so kann der edle und anständige Stolz ein mächtiges Triebrad dieser Menschen werden. Allein, da dieses schon die Ausbildung des Menschen voraussetzt, daß er ist, wie er seyn soll; so sind ihnen die Ehrensäulen, die Lorbeer, Titel und Ordensbänder anfänglich mehr werth, als die Verdienste selbst, die durch diese Zeichen angedeutet werden. Daher sind Ruhmsucht, Hochmuth und Ehrgeitz sehr gemeine Fehler dieser Klasse, welche aus einer Mißleitung und falschen Richtung der Grundmaxime entstehn. Eben dies ist die Ursache, weswegen man so viele eitle Menschen hier antrift.

§. 32.

Erweiterung und Menschenhaß.

Der Haß ist eigentlich eine unglückliche Paßion für jene Menschen, deren Charakter die Einschränkung ist. Allein er wird auch in dieser Klasse gefunden, nur daß seine Entstehungsart und die Gegenstände desselben anders sind. Die Nacheifrung ist am stärksten unter Menschen, die die Abhängigkeit, sowol in Absicht auf Einsichten, als Handlungen, für ein großes Uebel halten. Sie unterdrückt die Zuneigung und macht Menschen zu Nebenbuhlern oder Feinden. Jeden erlangten Vorzug eines Menschen von dieser Art sehen andere als eine ihnen zugefügte Beleidigung an. Daher tritt Feindschaft an die Stelle der

Sym:

Sympathie. Daher Geringschätzung und Verletzung der Rechte der Menschheit. Daher ein grausames Vergnügen an Beschimpfung, Verachtung und Geringschätzung Anderer. Daher eine falsche Freude und Hohngelächter über ihre Fehler. Die große Welt hat Beyspiele genug von Menschen, die in dieser Klasse gebohren sind, die aber durch Mißleitung in Menschenhasser ausgeartet sind. Man gebe einem solchen die höchste Gewalt, und er wird ein Tyrann seyn.

Der Haß bey gebildeten Leuten dieser Klasse, die übrigens rechtschaffen gesinnet sind, kann nicht lange in ihren Herzen wohnen, und ob sie gleich nicht gänzlich davon frey sind, so verwandelt er sich bald in Mitleid oder verschwindet ganz.

§. 33.

Erweiterung und leidender Muth.

Je stärker auf der einen Seite bey dieser Klasse der Antrieb zu gewissen Unternehmungen ist, desto stärker ist die Zurückwürkung von fehlgeschlagener Hoffnung, angethaner Beleidigung, öffentlicher Kränkung, vorhergesehner Gefahr der Unterwerfung oder die würkliche Unterwerfung und Demüthigung unter Nebenbuhler oder gar Feinde, auf das Gemüth dieser Menschen. Sehen sie kein ander anständiges Mittel zur Auskunft, so herrscht die Leidenschaft über die Stimme der Natur, und sie glauben dadurch, daß sie selbst Hand an ihr

Leben

Leben legen, noch über ihre Feinde zu triumphiren. Zorn und Rachgier sind in dieser Klasse sehr mächtig, ihre Würkung geht vielmalen rückwärts, wenn es ihnen ohnmöglich fällt, sie an dem verhaßten Gegenstande zu kühlen.

Dem ersten Anschein nach dürfte dieses eine Eigenschaft der zwoten Klasse seyn, wo sich dieser leidende Muth auch findet. Dort aber wird er mehr durch Kleinmüthigkeit und Verzagen gewürkt.

§. 34.

Erweiterung und Geiz.

Der Geiz ist eigentlich in dieser Klasse keine einheimische Begierde. Man kann ihn aber als eine hinzukommende betrachten, in wie fern durch eine falsche Betrachtung 1) mehr Reichthum besitzen, so viel heißt, als vortreflicher seyn; 2) der Reichthum ein Mittel ist, mehr Vergnügen, Ansehn, Ruf oder Herrschaft zu erlangen. In diesen und vielleicht noch einigen andern Fällen wird derselbe als ein Mittel, diese Dinge zu erlangen, mit Heftigkeit begehrt. Alsdann aber ist es in dieser Klasse eine sehr verderbliche und schädliche Leidenschaft. Er verleitet zu Ausschweifungen und Grausamkeiten; weil die Menschen dieser Klasse selten kleiner Ideen fähig sind. In der zwoten Klasse würkt er Niederträchtigkeiten, wenn anders zwischen Lastern ein Besserseyn statt findet. Hier ist er einem Wasser gleich, das ruhig in

seinem

seinem Bette dahinfließt; dort gleicht er einem reissenden Strome, der alles mit sich fortreißt und bey gesetzten Hindernissen Dämme zerbricht.

§. 35.

Allgemeine Anmerkung.

Dieses sey genug, um einige Würkungen der Leidenschaften dieser Klasse angegeben zu haben. Wie groß dieses Feld sey, und wie angenehm die Aussichten hier für den Beobachter, sieht ein jeder. Um hier zu Anfängern Gelegenheit zu geben, überlasse ich die Fortsetzung dieser Vergleichung ihrer eignen Uebung.

So viel aber verdient noch angemerkt zu werden, daß Menschen in dieser Klasse der größten Tugenden, aber auch der größten Laster fähig sind. Selten sind sie der Mittelstraße fähig. Und dieses macht die Gesetze, die Sittenlehre, die Religion und Oberherrschaft nothwendig; weil sie bey diesen Triebrädern nicht vollkommen weise, aber auch nicht ganz verstandlos sind. Wäre das erste, so wären Vorschriften überflüßig, und wäre das letzte, so wären diese unnütz.

Es ist wahr, kein wahrhaftig großer Mann gehört in eine andere als diese Klasse. Allein durch die großen Leidenschaften allein wird er nicht groß; sondern durch das Gleichgewicht, wenn ich so sagen darf, welches sich findet zwischen seinen Verstandeskräften und zwischen der Stärke seiner Leidenschaften.

In

In diese Klasse gehören die Erobrer, die Helden, die Erfinder neuer Systeme; aber auch die Catilinas und K***.

§. 36.

Einschränkung und Geitz.

Die Urquelle aller Handlungen der Menschen aus der zwoten Klasse, deren Hauptcharakter die Einschränkung ist, ist die Furcht für den Schmerz. (§. 12. dieses Hauptst.) Unter dem furchtsamen Charakter versteht man eigentlich jene unruhigen und zur Gewohnheit gewordenen Bewegungen des Gemüths, welche aus der Besorgniß einer nachtheiligen Veränderung in unserer Lage fließen. Durch die Wahrscheinlichkeit einer solchen Veränderung werden diese aus ihrem sonst natürlichen Schlummer geweckt und würken. Es hängt derselbe, ausser der natürlichen Anlage, noch von gewissen Leibesbeschaffenheiten und von der geringen Anzahl der Verstandskräfte ab, und kann durch Vorurtheile der Kindheit und Auferziehung sehr begünstiget werden.

Nach dieser Beschreibung wird es sehr begreiflich seyn, wenn man den Geitz als die erste und einheimische Begierde dieser Klasse ansieht. Die Idee, welche diese Menschen überall mit sich herumtragen, ist: „den nachtheiligen Veränderungen ihrer Lage, die sie befürchten, zuvorzukommen.“ Da nun die Nothwendigkeiten, die zum thierischen Leben gehören, nach

der

der gegenwärtigen Lage der Dinge, durch Geld angeschaffet werden müssen; so ist die Sorge für ihren Unterhalt, und die öfters lächerliche Besorgniß des Mangels, und die Begierde, Geld aufzuhäufen, eins. Nach und nach hören sie auf, das Geld als ein Mittel anzusehn, die Nothwendigkeiten des Lebens sich dadurch zu verschaffen, und lieben es um sein selbst willen, und machen die Aufhäufung der Dinge, die zum thierischen Leben gehören, zu ihrer Hauptabsicht.

In der Jugend zeigen diese als Jünglinge eine gewisse Art von Sparsamkeit, man lobt sie als Verständige, als Sittsame, die sich von der Lebhaftigkeit anderer unterscheiden. Im Alter entdeckt sich ihr Charakter, ihre Prädilektion für einen Haufen goldner Maschinen, der ewig dazu verdammt ist, sich zu vermehren.

Anmerkung 1. Man verwechsle nicht Haushaltung und Sparsamkeit mit Geitz. (Wie man oft diesen Fehler der Kargheit mit dem gelindern Namen der Sparsamkeit belegt.) Auch der Mann von erweiterndem Charakter ist wegen der jetzigen Einrichtung genöthiget, für einige Drachmen Sorge zu tragen.

Anmerkung 2. Es ist also der **Eigennutz** im strengsten Verstande die herrschende Neigung dieser Klasse. Sich selbst lieben, heißt hier so viel, als seine ganze Sorge auf die Selbsterhaltung einschränken, welches alle andere Betrachtungen ausschließt, und diesen Men-

schen

schen keine andre Idee höherer Vergnügungen erlaubt. Diese sind die eigentlichen Egoisten.

§. 37.

Einschränkung und Rechtschaffenheit.

Die Rechtschaffenheit, wenn sie noch bey diesen Menschen gefunden wird, erscheint in einer ganz andern Gestalt und empfiehlt sich nicht so sehr als jene Tochter der verädelten Selbstliebe und Theilnehmung. Menschen glücklich zu machen, ist bey ihnen ein unstatthafter Wunsch, weil ihnen diese Mühe durch das bloße Vergnügen, sie glücklich gemacht zu haben, nicht bezahlt ist.

Da die Rechtschaffenheit einmal untersagt, unrecht zu thun, aber auch zweytens befiehlt, wohlzuthun: so werden sie zu dem ersten, weil es ein Zwangsgesetz ist, aus Furcht für der Strafe, und also aus Besorgniß einer unangenehmen Veränderung in ihrer Lage angetrieben. Zu dem andern aber kann sie nichts als die Erwartung eines Vortheils für ihre Person und reelle Belohnung bringen. Sie erziehen Waisen wegen des Kostgeldes, sie dienen den Wittwen wegen ihres letzten Willens. Ihre Freundschaftsdienste gehören unter den Titel: Facio, vt des. Vor Höheren sind sie kriechende Sklaven, und für die Idee der Vaterlandsliebe und des allgemeinen Wohl ist keine Fiber in ihrem Gehirn. Es verdient also, wenn man auf

den Grund sieht, das, was in dieser Klasse Rechtschaffenheit genannt wird, diesen Namen gar nicht.

§. 38.

Einschränkung und Heucheley.

Daher rührt es aber auch, daß man in dieser Klasse die mehresten moralischen und politischen Gleißner aufstehn sieht. Da die Rechtschaffenheit und ihre Gesinnungen von dem Publikum am meisten gebilliget wird, und sie selbst solche Handlungen bey andern, besonders, wenn dieselben auf sie gerichtet sind, sehr billigen, nur aber an sich nicht; so leihen sie eine zeitlang den Mantel der Rechtschaffenheit, damit sie unter diesem Schein ihre eigennützigen Absichten desto sicherer ausführen mögen. Sie sind jenem Menschen ähnlich, der mit zween künstlich gemachten Armen von Holz, mit scheinheiliger Miene vor dem Altare knieete, und diese Hände beten ließ, indem er unterdessen seinem Nachbar mit seiner dritten Hand die Uhr entwendete. Auf solche Weise verblenden sie den gemeinen Haufen, und machen eine Menge Redliche unglücklich. Haben sie Gewalt, so ist es um das Glück desjenigen, der sie entdeckt, geschehn. Sind sie ohnmächtig, so nehmen sie zur Niederträchtigkeit, zur Verläumdung und übeln Nachrede ihre Zuflucht.

Anmerk.

Anmerkung. Diese Menschen sind bey der Selbsterkenntniß zu gebrauchen. Denn sie sind wachsamer auf unsre Fehltritte, und stellen sie uns durch ein Vergrößrungsglas vor, mehr als wir selbst und unsre Freunde thun würden.

§. 39.

Einschränkung und Ehrgeiz.

Da die Menschen in dieser Klasse mehrentheils einen schwachen und eingeschränkten Verstand haben, so rührt es daher, daß man viele findet, welche nach der Achtung anderer geitzen, sie zu erschleichen suchen, und die Begierde, achtungswürdig zu seyn, der Begierde, geachtet zu werden, aufopfern. Ehre und Ansehn ist ihnen oft ein nothwendiges Mittel, ihre eigennützigen Absichten auszuführen, um gewisse einträgliche Verbindungen oder Ehrenstellen zu erlangen, oder überhaupt ihren Diensten ein größeres Gewicht zu geben, damit das Interesse durch das Gegenwicht befriediget werde. Eine jede Geringschätzung, verweigerte Achtung oder Gleichgültigkeit, bringt sie daher sogleich auf die Besorgniß, daß sie entdeckt seyn, dies führt sie auf die nachtheiligen Folgen für ihren Eigennutz, auf den Abgang ihrer Klienten und Kundschaft, mit einem Worte, auf die ängstliche Besorgniß, daß die Goldquelle versiegen möchte, zu deren Eröfnung sie Ehre und Ansehn vonnöthen hatten.

§. 40.

Einschränkung und Neid.

Der Neid ist hier erblich. Er zeigt sich in seiner häßlichsten Gestalt auf jeder Mine des Eigennützigen. Menschen aus der erstern Klasse sind davon nicht frey; aber dort hatte diese Neigung eine ganz andere Gestalt. Naturgaben, Verstand, Genie konnten bey ihnen Neid erregen, da sie aber Lebhaftigkeit und Feuer besitzen, so war dieses eine Aufforderung durch Anstrengung ihrer Kräfte, sich diese Vortheile zu erwerben.

Bey dem Neide liegt das Urtheil zum Grunde, daß der Mensch aus dieser Klasse sich einbildet, er sey in Absicht auf gewisse Dinge, die er für Vollkommenheiten hält, und deren Abwesenheit seine Lage sehr verschlimmern, sehr schlecht bedacht. Die natürliche Folge für die Gesellschaft ist daher diese, daß er dahin trachten wird, alles, was einen Vortheil mehr hat als er, bis auf sich herabzusetzen. Und nun vermag nichts, einen wider den Neid zu schützen. Alle Mittel, durch anderer Schaden seine Absicht zu erreichen, sind ihm willkommen. Daher Verläumdung, Schmähsucht ꝛc. Daher der traurige Trost und gräßliche Freude über das Unglück anderer. Wer kann ihr Gesicht ertragen.

§. 41.

Einschränkung und Behutsamkeit.

Da ein Wesen dieser Art also sich nur damit beschäftiget, sich immer in seinem gegenwärtigen Zustande zu erhalten, so wird es keinen Schritt wagen, ohne zu überlegen, was dies für Folgen für seine jetzige Lagen haben könne. Genaue Aufmerksamkeit, Prüfung der Umstände, der Personen, mit denen sie zu thun haben, selbst gemachte Besorgnisse, Einwürfe, Hindernisse, Widerlegung derselben werden sie immerzu beschäftigen. Die Fertigkeit, so zu handeln, macht ihre Behutsamkeit aus. Wenn ein gewisses Maas von Verstandeskräften hinzukommt, macht es die Klugheit aus. Bey schwachen Verstande bleibt es bey der bloßen Besorgniß. Daher sind Personen dieser Art mehrentheils argwöhnisch, zurückhaltend, ängstlich, kleinmüthig und zaghaft.

§. 42.

Schlußanmerkung.

Aus eben der Ursache, wie §. 35. breche ich hier ab, und überlasse die Schlußfolgen, die aus dieser Lehre müssen gezogen werden, der Sittenlehre.

So viel aber muß noch angemerket werden, daß die Menschen und ihre Charaktere sich abändern, je nachdem das Maas des thätigen Urgrundes bey ihnen größer oder kleiner ist, weil, wie schon mehrmalen ist

gesagt worden, keiner vollkommen zu einer von den angezeigten Klassen, ohne eine gewisse Mischung mit der andern, gehört. Es giebt daher wunderliche Charaktere. Ich nenne sie so, weil sehr viel widersprechendes aus ihnen hervorleuchtet, das die Entzifferung ihres Charakters schwer macht. Diese scheinen eine eigne Klasse auszumachen.

Eben so ist es nicht widersprechendes, daß durch Erziehung und andere Umstände die Menschen in eine Klasse übergehen können, zu der sie ursprünglich und nach ihrer ersten Einrichtung nicht gehörten.

Zweyter Abschnitt.

Experimentalseelenlehre.

Vorerinnerung.

Sollte die Seelenlehre hier wol an ihrem rechten Orte stehn? Sollten die Schlüsse, die auch sogar in einer Experimentalseelenlehre müssen gemacht werden, ohne vorhergegangenen Unterricht der Vernunftlehre mit Evidenz können eingesehn werden? Setzt sie nicht Begriffe voraus, die man zuvor aus der Metaphysik erlernt haben muß? u. s. w. Dergleichen Einwürfe machte ich mir selbst, als ich über den Ort nachdachte, den ich dieser Lehre anweisen wollte, wo sie für den Unterricht am bequemsten stünde. Denn hierauf hatte ich blos zu sehn, da ich nicht für Gelehrte schreibe, denen es gleich viel ist, wo eine Lehre steht, sondern für werdende Philosophen. Ich will mich also zuerst über diese Sache selbst zur Rechenschaft fordern.

Ich habe den Gedanken nie aufgeben können, daß die Vernunftlehre ein Resultat aus der Seelenlehre sey, und bin doch wahre Philosophen, die eben so denken,

noch mehr darinne bestärkt worden; nur daß ich nicht ganz der Meynung bin, daß sie selbst ein Stück der Seelenlehre sey. Folglich war es nothwendig, daß entweder in der Vernunftlehre diejenigen Fakta vorausgeschickt werden mußten, auf welche sich die Regeln zum Denken gründen, oder daß die ganze Seelenlehre vor der Logik vorhergienge. Das erste ist von vielen geschehn. Ich würde auch ihnen gefolgt seyn, wenn nicht die Anlage dieser Experimentalseelenlehre so wäre eingerichtet gewesen, daß dasjenige, was in der Vernunftlehre von der Seele pflegt vorausgeschickt zu werden, hier nothwendig vorkommen mußte, und mithin dort eine leere Wiederholung gewesen wäre. Ich schlug daher den letzten Weg ein.

Was nun die nachtheiligen Folgen betrift, so muß ich mich zuerst über den Begriff, den ich mit dem Worte Experimentalseelenlehre verbinde, erklären. Die Seelenlehre soll die Fakta erklären, die sich auf diesen Theil des Menschen beziehen, den wir Seele nennen. Folglich muß sie allgemeine Gesetze angeben, unter welchen die besondern Fakta begriffen sind. Dies ist aber nichts anders als die Herleitung einzelner Würkungen aus ihren Ursachen, und in dieser Zurückführung der einzelnen Veränderungen auf allgemeine Gesetze besteht die Theorie. Seelenlehre oder Theorie von der Seele ist also nichts anders, als der Inbegriff jener allgemeinen

Prin-

Principien oder Grundsätze, aus welchen die Veränderungen bey der Seele können erklärt werden. Sie heißt Experimentalseelenlehre, weil diese Gesetze sich auf Erfahrung und Beobachtung gründen müssen, und nicht auf willkührlich angenommene Sätze oder Metaphern, die man auf gewisse Erscheinungen anwendet, da sie doch zu ganz andern Gegenständen gehören. Die Würklichkeit oder Wahrheit eines solchen Gesetzes gründet sich daher auf die Würklichkeit der Fälle, daraus es abstrahirt worden, und auf die Richtigkeit der Vergleichung.

Freylich kann dieses Verfahren ohne Schlüsse nicht geschehn, und die Methode selbst hat ihre Regeln, die aus der Vernunftlehre bekannt seyn sollten. Allein, sollte denn der gesunde Menschenverstand, den jeder, der sich dem Studieren widmet, in einem gewissen Maase besitzen muß, nicht zureichen, die Wahrheit der Folge einzusehn, ohne die Regel zu wissen? Wenigstens werde ich mich bemühen, mich zu diesem Grade der Evidenz herabzulassen. In der That, es wäre schlimm, wenn man so etwas dem Zuhörer nicht eher zutraun wollte, als bis er ein halbes Jahr sich hat vorsagen lassen, was in seinem Gehirn vorgeht, ohne zu wissen, was vorgehn sollte. Niemand wird wol glauben, daß er, wenn er das erstemal die vor der Metaphysik dem Orte nach stehende Logik hat erklären lassen,

nunmehr das Folgende mit einer gewissen logikalischen Genauigkeit prüfen werde. Wo man ihm die Regel nicht selbst zeigt, wird er immer die Sache mit der gesunden Vernunft betrachten, und nur alsdenn erst die Regeln zum Denken hervorsuchen, wenn er in dem Fall ist, nach diesem beurtheilt zu werden, oder sich die Arbeit des Nachdenkens zu erleichtern, oder wenn es ihm durch öftere Uebung und anhaltenden Fleiß geläufig worden ist, ordentlich und zusammenhangend zu denken.

Was die Begriffe betrift, die aus andern Disciplinen vorausgesetzt werden, so wird die Einschaltung ihrer Erklärung weniger unmethodisch seyn, als die Vernunftlehre der Seelenlehre vorauszuschicken.

Bey jener Verändrung oder Würkung ist man geneigt, nach einer Ursach zu fragen. Ursachen sind entweder würkende oder Endursachen. Die Verändrungen der Seele, die sich auf würkende Ursachen beziehen, gehören in die Experimentalseelenlehre. Jene rechne ich zur metaphysischen Seelenlehre. Daher wird man die Lehre von der Immaterialität, Unsterblichkeit der Seele und künftigen Erwartung erst dort finden.

Den Beweis von ihrer Existenz hätte ich füglich auch bis dorthin versparen können. Weil es mir aber einigermaßen paradox schien, die Verändrungsgesetze der Seele hier zu erklären, und erstlich unten

die

die Frage aufzuwerfen: ob sie auch existire? so bekam diese Materie ihre Stelle gleich im ersten Kapitel.

Das erste Kapitel.

Von dem Daseyn der Seele und der nothwendigen Verbindung mit einem organischen Körper.

§. 1.

Beschaffenheit dieses Beweises.

Daß ich bin: ist eigentlich ein erstes Faktum, wovon ich durch nichts eher als durch das Selbstgefühl kann gewiß werden. (Abschn. 1. Kap. 2. §.) Dieses hat den Verstand 1) daß, ehe noch der Mensch im Stande ist, seine Vernunft anzuwenden, zur Hervorbringung der Ueberzeugung von seinem Daseyn, dieses Gefühl bey ihm schon die Stelle der Demonstration vertritt. 2) Daß die Wahrheit und Beweiskraft aller andern Principien zuletzt auf der Aussage desselben beruht. Wenn man dahero von einem Beweise spricht, wodurch unser Daseyn ausser Zweifel soll gesetzt werden; so besteht derselbe blos in einer Auflösung und Entwicklung der Aussage dieses innern Gefühls. Dieses wird durch

das Folgende bestätiget. Es ist also eigentlich die Frage nicht: Ob ich bin? Denn das setzt gewiß schon jeder voraus, der die Frage thut und bejahet sie eben dadurch, und daß er darüber nachdenkt. Denn wie könnte er fragen, wie könnte er nachdenken, ohne zu seyn? Sondern man verlangt das, was man bis hieher nur geglaubt hat, und hat glauben müssen wegen des Zeugnisses des Selbstgefühls, nun auch aus Gründen der Vernunft einzusehn.

§. 2.

Ich bin mir meiner Verändrungen bewußt.

Ich bin mir bewußt der Verändrungen, die immerzu in meinem Zustande erfolgen. Einige derselben rühren von aussen her, und ich verhalte mich gegen sie leidend, andere bring ich durch mich selbst hervor, und bin würksam. Und diese Verändrungen sind für mich etwas reelles. Es hängt oft von demselben mein Vergnügen oder Mißvergnügen ab, also ist wenigstens ihre Würkung für mich reell. Auch dieses bin ich mir bewußt.

§. 3.

Also auch meines Daseyns.

Nun aber kann ein Wesen, das nicht ist, ohnmöglich würken oder leiden. Denn würken heißt, den Grund in sich fassen, von dem, daß etwas anderes würklich wird, und leiden heißt, eine solche Verändrung erdulten, wovon die Ursach ausser mir ist. Was also würkt oder leidet, das muß selbst

seyn.

seyn. Indem ich mir also meiner Veränderungen bewußt bin, so bin ich mir auch meines Daseyns bewußt.

§. 4.

Eine bloße Idee kann nicht würken oder leiden, oder sich ihrer selbst bewußt seyn, wie ich sehe, daß es bey mir ist. Sie ist selbst Würkung und nichts mehr und nichts weniger, und erfodert ein Wesen, in welchem sie seyn kann. Ich kann mich aber von meinen Ideen unterscheiden. Zwar höre ich auf mein Daseyn zu denken, wenn ich mir nicht bewußt bin, ich denke auch dasselbe nicht immer deutlich. Demohngeachtet bin ich. Und ich kann zu unterschiedenenmalen darüber nachdenken. Ich selbst bin also keine Würkung von diesem Bewußtseyn, und also keine bloße Idee.

Ich bin keine bloße Idee.

§. 5.

In wie fern mein Zustand von den Dingen abhängt, die ausser mir siud, in so fern habe ich mit diesen Dingen zu thun. Aber ich unterscheide mich nicht nur dadurch von den Dingen selbst, weil ich sie als etwas fremdes und nicht als Theile von mir ansehe, und weil es mir ohnmöglich fällt, mich mit ihnen zu identificiren; sondern auch von den Verändrungen, die sie in mir hervorbringen. Es machen diese Veränderungen meinen Zustand aus. Aber ich und mein Zustand sind verschiedne Dinge. Ich

Die Gegenstände, die ich denke, sind nicht Ich.

bin

bin noch immer derselbe, der ich ehedem war; und bin durch die häufigen Verändrungen und Abwechselungen meines Zustandes kein anderer worden. Ja, ich unterscheide sie sogar von den Ideen, die ich von ihnen habe. Ich kann die Gegenstände nicht unmittelbar denken, wie in der Folge bewiesen wird, sondern nur mittelbarer Weise. Die Vorstellungen, die ich also von ihnen habe, sind nur Zeichen derselben, wodurch ich mir bewußt werde, daß sie da sind, weil sonst ihre Zeichen auch nicht da seyn könnten. Aber auch diese Zeichen, diese Vorstellungen von den Gegenständen, die mich umgeben, sondere ich von mir ab. Sie geben mir zwar eine gewisse bestimmte Art meines Daseyns, aber zu meinem Selbst gehören sie nicht und sind kein Theil von mir.

§. 6.

Mein Körper ist nicht Ich.

Mein Körper ist mein Auswendiges, und ich bin sein Innhalt. — Zwar sind wir immer beysammen, so lange ich hienieden auf meinem Posten stehe; aber ich kann es mir denken, daß ich ihn verlasse, ich kann mich ausserhalb seiner denken. Unser Beysammenseyn ist wie das Beysammenseyn eines Mannes und seines Ueberkleides, oder des Feuers und der Maschine; ich nehme Antheil an seinen Verändrungen, aber diese seine Verändrungen sind durchaus anders, als die meinigen. Theile ge-

hen

hen ab und neue werden ihm zugesetzt, unterdessen das Bewußtseyn in mir noch immer das nehmliche ist. — Ich bediene mich seiner nur als eines Instrumentes, und er ist mir gleichgültig, so bald ich glaube, daß ich seiner nicht mehr nöthig habe. Es sagt mir also mein Selbstgefühl, daß Ich etwas anders als mein Körper bin.

§. 7.

Was folgt?

Ich bin mir bewußt der Verändrungen, die in und ausserhalb meiner vorgehn, und bin meiner selbst bewußt. (§. 2.) Nun bin ich aber ganz etwas verschiedenes von meinem Körper. (§. 6.) Folglich ist das, was in mir denkt und sich seiner bewußt ist, nicht mein Körper.

Das Wesen, welches in mir denkend sich seiner bewußt ist, heißt meine Seele, das bin Ich. Also ist meine Seele mein Ich würklich; weil ein Wesen, das nicht ist, nicht würken und leiden, nicht denken und sich seiner bewußt seyn kann. (§. 3)

Ein Wesen, das würken und leiden kann, heißt Substanz; also ist meine Seele eine vom Körper verschiedene Substanz. (§. 6.)

§. 8.

Bestimmung Art meines Daseyns.

Da ich nun sehe, daß andre Menschen eben so handeln, wie ich handle, so schließe ich nach der Analogie, daß sie eben solche Wesen sind, und nehme in ihnen eben sol-

che

che Substanzen an. Aber mich mit ihnen verwechseln kann ich nicht. Die Art meines Daseyns ist durch gewisse Eigenschaften und Verhältnisse, die ich mein nenne, bestimmt. Ich existire nicht allein, sondern ich existire als Jüngling, als Mann oder als Greis u. s. w. Ich habe gewisse Eigenschaften, einen gewissen Charakter, Neigung, Temperament, gewisse mir eigenthümliche herrschende Ideen, nach diesen bestimmt sich mein Wille, es erfolgen Handlungen, wovon ich mich für den Urheber erkennen muß u. s. w. Dieses zusammen giebt meinem Ich eine bestimmte Art seines Daseyns, wovon ich eben durch nichts anders als durch ein Gefühl überzeugt werde, und ich nenne es alsdenn meine Person.

Anmerkung 1. Das Bewußtseyn ist also ein nothwendiges Stück des Selbstgefühls und des Gefühls der Persönlichkeit. Daher in der Epilepsie, Ohnmacht und in tiefen Schlafe ꝛc. dasselbe fehlt. Wir wissen hier weder daß wir sind, noch was wir sind. Gleichwol existiren wir. Es macht daher das Selbstgefühl unsre Existenz selbst nicht aus. Man unterscheide das Vermögen des Selbstgefühls und die Anwendung.

Das Gefühl der Persönlichkeit schließt das Gefühl der Individualität mit in sich.

Anmerkung 2. Im Traume und Wahnsinn wird das Gefühl der Persönlichkeit bisweilen von der Einbildung getäuscht, wir glauben ganz andre Personen zu seyn. Die Ursach ist natürlicher Weise diese, weil hier

Verstand

Verstand und Vernunft nicht würken. Wo demnach diese gar mangeln, da muß das Gefühl der Persönlichkeit fehlen, wie bey den Thieren.

Anmerkung 3. In heftigen Leidenschaften sind wir ausser uns, wir vergessen unser Selbst. Daher läßt sich der leidende Muth erklären und die Verzweiflung.

§. 9.

Das Selbstgefühl fängt sich nach der Vereinigung mit dem Körper an.

Ich habe keine Känntniß von einer Seele, die noch nicht mit einem Körper vereiniget war. Aber das weiß ich, daß eine Seele ohne Körper kein empfindendes Wesen ist. Wollte man daher auch annehmen, daß sie ein Selbstgefühl habe, so kann es wenigstens nicht das Selbstgefühl eines empfindenden Wesens seyn. Ich habe daher keinen Begriff von demselben.

Bin ich gewesen, ehe meine Seele mit meinem Körper verbunden wurde, so ist mir doch gegenwärtig jene Existenz vollkommen gleichgültig, weil ich nicht weiß, daß ich war, noch was ich war: und ist mithin eben so gut, als wäre ich nicht gewesen. Ich fange also meine Rechnung von da an, wo ich weiß, daß ich empfunden, gedacht und gelebt habe. Das ist das Leben eines vernünftigen und denkenden Wesens. Hier ist mir mein Daseyn und die Art meines Daseyns nicht mehr gleichgültig. Aber ich kann diese Rechnung nicht über die Vereinigung meiner Seele mit dem Körper hinausführen. Und ob ich mich

gleich auf die ersten Stunden, nachdem diese Vereinigung geschehen war, nicht besinnen kann, so weiß ich doch, daß mein Empfinden und Denken einen Anfang muß gehabt haben, sonst wär es gegenwärtig noch nicht. Und mache daher den Schluß, daß, wenn ich ein Wesen von der Welt seyn, das sich seines Daseyns erfreuen, sich seiner bewußt seyn, denken und leben sollte, ich dieses zu seyn da erst angefangen habe, nachdem meine Seele mit einem organischen Körper ist verbunden worden, und nicht eher. Folglich war mir eine solche Vereinigung nothwendig. Analogisch schliesse ich das von allen Menschen.

Anmerkung. Was von der Seele gilt, die noch niemals mit einem Körper vereiniget war, kann auf eine abgeschiedene nicht angewandt werden.

§. 10.

Ich bin nicht der Urheber von mir.

Weder das Daseyn und die Einrichtung meiner Seele, noch meines Körpers, noch seine Vereinigung mit der Seele hängt von mir ab. Sollte mein Daseyn und die Einrichtung meiner Seele von mir herkommen, so müßte ich sie gewürkt haben ehe ich selbst war, das läßt sich ohne Widerspruch nicht denken. Sollte die Einrichtung meines Körpers von mir herrühren, so müßte ich gewußt haben, welche Verbindung der Materie sich am besten schicken würde, um in mir Gedanken

ken zu erwecken. Da ich aber meinen Körper selbst sehr wenig kenne, sowol in Absicht seiner letzten Bestandtheile als ihrer Verbindung, so fällt es mir nicht ein, mich für den Urheber desselben zu halten. Und da mir die Vereinigung desselben mit der Seele noch eben so sehr ein unauflößliches Räthsel ist, das ich durch Umschweife, aus seinen Würkungen auf die Art zu würken, rathen muß, so weiß ich gewiß, daß ich diese Vereinigung nicht gestiftet habe. Ein Künstler würde doch wol sein Werk kennen?

Anmerkung. Weil ich also nicht der Urheber von mir selbst bin, so ist und bleibt mir meine innere Einrichtung unbekannt. Alles, was ich von mir selber weiß, muß ich aus der Würkung schließen, keineswegs aber aus der Art meiner innern Einrichtung.

§. 11.

Die Vereinigung der Seele mit einem Körper gründet sich auf gewisse Gesetze, von welchen wir finden, daß sie immer beobachtet werden. In wie fern wir sie denken und sie zu Erklärungen der Erscheinungen anwenden, sind es Grundsätze. In wie fern wir aber finden, daß sie in der Natur des Menschen gegründet, und, wie jedes anderes Gesetz der Natur, unveränderlich sind, kann man sie physische Gesetze nennen. Z. B. daß jede Wahrnehmung eines Dinges durch Mittelursachen gewürkt wird, ist deswegen ein physisches

Die Seelenlehre beschäftiget sich mit physischen Gesetzen.

Gesetz, weil man es unverändert beobachtet findet. Und obgleich der Ausdruck einem historischen Satze mehr ähnlich sieht, als einem Gesetze, so kann er doch leicht verändert werden, daß er das Aeusserliche eines Gesetzes bekömmt. In wiefern man aus demselben gewisse einzelne Erscheinungen erklärt, wird es angesehn als ein Grundsatz. Man unterscheidet sie von den moralischen Gesetzen, dieses sind Regeln der Wahl, nnd werden nicht immer beobachtet. Da nun die Experimentalseelenlehre die Erscheinungen erklären soll, die immer zu bey der Seele wahrgenommen werden; so wird sie sich hauptsächlich mit den physischen Gesetzen beschäftigen müssen. Die andern sind der Inhalt der Moral.

§. 12.

Diese hangen nicht von dem Menschen ab.

Da der Mensch in Absicht auf sein Daseyn und seiner Einrichtung nicht von sich abhängt. (§. 3.) so kam es folgleich auch nicht auf ihn an, was er seyn wollte, er selbst konnte diese physischen Gesetze seiner Einrichtung nicht wissen. Das Wesen, von welchem der Mensch zulezt in seinem Daseyn und in seiner ganzen Einrichtung abhängt, nennen wir seinen Schöpfer, seinen Urheber. Von niemanden anders, als von diesem, können also diese Gesetze herrühren. Dieser machte die menschliche Natur diesen Gesetzen gehorsam, und gab sie unter ihre Aufsicht. Das heißt, der Mensch ist in

Absicht auf seine Einrichtung nichts mehr und nichts weniger, als was sein Urheber wollte, daß er seyn sollte.

§. 13.

Der Mensch sollte ein denkendes und freyhandelndes Wesen seyn. Dies schliessen wir aus dem, weil er es ist. Sein Urheber mußte daher diejenigen Mittel am besten kennen, wodurch er für diese Welt dieses seyn konnte, und zwar in dem Grade der Vollkommenheit, der seiner Natur angemessen war. Sollte er frey handeln, so mußte er denken. Sollte er denken, so mußte er empfinden. Sollte er empfinden, so mußte er einen Körper haben. (Dies alles lehrt das Folgende.) Folglich stellt er sich die Welt blos nach der Lage seines Körpers vor, und ist in Absicht auf sein Denken alles das, was sein Körper ihn seyn läßt. Diese Erkenntniß ist zureichend, seine Bestimmung zu vollenden, und er würde in jeder andern Verbindung zwar anders, aber nicht besser gewesen seyn.

Nach denselben stellt er sich die Welt vor.

§. 14.

Hierinne liegt zugleich der Grund, warum man von dem Menschen keine genaue Analyse und Kenntniß seiner Natur fodern kann. Um sich selber genau zu kennen, müßte er entweder der Urheber seiner Natur, oder wenigstens ein von allen endlichen Wesen unterschiedenes Wesen

Unvollkommenheit seiner Erkänntniß von sich selbst.

seyn. Nur für den Urheber unserer Natur sind wir das, was für einen Künstler sein Werk ist, das er mit eignen Händen gemacht hat. Unser Gesicht können wir nicht anders als durch einen Spiegel kennen, für die Seele haben wir keinen Spiegel, ausser daß wir uns gewissermaßen in andern Menschen sehn.

Das zweyte Kapitel.

Theorie der sinnlichen Empfindungen und Begriffe.

§. 1.

Empfindung.

Die Naturforscher und Aerzte beschreiben uns den menschlichen Körper als ein System von Nerven und Fibern, deren Anfänge sich im Gehirn verlieren, und die sich durch den ganzen Körper erstrecken. An denselben hangen unsere Organen, das Gesicht, das Gehör, der Geruch, der Geschmack und das Gefühl. Diese sind ihrer Struktur nach so eingerichtet, daß die äussere Gegenstände auf sie würken und gewisse Veränderungen in ihnen hervorbringen können, die ihrer Natur gemäß sind. Diese Verändrungen heißen sinnliche Empfindungen, materielle Idee. Einige derselben kommen durch gewisse Media des

lichts,

Lichts, der Luft oder der Ausdünstung zu uns, andere und besonders das Gefühl erfodert, daß der Gegenstand unsern Körper unmittelbar berühre. *)

Anmerkung. Die Seele ist ihrem Körper vermittelst des Gehirns gegenwärtig, wo der Ursprung der Nerven ist. Hier empfängt sie die sinnlichen Impreßionen, und von hieraus würkt sie auf den Körper, vermöge der Erfahrung.

§. 2.

Sinnliche Vorstellung.

Diese Organen überliefern uns getreu die Eindrücke, die sie von den äussern Gegenständen empfangen. Aber dieses Geschäfte ist damit nicht geendiget, daß auf der Oberfläche unsrer Organen diese Veränderung gewürkt werde. Die Empfindung muß weiter fortgetragen werden bis zum Sitz des Bewußtseyns, bis zur Seele; weil wir erfahren, daß wir dort erst uns der Veränderung bewußt werden. Ist sie bis dorthin gelangt, so erfolgt das Bewußtseyn oder die Wahrnehmung von der Veränderung, die in unsern Organen vorgeht, und dies ist sinnliche **Vorstellung, Begriff, formelle Idee.**

*) Empfindung und sinnliche Vorstellung werden vielmals für eins gebraucht, wo es nöthig ist, sie zu unterscheiden, werde ich es jedesmal anzeigen.

Anmerkung 1. Nach dieser Erklärung giebt es keine angebornen Begriffe; aber die Vertheidiger derselben verbinden einen andern Gedanken damit, sind aber, seit dem Lok, hinlänglich widerlegt, wovon in den Vorlesungen. Siehe einstweilen sein Buch, de l' Entendement Ch. III. L. 1. vergl. mit des Hrn. von Leibniz Nouveau Essay sur l' Entendement hum. de M. Locke.

Anmerkung 2. Die Seele empfindet also die Gegenstände nicht unmittelbar, sondern nur in wie fern sie auf den Körper würken. Folglich nur die Veränderungen, die in den Körper gemacht werden.

Nothwendiger Zusammenhang zwischen den Objekten und der Empfindung.

§. 3.

Die Eindrücke und Veränderungen in unsern Organen sind Würkungen, und die Gegenstände nebst dem Medium sind die Ursachen. Folglich ist hier ein Zusammenhang zwischen beyden, welcher der materielle Zusammenhang kann genannt werden. Hieraus folgt 1) Wo eine Empfindung ist, da muß auch ein Objekt da gewesen seyn, von dem diese Empfindung herrührt. 2) So bald ich das Objekt mit dem geöfneten Organ in Verbindung setze, so muß die Empfindung nothwendiger Weise entstehn, wenn anders keine Hinderniß da ist. 3) Es ist ohnmöglich, daß nicht ein und ebendieselbe Empfindung entstehn sollte, wenn einerley Objekt unter einerley Umständen auf unsre Organen würkt. Wo einerley Grund ist, muß einerley folgen.

§. 4.

§. 4.

Wo keine Empfindung ist, da kann auch keine sinnliche Vorstellung entstehn. Folglich sind die Eindrücke, die die Werkzeuge leiden, als Ursachen der sinnlichen Vorstellungen anzusehn. Diesen Zusammenhang zwischen Empfindungen und Ideen kann man den formellen Zusammenhang nennen. Hieraus folgt: Es ist unmöglich, daß bey der Wahrnehmung des veränderten Zustandes eines Organs, nicht ein Gedanke, und zwar der nämliche entstehn sollte, wenn der Zustand des Organs auf einerley Art ist abgeändert worden.

Und zwischen den Empfindungen und daher entstehenden Vorstellungen.

Anmerkung 1. Man mag nach Aristoteles Meynung annehmen, daß die Organen diese Empfindungen verursachen, oder daß sie dieselben nach des Cartesius Meynung nur veranlassen, oder nach Leibnizen, vermöge einer vorherbestimmten Harmonie, dieselben blos begleiten: so kann man sie doch immer als die würkende Ursach der sinnlichen Vorstellungen ansehn, weil alles so erfolgt, als wenn sie es würklich wären. Siehe Cartesii opera philosophica, pag. 216.

Anmerkung 2. Die Lebhaftigkeit der Vorstellung muß proportionirt seyn der Stärke der Empfindung. Ist die Empfindung zusammengesetzt, so wird auch die Vorstellung zusammengesetzt seyn müssen. Alles dieses erhellet aus den in §. 3 und 4. festgesetzten Grundsätzen.

§. 5.

Im natürlichen Zustande sind die Menschen auf einerley Art organisirt; wir können

Die Menschen stellen sich die Welt

nach der Lage ihres Körpers vor.

nen auch sicher in ihnen allen einerley denkende Substanzen annehmen, die wir Seelen nennen, und die wesentlich nicht von einander unterschieden sind. (Kap. 1. §. 8.) Folglich müssen sie unter einerley Umständen einerley und auf einerley Art empfinden. Folglich empfinden alle Menschen die Objekte nicht unmittelbar, sondern nur ihre Verändrungen in den sinnlichen Werkzeugen. (§. 2. Anmerk. 2.) Oder sie erkennen durch Hülfe der Empfindung, was die Dinge in der Welt für ihre Organen sind. Das heißt, sie stellen sich die Welt nach der Lage ihres Körpers vor.

Anmerkung. Wir können also von den sinnlichen Vorstellungen nicht auf das wahre Wesen der Sache schließen.

§. 6.

Dieses macht ihre Erkenntniß nicht ungewiß.

Alle Ideen, die die Menschen von der Welt durch die Empfindung erhalten, beziehen sich blos auf die Eigenschaften der Dinge und nicht auf das Wesen derselben. Hieraus folgt aber keineswegs, daß etwa die Welt für sie nichts reelles, und nur ein Bündel von Ideen wäre, oder daß wir nicht gewiß seyn könnten, ob die Eigenschaften und Verhältnisse der Dinge nicht anders wären, als wir sie empfinden. Denn was das erste betrift, so sind die Bewegungen und Verändrungen in meinem Körper wahre und reelle Würkungen, die ich wenigstens vermöge meines Gefühls dafür

für halten muß. Wahre Würkungen müssen von reellen und würklichen Ursachen herrühren. Ich schließe also, und bin, vermöge eines innern Zwangs, genöthiget zu schließen, daß die Dinge, deren Eigenschaften und Verhältnisse ich erkenne, würklich existiren. Die Veränderung des körperlichen Werkzeugs ist mit einer Vorstellung des Objekts begleitet. Was das zweyte betrift, so ist mir die Uebereinstimmung der Menschen in ihren Urtheilen über ihre Empfindungen, sowol unter sich als mit den meinigen gut dafür, daß meine Empfindungen so sind, wie die Empfindungen aller Anderer. Und die Erfahrung ist mir nicht zuwider. Die Menschen handeln überein, und betragen sich überein gegen die Dinge in der Welt, es kann daher nicht anders seyn, sie müssen auch überein empfinden. Was alle Menschen auf einerley Art empfinden, das ist so — das ist gewiß für sie als Menschen von der Welt. Ein Ding, das auf keine Weise mit mir und allen andern Menschen in Verhältniß steht, davon kann ich und kein Mensch irgend eine Erkänntniß haben. Ob die Dinge, ausser dem Verhältniß, wie wir sie empfinden, und ausser der Erkänntniß, die wir von ihnen haben, noch eine andre Erkänntniß für uns zulassen? heißt mit andern Worten eben so viel: als ob man Dinge, die ausser der Sphäre unsrer Erkänntniß liegen, und nicht für die Erkänntniß eines

Menschen

Menschen von der Welt gehören, erkennen könne? Und dies ist ein wahrer Widerspruch *).

§. 7.

Sie ist zu unsrer Bestimmung nothwendig.

Der Einfluß, den die Dinge in der Welt auf uns als empfindende Wesen haben, kann uns vollkommen oder unvollkommen machen. Unsre Bestimmung ist, durch ihren Gebrauch uns vollkommen zu machen. Dies lernen wir durch die Verhältnisse, in denen wir mit ihnen stehn, und dies wird uns dadurch offenbar, daß wir erkennen, was sie für unsre Organen als Menschen von der Welt sind. Folglich entspricht diese sinnliche Erkenntniß, so unvollständig sie auch immer seyn mag, der Absicht unsers Daseyns.

§. 8.

Wahrheit unsrer Empfindungen.

Die Wahrheit unsrer Empfindungen kann sowol ihre Existenz bedeuten, als auch den Grund des Beyfalls, den wir unsern Empfindungen geben, und warum wir ohne Furcht zu irren so handeln, wie wir empfinden. Man muß es freylich dem Urheber der Natur zutrauen, daß er uns so eingerichtet hat, wie er wußte, daß wir am glücklichsten werden konnten. Dies aber involv-

*) Siehe die physischen Ursachen des Wahren. 234. folg.

involvirt eine Endursache, und gehört nicht hieher. Wir denken diesen Gedanken auch nicht allemal, wenn wir unsern Empfindungen trauen. Wenn man also nach der Wahrheit unsrer Empfindung fragt, so will man wissen, was in uns die Stelle des Beweises vertritt, weswegen wir selbst unsre eignen Empfindungen für wahr halten? Und ich antworte, weil es die Beschaffenheit und ganze Einrichtung unsrer Natur so mit sich bringt. Weil wir nicht anders können, es steht durchaus nicht bey mir, nicht zu glauben, daß ich diese Empfindung habe, daß ich sie so und nicht anders habe. Ich halte sie für wahr, weil ich muß, und weil ich, vermöge meiner Natur, dazu bestimmt bin. Dies sagt mir die gesunde Vernunft.

§. 9.

Fortsetzung des Vorhergehenden.

Wenn man genau gehn will, so faßt dieses zwey Stücke in sich. 1) Die Wahrnehmung der Veränderung des körperlichen Werkzeugs. 2) Die Erklärung derselben als eines Zeichens. Beydes ist nothwendig und hängt nicht von unserm Willkühr ab. Das erste, vermöge des materiellen Zusammenhangs. (§. 3.) Das zweyte, vermöge des formellen Zusammenhangs. (§. 4.) Beydes gründet sich wieder in der ursprünglichen Einrichtung unsrer Natur. Es steht nicht bey mir, bey dem Anblick des Lichts zu glauben, daß ich es nicht sehe, oder es für etwas anders zu halten,

als gerade für ein Licht, ich kann die Auslegung des Zeichens nicht ändern oder nach meinem Willen einschränken. Und dieses wollte wol Leibniz sagen mit den angebornen oder ursprünglichen Grundgesetzen.

§. 10.

Sinnliche Vorstellungen sind keine Bilder von den Objekten.

Die sinnlichen Vorstellungen haben keine Aehnlichkeit mit den Objekten. Dinge, welche in Absicht ihrer Merkmale nicht können für einander substituirt werden, haben keine Aehnlichkeit mit einander, und das eine kann nicht als ein Bild, Abdruck oder Kopie von dem andern angesehn werden. Sinnliche Vorstellungen sind a) keine Vorstellungen von den Gegenständen, sondern nur von unsern Empfindungen. (§. 2. Anmerk. 2.) b) Unsre Empfindungen sind nur Würkungen der Objekte und c) keine unmittelbaren, sondern gröstentheils solche, die vermittelst gewisser Mittelursachen zu uns gelangen. (§. 1.) Folglich sind sie weiter nichts als das Resultat aus der Verbindung unsrer Organen mit den Objekten. Also können sie in Absicht ihrer Merkmale nicht für jene substituiret werden. Also haben sie mit denselben keine Aehnlichkeit. Wenn es daher geschieht, daß man sie Ideen oder Bilder nennt, so geschieht es durch eine Metapher. Und wenn man Gegenstände sinnlich charakterisirt, so erklärt man weiter nichts, als was

sie

sie für unsre Organen sind, und wie ihre Eindrücke von den Eindrücken anderer Objekte verschieden sind.

§. 11.

Eine Folge aus dem Vorhergehenden.

Die Menschen haben von Natur ein Verlangen, sich mit Vorstellungen zu bereichern, (Erst. Abschn. Kap. II. §. 7.) Da nun aber die Seele niemals die Gegenstände selbst, sondern nur die Ideen davon genießt, so begehrt sie die Dinge eigentlich nicht um ihrer selbst willen, sondern wegen ihrer Folgen. In wie fern nämlich diese in sinnlichen oder intellektuellen Vergnügen bestehn. Die ganze Kraft der Seele äussert sich daher entweder in der Aufnahme, oder in der Hervorbringung, oder in der Vergleichung der Ideen. Je größer die Vollkommenheit einer Vorstellung ist, desto lieber wird ihr auch dieselbe seyn.

§. 12.

Eintheilung der Ideen in einfache und zusammengesetzte.

Die sinnlichen Ideen richten sich in allem nach der Empfindung, die sie erzeugt hat. (§. 4. Anmerk. 2.) Diese ist entweder einfach oder zusammengesetzt. Jene sind Vorstellungen von den einfachen Veränderungen des sinnlichen Werkzeugs. Z. B. Die Empfindung eines einzelnen Schalls. Diese von zusammengesetzten Veränderungen. z. B. von einer vollständigen Musik.

§. 13.

§. 13.

Angenehme oder unangenehme Rührungen.

Ferner sind die Empfindungen entweder schmerzhaft, oder ergötzend, oder gleichgültig. Daher Lust oder Unlust, oder Gleichgültigkeit bey ihrer Gegenwart, angenehme oder unangenehme Rührungen.

§. 14.

Was bey einfachen Empfindungen zu unterscheiden.

Bey einfachen Empfindungen kann man weiter nichts unterscheiden, als die Stärke der Impreßion und ihre Dauer. Was das erste betrift, so kommt die Stärke der Impreßion an 1) auf die jedesmalige Beschaffenheit des Nervensystems. 2) Auf den Grad der Berührung, und 3) auf den Zustand, in welchem uns eine solche Empfindung antrift. Nach dieser Maasgabe können einfache Empfindungen angenehm oder unangenehm seyn. Eine jede allzustarke Erschütterung des Nervensystems greift die Seele auf zu vielen Seiten an, und ist daher verdrießlich. Eine jede zweckmäßige Erschütterung gebührt eine zweckmäßige Lebhaftigkeit, und kann angenehm rühren. Dieses erklärt viele Erscheinungen in Absicht auf die Verschiedenheit des Geschmacks.

§. 15.

In Absicht auf ihre Dauer.

Unter der Dauer der Empfindung verstehe ich weiter nichts, als die Art ihrer Existenz, oder was ich in ihrem Daseyn bemerke. Hier bemerke ich entweder ein gewisses

wisses Einerley, eine Art von Regelmäsigkeit, nach welcher die Momente der Empfindung erfolgen, oder ich kann dieses bey ihr nicht unterscheiden. Im ersten Fall ist die Empfindung angenehm, im andern kann sie gleichgültig, bisweilen unangenehm seyn. Das Exercieren eines Regiments gefällt, wenn der Knall in einem Momente geschieht, oder in verschiednen Momenten, die aber so knapp an einander schließen, daß ich keine Zwischenmomente wahrnehmen kann, wenn es einer geraden Linie gleicht, wenn es rein ist. Im Gegentheil, wenn es unrein geschieht, wenn es Abweichung von dem Einerley oder einer gewissen Ordnung anzeigt, so ist die Empfindung unangenehm.

Ferner gehört hieher die zweckmäßige Geschwindigkeit der Folge.

§. 16.

Von zusammengesetzten Empfindungen.

Die zusammengesetzten Empfindungen können entweder entstehn durch einen einzigen Sinn, oder dadurch, daß ein Objekt mit mehrerern Sinnen zu gleicher Zeit empfunden wird. Z. E. die Pantomime. Da sie aus einzelnen Empfindungen bestehn, so werden sie angenehm seyn, oder unangenehm, nachdem diese wohl zusammen stimmen, und ein regelmäßiges Verhältniß wahrnehmen lassen, oder nicht.

Dieses alles aber ist nur verhältnißmäßig zu verstehn, nach Beschaffenheit der größern oder kleinern Reizbarkeit der Ner-

ven und der Umstände, in welchen wir uns eben befinden.

§. 17.

Auflösung der angenehmen und unangenehmen Empfindungen.

Man kann ohnmöglich sich begnügen, die Natur der angenehmen und unangenehmen Empfindungen erklärt zu haben, wenn man sagt, jene sind es deswegen, weil sie Vergnügen erwecken, und diese, weil sie Mißvergnügen erwecken. Auch nicht hinreichend würde es seyn, wenn man es aus jenem Gefühl der Ordnung mit Home erklären wollte *). Denn das ist es eben, was man zu wissen verlangt, wenn man die Ursach untersucht, warum einige Empfindungen angenehm oder unangenehm sind. Wir müssen daher etwas weiter zurückgehn, und von einem Fakto ausgehn, welches das erste in seiner Art ist.

Der

*) Sextus führt im VII. Buch wider die Logiker die Meynung der Cyrenäischen Weltweisen von angenehmen und unangenehmen Empfindungen an. Των γαρ παθων τα μεν εστιν ηδεα, τα δε αλγεινα, τα δε μεταξυ. Και τα μεν αλγεινα, κακα φασιν ειναι, ων τελος αλγηδων. Τα δε ηδεα, αγαθα, ων τελος εστιν αδιαφευγον, ηδονη. Τα δε μεταξυ, ουτε αγαθα ουτε κακα· ων τελος, το ουτε αγαθον ουτε κακον, οπερ παθος εστι μεταξυ ηδονης και αλγηδονος. Man vergleiche Sulzers vermischte Schriften. S. 65. Home Grundsätze der Critik. 1. Th. 31.

Der Antrieb zur Thätigkeit und der Hang zur Ruhe sind Grundfakta in der menschlichen Natur. (Abhand. I. Kap. II. H. II. §. 2.) Man muß auf beyde sehn, wenn man die Natur der Empfindungen erklären will, besonders, wenn die Rede mehr von sinnlichen als moralischen Empfindungen ist. Wir wollen von dem letzten den Anfang machen.

Unter dem Hang zur Ruhe versteh ich denjenigen Zustand, wo der Mensch gerade nichts denken will, es mag nun dieses entweder der würkliche Schlaf seyn, oder sonst ein gewisser Zustand einer Apathie oder Ausruhung und Erholung. In einem solchen Zustande finde ich nach der Erfahrung keine einzige heftige Empfindung willkommen, die die Seele aus diesem süßen Schlummer, ohne gleichsam gescholten zu werden, wecken dürfte. Ein stiller Hayn, ein leiser Bach, ein Gottesacker und nächtliche Scenen scheinen die Oerter zu seyn, die sich für diesen Zustand schicken und ihn begünstigen. Es macht immer einen gewissen Kontrast, wenn man in solche Scenen lärmendes Geräusch bringt, es scheint für sie nur feyerliche Stille zu gehören. Die Ursach, warum uns hier jede heftige Empfindung unangenehm ist, die uns vielleicht zu anderer Zeit willkommen gewesen wäre, ist natürlicher Weise diese, weil sie den Hang zur Ruhe zu stöhren scheint, der

sich eben jetzo unserer bemächtiget hat, oder als ein solcher vorgestellt wird.

II. Hieraus lassen sich unzählige Erscheinungen erklären, wenn man dasjenige damit verbindet, was ich oben gesagt habe. Siehe Anm. 1. K. II. H. II. §. 12. §. 28.

§. 13.

Fortsetzung des Vorhergehenden, a) in Absicht auf den Anfang der Thätigkeit.

Betrachten wir den Antrieb zur Thätigkeit; so muß man hier den Anfang und Fortgang der Thätigkeit unterscheiden. Man stelle sich einem Menschen im wachenden Zustande vor, dessen natürliche Lebhaftigkeit und feurige Gemüthsart über dies stark ist, und entferne nun von ihm, wenn es möglich wäre, alle Gegenstände der Betrachtung, man gebe ihm mit einem Worte nichts zu thun und zu denken; so wird sein Zustand einem gestämmten Strohme gleichen, der rückwärts aufschwillt. Wir wollen uns vorstellen, daß dieser Mensch noch gar keine Empfindung gehabt habe, so muß ihm nothwendig jedwede Empfindung willkommen seyn, die im Stande ist, ihn in die Sphäre der Würksamkeit zu versetzen. Hier ist ihm nichts unangenehm, als die Empfindung des körperlichen Schmerzens, weil nur diese den Antrieb zur Thätigkeit zu zerstöhren scheint. Er wird den Gegenstand seiner ersten Empfindnng begierig auffassen, und ihn, wo möglich, unter alle seine Organen zu bringen zu suchen, wenn wir annehmen, daß er schon gelernt hat,

dieselben

dieselben zu regieren. Dies sehn wir an Kindern. Jede Empfindung wird ihm also deswegen angenehm seyn, weil sie den Anfang seiner Thätigkeit veranlasset. Wollte man sein geöfnetes Auge gerade vor den Blitz oder vor den blendenden Sonnenstrahl halten, oder sein Ohr durch einen betäubenden Knall hefrig erschüttern, oder durch den Geist des Schlagwassers seine Geruchsnerven verletzen, Ekel erwecken u. s. w. so wäre dies Verletzung und körperlicher Schmerz. Je mehr nun Empfindungen geschickt sind, diese Thätigkeit frey zu machen und gleichsam weit auszudehnen, desto angenehmer werden sie seyn.

Was von einfachen Empfindungen gilt, kann auch auf die zusammengesetzten angewandt werden.

§. 19.

Wenn die Thätigkeit der Seele einmal ist frey gemacht worden, so hat man zu sehen theils auf das Vermögen, das sich vorzüglich würksam beweißt, theils auf den Zustand des Gemüths, worinne sie sich befindet. In einem Alter, wo die Einbildungskraft vorzüglich würkt, werden alle solche Empfindungen angenehm seyn, die diese beschäftigen können. Daher Kinder und rohe Völker einen Gefallen an klingenden Instrumenten und glänzenden Dingen bezeigen. Kunstverständigen werden solche Empfindungen mehr gefallen, die in ihr Fach

b) In Absicht auf den Fortgang der Thätigkeit.

gehören; andern hingegen nicht; weil bey ihnen ihre Thätigkeit freyer würkt, als bey solchen, die keine Känntnisse davon haben. Wo die Seele mit Verstand und Vernunft arbeitet, werden ihr alle Empfindungen unangenehm seyn, die diese bestimmte Art der Würksamkeit hindern.

Der Zustand der Traurigkeit schränkt die ganze Thätigkeit der Seele auf den Verlust des geliebten Gegenstandes ein, und erlaubt ihr keine fremde Idee, daher sind nur solche Empfindungen willkommen, die diesen unterhalten, alle andern sind unangenehm, ausgenommen der Ersatz des Verlustes. Aus diesem erhellt die Wahrheit folgender Sätze:

Alle Empfindungen, die die Thätigkeit der Seele frey machen oder veranlassen und dieselbe befördern oder zu befördern scheinen, sind angenehm.

Alle Empfindungen hingegen, die dieser Thätigkeit zuwider sind, sie zu hindern oder zu stöhren scheinen, sind unangenehm.

Anmerkung. Zusammengesetzte Empfindungen können daher in beyden Fällen betrachtet werden.

§. 20.

Warum die Menschen bisweilen unangenehme Empfindungen zu verlangen scheinen.

Empfindungen, die beständig vorkommen, die alltäglich sind, verlieren durch die Gewohnheit allen Reiz. Die Seele betrachtet sie nicht mehr, weil sie ihrer Thätigkeit

rigkeit keine neue Aufforderung geben. Alles hingegen, was selten neu und unerwartet ist, hat mehr Anziehendes, und erregt die Neugier. Wie wär es sonst zu erklären, daß die Menschen gewissen Empfindungen entgegeneilen, die, an und für sich betrachtet, unangenehm sind? z. B. Die blutigen Scenen eines Schlachtfeldes, der gräßliche Anblick eines Menschen, der am Galgen gehangen wird ꝛc. Ich kann hier keine Schönheit entdecken, die diese Ideen an sich betrachtet hätten, um der willen sie gefallen und begehrt werden könnten. Ich kann diese Erscheinung auch nicht mit dem Home aus einem Gefühl der Ordnung erklären, worüber sich dieser Schriftsteller so ausdrückt: Vermöge dieses Gefühls fällt die Seele mit einem schweren Körper, fließt mit einem Flusse, steigt mit dem Feuer und Rauche ꝛc. Alle diese Dinge gefallen der Einbildungskraft gewiß nicht, weil sie schön sind, sondern weil sie selten, neu und unerwartet sind. Wenn nun der Erfolg ihrem Verlangen entspricht, so ist ihre Neugier befriediget, und das war es eigentlich, was sie suchten, nämlich durch neue Empfindungen ihren Zustand zu verändern.

§. 21.

Stärkere Empfindungen verdunkeln die schwächern.

Sowol die einfachen als die zusammengesetzten Empfindungen können so stark seyn, daß sie das Nervensystem von vielen Seiten her

her erschüttern. Die Thätigkeit der Seele wird alsdann nach der Gegend zugerichtet, wo die Empfindung herkam, und die Eindrücke der vorhergegangenen Empfindungen verschwinden. Daher hat man gesagt, daß eine stärkere Empfindung die schwächere verdunkele.

§. 22.

Zusammengesetzte Empfindungen sind angenehmer als einfache.

Wir können also nach dem §. 18 und 19 sagen: Alle Empfindungen, die die Thätigkeit der Seele frey machen und befördern, sind angenehm, so verstanden, wie es dort ist erklärt worden. Hieraus folgt: Je größer die Aufforderung zur Thätigkeit ist, die in einer Empfindung enthalten ist, je mehr sich die Seele bey ihrer Gegenwart erweitert und ausgebreitet fühlt, desto angenehmer ist die Empfindung selbst, und desto größer wird das Vergnügen seyn, das sie dabey genießt. Je mehr Manigfaltiges aber in einer Empfindung enthalten ist, und je leichter die Zusammenstimmung des Manigfaltigen wahrgenommen wird, desto mehr Veranlassung zur Erweiterung wird hierbey die Seele finden. Folglich sind die zusammengesetzten Empfindungen angenehmer als die einfachen. (§. 12. 16.) Eben dieses gilt umgekehrt von unangenehmen Empfindungen.

Hieraus lassen sich verschiedene Erscheinungen erklären. Z. B. Warum es unangenehm ist, Wörter auswendig zu lernen,

nen, und warum es leichter ist, sie in der Anwendung und Verbindung zu lernen. Warum Kinder alles leicht behalten, was sie in Verbindung wahrgenommen haben, und sich lange wieder daran erinnern können u. s. w.

§. 23.

Sie können unangenehm werden.

Eine allzugroße Zusammensetzung der Empfindungen, die verhältnißmäßig gröser ist, als der gegenwärtige Grad der Thätigkeit der Seele, entzieht ihr den gemeinschaftlichen Punkt der Zusammenstimmung, greift sie auf einmal auf zu vielen Seiten an, und verhindert ihre Thätigkeit, weil der Angrif gleichsam stärker ist, als der Grad ihrer Kraft, und ist folglich unangenehm. Daher eine gewisse Furchtsamkeit, oder auch wol Schaam bey Kindern oder andern Personen, wenn sie in großen Versammlungen, Gesellschaften, oder überhaupt in den Augen des Publikums handeln sollen. Daher ein gewisser Verdruß, wenn man an überhäufte Geschäfte denkt, die in keiner Ordnung und Verbindung stehn, oder wenn sich uns bey einer Sache zu viel Empfindungen auf einmal aufdringen, die unordentlich auf einmal auf das Gehirn würken.

Dieses macht der Seele die Kunst der Vertheilung nothwendig. Dadurch bringt sie eine Menge verschiedner Gegenstände unter gröβere oder kleinere Massen zusam-

men. Hierauf richtet sie ihre Aufmerksamkeit, hindert die Zerstreuung, und macht sich die Vergleichung leichter.

§. 24.

Ungleiche Würkung der Empfindung bey verschiedenen Menschen.

Menschen von einem gewissen hohen Grad von Seelenstärke, haben natürlicher Weise eine grössere Sphäre ihrer Würksamkeit, als die schwachen und trägen Seelen. So wie nun die anziehende Kraft eines grössern Magnets mehr Eisen zu ihrer Saturation bedarf, als des kleinern; so wird bey jenem ein stärkerer Angrif der Empfindungen nöthig seyn, als bey diesen, wenn einerley Würkung erfolgen soll. Diese werden bey jeder Gelegenheit leicht in Verwundrung und Erstaunen gesetzt, jene aber selten.

Mehreres von dieser Materie findet man in der Lehre von Empfindnissen.

§. 25.

Betrachtung der sinnlichen Erkänntniß insbesondere.

Wir müssen nunmehro zur Betrachtung der sinnlichen Erkänntniß insbesondere fortgehn.

Wo eine Empfindung entstehn soll, da müssen die äussern Gegenstände auf unsre Organen würken. (§. 3.) Dieses aber geschiehet nicht auf einerley Art. Jedwedes Empfindungswerkzeug hat seinen eigenthümlichen Bau, und ist von den andern unterschieden. Wir erkennen die Farben nicht mit dem Ohre, und den Schall nicht mit

dem

dem Auge, obgleich der Schall oder die zitternde Bewegung der Luft das Auge so gut berühren kann, wie das Ohr, und so mag ein Blinder das Licht immer auf seine Haut fallen lassen, er wird darum nicht sehen. Jeder Sinn verlangt einen besondern Eindruck, und ein Medium, das diesen Eindruck hervorzubringen geschickt ist. Dieses giebt den Grund zu der Eintheilung der fünf Sinne. Die erste Frage, die hier vorkömmt, betrift die Erzeugung und Fortpflanzung der Begriffe.

§. 26.

Hypothesen über die Erzeugung und Fortpflanzung der sinnlichen Begriffe.

Wenn man annimmt, daß alle unsre Begriffe aus der Empfindung ihren Anfang nehmen, und nicht angebohren sind, so kann man schon nicht mehr aus der prästabilirten Harmonie des Wolfs, oder aus der Hypothes des Descartes die Erzeugung und Fortpflanzung derselben erklären, und man erklärt sich dadurch schon im voraus für die Hypothes des physikalischen Einflusses, welche aber hier nicht in ihrem ganzen Umfange, sondern nur zum Theil erwogen werden kann. Vermöge derselben wird behauptet, daß die äusserlichen Impreßionen in den sinnlichen Werkzeugen durch Hülfe des Nervensaftes der Seele zugeführt werden, worauf das Bewußtseyn erfolge oder die Vorstellung der Seele von diesen Impreßionen. Zweytens, daß die Seele hinwiederum auf den Nervensaft

würke,

würke, und durch denselben auf ihren Körper.

Wegen des Alterthums dieser Hypothes hat man sie genannt das Aristotelische oder Scholastische System.

In wie fern sie für weiter nichts als für Hypothes ausgegeben wird, in so fern soll sie die Sache nicht mit mathematischer Gewißheit und Evidenz darthun. Man begnügt sich, wenn sie nichts widersprechendes in sich faßt, und die Sache mit Wahrscheinlichkeit erklärt, um derenwillen sie ist erfunden worden.

§. 27.

Dieselbe wird mehr bestimmt.

Diese Hypothes ist von den Neuern mehr bestimmt worden. Ehe ich dieses anführe, wollen wir zuvor ihre Meynung vom Sitz der Seele hören. Ich habe zu Sitz der Seele.

Anfange des zweyten Kap. §. 1. in der Anmerkung gesagt, "daß wir, vermöge der Erfahrung, wüßten, daß die Seele ihrem Körper, vermittelst des Gehirns, gegenwärtig sey, wo der Ursprung der Nerven ist, daß sie hier die sinnlichen Impressionen empfange, und von hieraus auf den Körper würke." Dieses hat keinesweges den Verstand, als wenn wir alles dieses unmittelbar empfinden könnten; sondern, daß wir es nicht anders als durch angestellte richtige Erfahrungen und Beobachtungen wissen und daraus muthmaßen können. Diese Erfahrungen sind: 1) Alle Empfindungen und willkührliche Bewegungen der

Nerven

Nerven entstehn im Gehirnmark. Dieses ist ein Gewebe von Kanälen, in denen der Nervensaft oder die Lebensgeister bewegt werden. 2) Die Bewegung des Nervensafts, welche bey der sinnlichen Empfindung erforderlich ist, endigt sich im Gehirnmark. 3) Die Bewegung der Lebensgeister, welche zur willkührlichen Bewegung unsers Körpers erfodert wird, fängt im Gehirnmark an. Also ist das Gehirnmark der Sitz der Seele, oder derjenige Theil des Körpers, wo sie sich vorzüglich thätig beweiset. Man sehe Platners Anthropologie. Seite 44.

Anmerkung 1. Also ist der Sitz der Seele nicht im Blute, sie selbst ist auch nicht durch den ganzen Körper verbreitet. Wovon in den Vorlesungen.

Anmerkung 2. Der Nervensaft ist der allerfeinste Theil des Bluts, welcher im Gehirn abgeschieden wird. Lebensgeister und Nervensaft scheinen nach Platnern bald einerley zu seyn, wie §. 148. bald etwas verschiedenes, wie §. 158. Nro. 3. der Anthropologie. Bonnet sagt: Wir kennen die Natur der Lebensgeister nicht, sie sind noch mehr über die Fassung unsrer Sinne erhöht, als die Gefäße, worinne sie abgesondert werden. Er vermuthet bey ihnen eine Aehnlichkeit mit der elektrischen Materie. Siehe die Analyse. S. 25.

Die Nerven sind dünne Bündel von markichten Kanälen, die aus dem Gehirn hervorgehn. Sie würken nicht als Fäden, sondern als Kanäle, vermittelst der in ihnen fließenden Lebensgeister, welche Meynung mir

mir jetzo selbst wahrscheinlicher ist, nach einigen gemachten Erfahrungen.

§. 28.

Fortsetzung des Vorhergehenden 1.) In Absicht auf die Erzeugung unsrer Begriffe.

Es ist offenbar, daß man unsre Ideen aus einem doppelten Gesichtspunkte betrachten kann. Einmal wie sie der Seele zugeführt werden, wenn das Objekt gegenwärtig, und unmittelbar auf den Körper würkt, und sodann wie sie wieder können erneuert werden, wenn ihr Gegenstand abwesend ist, und nicht in den Körper würkt. Was das erste betrift, so wird es am besten so erklärt: Jede Impreßion in den äussern Werkzeuge, die von den Objekten herrührt, ist nichts anders als ein Stoß, der aber nach der Beschaffenheit des Organs, auf welchen er gerichtet ist, jedesmal anders ist. Dieses verursacht eine Bewegung der Lebensgeister in den Empfindungsnerven, welche vermittelst des Nervensafts nach der Richtung der Empfindungsnerven, bis zu den Anfängen derselben im Gehirn fortgetragen wird. Diese Bewegung muß eine Würkung in dem Gehirnmark zurücklassen, weil dieses als eine weiche Masse der Bewegung nicht widerstehn kann. Bis hieher ist es noch immer nur eine materielle Idee oder Eindruck, soll es nun eine formelle, geistige Vorstellung werden, so muß sie vollends fortgetragen werden, bis zum Sitz des Bewußtseyns oder der Perception, wo alsdann die Seele diese Veränderung

gewahr wird, und dies heißt alsdann ein Gedanke oder Vorstellung.

Anmerkung. Das Schwere, welches hier noch immer nicht erklärt werden kann, ist, wie die materielle Idee, wenn sie auch durch noch mehrere Stationen fortgetragen wird, endlich zum Sitz der Perception gelange. Platner nimmt, um dies zu erklären, eine zwote Bewegung der Lebensgeister an. Search erfand hierzu Seelenorganen. Licht d. W. Kap. VII. 302. 303, 309. Achtes Kap. S. 313. 318. f. Und ich meines Theils habe einige Schritte gewagt, dies näher zu erklären, in den physischen Ursachen des Wahren. 1. Abschn. 1. Kap. 6. 40. f.

§. 29.

2.) In Absicht auf die Erneurung der Begriffe.

Betrachten wir unsre Ideen aus dem andern Gesichtspunkte, wie sie nämlich wieder können erneuert und der Seele dankbar gemacht werden, wenn ihre Gegenstände abwesend sind: so müssen wir uns zuvor über den Sitz der Ideen erklären, so viel, als es gegenwärtig die Materie und die Principien verstatten. Wenn man von einem Vorrath von Ideen oder von Känntnissen spricht, so ist dieses eigentlich und der Natur der Sache nach weiter nichts, als die Fähigkeit und Leichtigkeit, die Ursachen unserer Ideen, welche in uns zum Gebrauche bereit liegen, würken zu lassen. Den Sitz oder das Behältniß dieser Ursachen hat man den Sitz der Ideen genannt *). Ideen erneuern, heißt also,

die

die Ursachen derselben in Bewegung setzen, sie würken lassen. Dieses soll, nach der Voraussetzung, nicht von einem äusserlichen Gegenstande geschehen, mithin muß die Seele selbst auf die Organen, welche hierzu bereit liegen, würken. Durch einen Sprung (per saltum) ist dieses nicht möglich, weil in der Natur nichts sprungsweise geschieht, und das bloße Wollen der Seele ist hierzu auch nicht hinreichend. Nach der Analogie behaupte ich also, daß die zuerweckende Idee dadurch entsteht, wenn eine ähnliche Bewegung und Verändrung in den innern Werkzeugen des Gehirns ist hervorgebracht worden, dergestalt, daß die Seele, vermittelst des Nervensaftes, die Lebensgeister gleichsam in die Werkstatt ihrer Ideen sendet, wo die Werkzeuge bereit liegen, und das Spiel der Fibern im Gehirn erneuert, wodurch jene Idee wieder hervorgebracht oder veranlaßt werden kann, die sie suchte. Und zweytens, daß sie die erweckte Idee durch die hierzu erforderliche Bewegung des Nervensafts unterhält. Man kann sich dieses, wiewol unvollkommen, doch aber sinnlich unter einem Instrumente so vorstellen. Die Saiten eines Klaviers sind nicht die Töne, welche können hervorgerufen

*) Hierüber habe ich mich deutlich, und wie ich glaube, überzeugend erklärt, in den physischen Ursachen des Wahren. 1. Absch. 1. Kap.

gerufen werden, wenn aber die Saiten berührt, geschlagen oder gestrichen werden, so entstehen die verlangten Töne.

Es ist genug, hier nur die Erklärung dieser Hypothes anzuführen. Das übrige wird in der metaphysischen Seelenlehre vorgetragen werden.

Anmerkung. Home sagt: "Die Seele hat das Vermögen nicht, irgend einen Gegenstand nach ihrem Gefallen hervorzurufen. Denn wie sollte dies geschehen? Welchen Gegenstand sollten wir aufrufen? Wenn man diese Frage beantworten kann, so ist der Gegenstand schon in der Seele, und folglich keine Gelegenheit mehr vorhanden, das Vermögen zu zeigen. Kann aber die Frage nicht beantwortet werden, so möchte ich wissen, wie ein freywilliges Vermögen sich äussern kann, ohne einen Gegenstand vor sich zu haben, an dem es sich äusserte. Wir können uns keine Vorstellung hievon machen." Siehe die Grundsätze der Critik. Th. I. K. I. 21. Der scheinbare Zweifel, der hierinne liegt wider die vorgetragene Hypothes, ist dieser: Soll die Seele dadurch gewisse Ideen wieder erneuern, daß sie auf die Ursachen, auf die Werkzeuge der Ideen würkt, so muß sie schon wissen, was die Idee für Veränderungen in den Werkzeugen erfodert, wenn sie entstehn soll, dies kann sie nicht, wenn sie die Idee nicht schon hat. Folglich muß sie die Idee schon erneuert haben, ehe sie sie erneuert hat, das ist ein Widerspruch. Ich antworte: 1.) Es soll durch die angenommene Hypothes nicht behauptet werden, daß die Seele ohne sinnliche oder imaginarische Veranlassung eine Idee erneuern könne. Diese Veranlassung kann seyn, daß ihr in einer

Einwurf gegen das Vorhergehende.

Widerlegung desselben.

gewissen Reihe von Ideen, die ihr gegenwärtig ist, eine Idee entfallen, oder nicht mehr deutlich ist. Nunmehro ist es ihr aber daran gelegen, diese Idee wieder zu haben, die Erweckung derselben ist also vorsetzlich.
2.) Es wird auch nicht behauptet, daß sie genau wissen müsse, welche Erschütterung dem Organe mitzutheilen sey, um präcis diese und keine andere Idee zu erhalten; sondern daß sie durch fortgesetztes Nachsinnen, der Einbildungskraft die zweckmäßige Lebhaftigkeit ertheilen könne, die erfodert wird, wenn diese die materielle Idee gleichsam wieder darstellen soll. Z. B. Ich habe ein Buch verborgt, und weis nicht mehr, welcher Person? Jetzo ist es mir daran gelegen, dieses zu wissen. Ich denke also nach — es fallt mir ein die Zeit, der Ort, die Gelegenheit, das Gespräch, welches bey dieser Gelegenheit geführt wurde, und auf einmal die Person, die ich wissen wollte. Hat die Seele selbst das Bild und den Namen dieser Person gewußt, ehe sie darüber nachdachte? Dies kann nach der Voraussetzung nicht seyn, sie würde sich auch sonst die Mühe nicht gegeben haben. Hat sie selbst die Darstellung dieser Idee dadurch gewürkt, daß sie diese und keine andere materielle Idee erweckte, durch die Bewegung, die sie den Organen mittheilte? Auch dies kann nicht seyn, weil verschiedene Ideen eher erwachten, als die Idee der Zeit, des Orts u. s. w. Hat es endlich die Einbildungskraft oder das Erinnerungsvermögen für sich allein gethan, und zwar ohne Anstrengung? Auch dies kann nicht seyn; denn es kostete mir Mühe und langes Nachsinnen, die Einbildungskraft mußte in Bewegung gesetzt werden, vielleicht würde sie zu anderer Zeit dieses zufälliger Weise gethan haben, nur aber eben itzo nicht,

da ich die Idee verlangte. Wodurch aber wurde die Bewegung und Anstrengung der Einbildungkraft gewürkt? Das ist es, was die Hypothes sagen will. Dadurch, daß die Seele, vermittelst der Lebensgeister, sie in Bewegung setzte.

§. 30.

Entstehungsart der Gesichtsideen.

Die Lichtstrahlen sind das Medium, die die Würkungen der Objekte durch Hülfe des Auges zu uns bringen. Sie werden nach der Optik unaufhörlich von den Oberflächen der Körper reflektirt. Sie gehn von jedem Punkte der Körper aus, und kommen endlich durch den Augapfel in das Auge. Hier durchdringen sie die verschiedenen Feuchtigkeiten und Augensäfte, und brechen sie nach dem Verhältniß ihrer Dicke. Dadurch werden sie einander genähert, und kommen zuletzt in einem einzelnen Punkte zusammen. Hinter den Augensäften befindet sich die Netzhaut, auf welcher diese Vereinigung vorgeht. Aus dieser Sammlung der Strahlen entsteht ein heller Punkt, der das Bild von dem Gegenstande ist, von dem die Lichtstrahlen ausgiengen. Derselbe ist in beständiger Bewegung, welche durch die Sehnerven fortgetragen wird, bis zu den äussersten Aesten derselben, bis sie endlich zum Sitz des Bewußtseyns gelangt. Daselbst erzeugt sie ein Gefühl durch das Berühren, welches zwar sehr weit von dem körperlichen Gefühl unterschieden ist, aber doch eine Aehnlichkeit mit demselben hat, und dieses heißt Empfindung. *)

Anmerkung. Man hat dreyerley Erklärungsarten, wie die Lichtstrahlen sich bis zum Auge fortpflanzen. Die Cartesianische, Neutonianische, und Euleriſche. S. Euleri opuſcula varii argum. p. 169. seq.

§. 31.

Was für Ideen erhalten wir durchs Auge.

Ein jeder Sinn unterrichtet uns von dem Daseyn der Körper ausser uns, und so vornehmlich auch das Auge. Wenn man daher nach den Ideen fragt, die wir durch Hülfe des Auges erhalten, so wird das Daseyn der Körper als ein Grundfaktum schon vorausgesetzt, und es ist nur von solchen Eigenschaften die Rede, welche den Körpern ausser ihrem Daseyn zukommen. Die Vorstellungen von diesen Eigenschaften werden vermittelst des sinnlichen Scheins erregt. Dieser schließt für das Auge in sich die Ausdehnung und Figur der Oberflächen, die scheinbare Größe, Bewegung, Farbe und Entfernung. Bey allen kann man nur sagen, was sie fürs Auge sind, weil die Seele z. B. die Ausdehnung der Oberflächen nicht unmittelbar sieht, sondern nur die Veränderung wahrnimmt, die durch das äussere Objekt in dem Auge gemacht wird.

§. 32.

Begrif der Ausdehnung.

Von jedem Punkte in der Oberfläche der Körper gehn Lichtstrahlen aus, die sich im

*) Dieses nebst den folgenden ist ein Auszug aus dem zweyten Kap. des ersten Absch. der physischen Ursachen des Wahren, bald mit, bald ohne Zusatz.

im Auge vereinigen, mithin müssen auch einige von den äussersten Enden dieser Körper ausgehn, und so auf der Netzhaut in einem gewissen Abstande von einander erscheinen, doch so, daß von dem einen Ende bis zum andern eben so viele mittlere Punkte sich befinden, als von wie vielen Punkten auf der Oberfläche des Objekts die Lichtstrahlen ausgiengen, durch welche die Punkte der Aussenseiten von dem einen Ende bis zu dem andern ununterbrochen mit einander verbunden werden. Die Wahrnehmung dieses Abstandes der Aussenpunkte, welche durch andere Zwischenpunkte von einem Ende bis zum andern verbunden sind, giebt eine Idee, für welche das Zeichen Ausdehnung gehört, und die wir als eine Eigenschaft der Körper ansehn, weil wir nicht begreifen, wie ohne diese das Auge von den Lichtstrahlen so hat können verändert werden.

§. 33.

Idee von Figur.

Die Idee von Figur entsteht, wenn die Seele das Verhältniß und den Abstand der Aussenpunkte gegen einander wahrnimmt. Wenn die Lichtstrahlen sich allenthalben gleich reflektiren, so nennen wirs eine ebene Figur. Reflektirt das Objekt das Licht so, daß die äussersten Punkte von dem Mittelpunkte alle gleich weit abstehn, und die Linien, die von dem Mittelpunkte nach den äussersten Enden können gezogen werden,

gleich groß sind, so ist es eine runde Fläche. Wenn die Lichtstrahlen, die von dem Mittelpunkte nach den äussersten Enden gehen, allmählich sich zu verlieren scheinen, so entsteht der Begriff von einer Kugel. Weil wir aber niemals die Kugel ganz sehn, sondern nur einen Theil ihrer Oberfläche, so interpretirt sich die Seele die übrigen Empfindungen von diesem Objekte nach der gegenwärtigen.

Da diese Ideen nur durch das Verhältniß der äussersten Punkte gegen einander und gegen den Mittelpunkt entstehn, so sind es abgeleitete Begriffe. Die Ausdehnung ist ein Grundbegriff. Weil dieser vorausgesetzt werden muß bey allen übrigen, selbst aber ohne die übrigen kann erhalten werden.

Die Idee von Proportion ist ein zusammengesetzter Begriff aus der Idee von Figur und Entfernung der Theile eines Ganzen, und hieraus entspringt die Idee von Schönheit in Absicht auf die Form.

§. 34.

Idee der Größe, Entfernung und Bewegung.

Die Größe wird durch den Raum, den der Gegenstand auf der Netzhaut einnimmt, bestimmt, und nachdem die Veränderung ist, welche die Winkel, die durch die Brechung der Lichtstrahlen gebildet werden, verursachen, nach dem wird der Gegenstand gros oder klein erscheinen. Sind die Winkel stumpf, so wird der Gegenstand gros,

sind

sind sie aber spitzig, so wird der Gegenstand klein erscheinen. Fallen aber beyde Strahlen zusammen, so erscheint der Gegenstand als ein einzelner Punkt. Hieraus kann die Idee von Entfernung leicht verstanden werden. Sie wird durch den Raum, der zwischen zween Körpern befindlich ist, erregt. Wenn der Gegenstand auf der Netzhaut seinen Platz verändert, so entsteht der Begriff von Bewegung.

§. 35.

Idee von Farbe.

Die Ideen von Farbe werden offenbar durch die Lichtstrahlen verursacht. Die vornehmsten Erklärungsarten hievon sind die Neutonische und Eulerische. Jener erklärt sie aus der Reflexion der Lichtstrahlen. Dieser aus der Spannung und elastischen Kraft der kleinsten Theile des Körpers. Die Lichtstrahlen, welche auf die Theilchen der Körper in ihrer Oberfläche auffallen, setzen diese Theilchen in Bewegung, und ertheilen denselben einen Reitz, daß sie anfangen zu zittern, und in dem Aether oder durchsichtigen Medio gewisse Schläge oder Stöße hervorbringen und dadurch Radios visuos bilden, die bis zum Auge sich fortpflanzen. Die Theilchen in der Oberfläche sind gespannten Saiten ähnlich, und haben schon von Natur ihre gewisse Disposition, eine zitternde Bewegung hervorzubringen, welche auch würklich erfolgt, so bald sie durch ähnliche Bewegun-

gen gereizt werden. So lange diese Spannung und elastische Kraft der Theile nicht verändert wird, so erscheint der Körper in eine ley Farbe *). Man mag sich für die eine oder für die andre Hypothes erklären, so folgt aus beyden, daß die Farben nicht in den Gegenständen selbst enthalten sind; sondern sie sind das Resultat aus der Verbindung des Objekts mit dem Auge vermittelst der Lichtstrahlen. Mehr als Vorstellung aber sind sie doch. Man hat sieben Grundfarben angenommen.

§. 36.

Was für Ideen erhalten wir durchs Gehör?

Der folgende Sinn ist das Gehör. Man hat angemerkt, daß der Bau dieses Organs einem musikalischen Instrumente sehr ähnlich ist. Es werden dadurch in dem Innern des Ohrs eben die nämlichen Luftbewegungen in kleinem nachgeahmt, welche in der Atmosphäre waren. Durch diesen Sinn erhalten wir die Begriffe von Tönen. Sie sind nichts anders, als nachgeahmte Bewegungen in dem Innern des Ohrs, von den äussern Bewegungen in der Luft, welche durch die Gehörnerven bis zu dem Sitz der Präception fortgetragen werden, wo sich die Seele dieser ihrer Veränderungen bewußt wird, für welche in der Sprache

*) Siehe Euleri opuscula var. arg. p. 237. §. CXV.

che das Wort Schall oder Ton gehört. Ob aber eben so viel Fibern im Ohre befindlich sind, als Grundtöne es giebt, oder wol gar so viel, als zwischen diesen Grundtönen Nüancen möglich sind, ist nicht zu bestimmen.

Aus dem aber, daß bey jedem Schalle eine zitternde Bewegung in der Luft da seyn muß, folgt, daß dieses Zittern in verschiedenen Winkeln geschehen müsse. Da nun eine Saite oder Sehne, die nicht scharf gespannt ist, einen tiefen Ton, und eine andre, welche scharf gespannt ist, einen hohen Ton von sich giebt; so können wir annehmen, daß, je höher der Ton ist, desto kleiner ist der Winkel, und je tiefer der Ton ist, desto größer ist der Winkel, welcher durch die zitternde Bewegung in der Luft beschrieben wird.

Hieraus folgt ferner, daß wir durch das Gehör weiter nichts gewahr werden, als das Verhältnis, in welchem wir mit den Dingen stehn, die diese Verändrung verursachen.

§. 37.

Vergleichung des Gesichts und des Gehörs.

Vergleichen wir das Gehör mit dem Gesicht, so sind beyde durchaus von einander unterschieden, sowol in Absicht auf ihren Mechanismus, als auch in Absicht der Ideen, die durch diese Organen entstehen, und der Art, wie die Seele diese Ideen wieder durch den Gebrauch ihres Körpers zu erkennen

giebt. Der Sänger kann uns durch die Modulation seiner Stimme keine Farben beschreiben, und der Mahler keine Töne mahlen. Doch scheinen beyde sich freundschaftlich mit einander zu vereinigen, in der Tonkunst. Der Anblick von den Zeichen in der Musik oder der Noten, ruft in der Seele die Ideen des Gehörs wieder zurück. Die Seele würkt im Augenblick auf den Gehörnerven und bringt diejenigen Bewegungen hervor, die das Zeichen verlangt.

Umgekehrt findet sich dieses, wenn wir uns z. B. eine Schilderung eines Dichters vorlesen lassen, die mit treffenden Bildern gemahlt ist. Es scheint, als sähen wir den Gegenstand vor Augen. Die Seele macht in diesem Falle gleichsam die Reduktion von den Veränderungen im Ohr auf die im Auge, und metamorphosirt in der Einbildungskraft die Bewegungen des einen in die Bewegungen des andren. Ich schließe hieraus: Die Seele besitzt ein Vermögen, die Ideen des einen Sinnes, in Ideen des andern Sinnes zu verwandeln oder überzutragen.

§. 38.

Vom Geruche.

Da wir nun beym Einathmen oder Einschöpfen der Luft die Empfindungen des Geruchs wahrnehmen, so muß die Luft das Medium bey diesem Sinne seyn, wodurch die ausdünstenden Theilchen der Körper angezogen, den Geruchsnerven genähert, von

da

da aus diese Veränderungen zu den ersten Anfängen desselben im Gehirne fortgetragen werden. Die ausdünstenden Theilchen der Körper zerstreuen sich und machen in der Luft eine geruchduftende Atmosphäre. Die Menge dieser Körperchen oder Theilchen, und die Dichtigkeit oder Feinheit der Luft machen es, daß die Körper bisweilen stärker, bisweilen schwächer riechen, z. B. einige Bluhmen des Abends. Diese Luft, die wir einathmen nimmt einen doppelten Weg, der eine geht durch eine grösere Höhle über dem Gaumen in die Kehle, und von da aus in die Lunge, der andere führt sie zu den äussersten Aesten der Geruchsnerven, wodurch ein Anschlagen oder Anstoßen, welches durch die Stärke oder Heftigkeit der eingezognen Luft gemäßigt oder gemindert wird, die riechbaren Theilchen, die Geruchsnerven in Bewegung setzen. Zwar läßt sich die Art und Weise nicht wol empfinden, wie die riechbaren Körperchen auf den Geruchsnerven würken; allein wir haben keinen Grund, eine andere Art der Einwürkung der Körper auf einander anzunehmen.

§. 39.

Eintheilung des Geruchs.

Die Begriffe, die wir durch diesen Sinn erhalten, haben keine besondern Namen, ausser daß man sie etwa nach den Objekten benennet, z. B. Rosengeruch, Nelkengeruch und so weiter. Das Allgemeine desselben hat man mit den Ausdrücken bezeichnet, ange-

angenehmer, unangenehmer, starker und schwacher Geruch. Es ist daher schwer einem andern die gehabten Empfindungen eines Geruchs beyzubringen, und es gehört dieses unter die Dinge, quae magis dari, quam intelligi possunt.

Die Eintheilung des Geruchs ist relativischer Natur, und bezieht sich auf die Einrichtung der Geruchsnerven, und auf die größere oder kleinere Reitzbarkeit desselben. Das Angenehme oder Unangenehme des Geruchs bezieht sich auf die Mischung der riechbaren Körperchen, und auf die Mechanik der Geruchsnerven. Könnte man die Natur dieser Körperchen erklähren, und die Natur der Geruchsnerven; und die Verschiedenheit des Gehirns bey manchen Thieren bestimmen, so würde man sagen können, warum dieser oder jener Geruch angenehm oder unangenehm, warum der Adler das Aas sucht, für dessen Geruch der Mensch flieht ꝛc.

Ferner ist der Geruch entweder einfach oder zusammengesetzt.

§. 40.

Vergleichung dieser drey Organen.

Durch die Vergleichung dieser drey Organen mit einander, finden wir theils wie sie einander berichtigen, theils wie sie zusammen eine vollständigere sinnliche Idee des Objekts darstellen, theils wie sie von einander unterschieden sind. Wenn wir z. B. eine durch die Kunst gemachte Rosenblume erblicken, so werden wir nach der

Farbe,

Farbe, Gestalt und Größe, sie für das Auge für eine Rose halten; der Geruch aber wird diesen künstlichen Betrug entdecken, in dem er die Eigenschaft nicht wahr nimmt, nämlich den Rosengeruch. Also entdeckt uns der Geruch eine neue Eigenschaft und ein Verhältniß, das durch das Auge nicht denkbar gemacht werden konnte. Wenn dann die Seele zu der Gestalt und Farbe noch den Rosengeruch hinzusetzt, so ist die Idee vollständiger geworden. Bey den Thieren ist dieses augenscheinlicher, es scheint beynahe, daß diese alle ihre Empfindungen durch den Geruch berichtigen. Umgekehrt leistet das Gesicht dem Geruche den nämlichen Dienst.

Auch äussert sich bey diesen Organen das Vermögen der Seele deutlich, die Idee des einen Sinnes in Ideen des andern Sinnes überzutragen oder zu verwandeln. Ein Mensch, der sein Gesicht verlohren hat, wird bey dem bloßen Geruch der Rose, die ehedem gehabten Empfindungen von ihrer Gestalt und Farbe wieder zurückrufen. Der Citronengeruch in einem Zimmer macht, daß ich mir mit dem Auge diese Objekte zugleich mit vorstelle, ob ich sie gleich noch nicht sehe. Die Beschreibung, die Rabner giebt von seinem Dokter, der nach Moschus und Ambra riecht, macht, daß ich den Moschus zusehen und zu riechen scheine ꝛc.

§. 41.

Sie sind verschieden in Absicht auf die Erneuerung der Begriffe.

Daß verschiedene Dinge durch den einen Sinn nicht können empfunden werden, die sich

sich mit dem andern wahrnehmen lassen, versteht sich aus dem Vorhergehenden. Gerüche kann ich nicht sehen. Aber in Absicht auf die Erneuerung der Ideen, findet sich ein merklicher Unterschied zwischen dem Geruch, Gehör und Gesicht. Die Ideen des Geruchs sind nach der Erfahrung schwerer zu erneuern, als des Gesichts und Gehörs. Der Mahler kann einen abwesenden Gegenstand mahlen, aber bey dem Geruch kann er nur die Empfindung des angenehmen Geruchs durch ein heiteres und des unangenehmen, durch ein verdrüßliches und sich ekelndes Gesicht ausdrücken. Die Ideen des Gesichts können am besten erneuert werden, die Ideen des Gehörs nicht so gut als des Gesichts, oder die Empfindungen des Geruchs. Die physikalische Ursach ist schwer zu entdecken. Wollte man sagen, es rührt daher, weil der Geruch kein Bild, Form und Gestalt hat, so ist das nichts gesagt. Was hier noch gemuthmaset werden kann, ist dieses, daß die Nerven des Gesichts feiner sind als die Nerven des Geruchs. Die Ideen des erstern sind daher mehr geistiger, und des letztern mehr körperlicher Natur. Oder wie Home sagt: weil dergleichen Empfindungen ihren Sitz äusserlich in dem sinnlichen Werkzeuge zu haben scheinen, so glauben wir aus eben dieser Ursache, daß sie bloß körperlich sind *). Es bleibt aber immer noch vieles unerklährbar.

Anmerk.

*) Grundf. der Critik. Einleitung.

Anmerkung. Von dem Sinn des Geruchs verdient noch bemerkt zu werden, daß er sich dadurch von den übrigen merklich unterscheidet, daß durch diesen Gang die entschlafnen oder unthätigen Lebensgeister, wieder können angefacht werden, wie z. B. in Ohnmachten durch Schwefeldampf, oder durch den Geist des Schlagwassers ꝛc.

§. 42.

Sie sind verschieden in Absicht der angenehmen und unangenehmen Empfindungen.

Der Geruch bedarf keiner Kultur in Absicht auf den Geschmack an angenehmen und unangenehmen Empfindungen. Wir bringen diesen Sinn in seiner Vollkommenheit mit auf die Welt. Diese Eigenschaft finden wir zwar auch bey dem Gesicht und Gehör. Ein schöner Gegenstand, ein anmuthiges Gefilde, eine schöne Bluhme gefällt jedem Auge, so wie die Stimme der Nachtigallen ꝛc. jedem Ohre. Aber es findet sich hier ein doppelter Unterschied. 1.) daß die sinnlichen Ergötzungen des Auges und des Ohres eine viel höhere Würde haben, und die Seele weit angenehmer unterhalten. 2.) Daß der Geschmack an Schönheiten und angenehmen Empfindungen des Auges und Ohres durch die Kunst und durch das Studium können zu einer gewissen Höhe und Vollkommenheit gebracht werden, die bey den übrigen Sinnen fehlt. Dieses haben die Poesie, Mahlerey, Sculptur, die Musik, der Gartenbau, und die Architectur zu ihrem Endzweck.

§. 43.

Vom Geschmack.

Der folgende Sinn ist der Geschmack. Auf der Zunge werden die in den natürlichen Körpern enthaltene Salze entwickelt, aufgelößt, mit gewissen Säften vermischt, den Nervenanfängen des Gaumes genähert, wo sie verschiedene Empfindungen erzeugen, die wir Geschmack nennen. Der Gegenstand des Geschmacks sind die schmackhaften Theile in den Speisen. Die vesten Salze, die Schwefel und Dele, die durch den Speichel aufgelößt worden, sind das Materielle dieser schmackhaften Theile. Die Natur der Bewegung selbst, welche durch die Einwürkung der Speisen erzeugt werden, wenn diese mit den Geschmacksnerven in Verbindung gesetzt werden, rührt theils von der Struktur dieses Organs, theils von der Beschaffenheit der aufgelößten Theilchen in den Speisen und ihrer Figur her. Den verschiedenen Würkungen der schmackhaften Theile auf die Zunge müssen nun auch sehr verschiedene Empfindungen entsprechen. Einen gewissen Grad der Intensität im Eindruck muß allemal ein gewisser Grad der Lebhaftigkeit in der Empfindung begleiten. Man könnte also folgende Grundempfindungen des Geschmacks annehmen. Ein saurer Geschmack, ein süßer Geschmack, ein bittrer Geschmack und ein ölichter Geschmack. Das andere sind Vermischungen.

Anmerkung. Geruch und Geschmack stehen in genauer Verbindung. Der Ekel ist eigentlich eine unangenehme Empfindung des Geschmacks; doch kann derselbe auch durch das Gesicht erregt werden. Es wäre aber die Frage: ob dies geschehn würde, wenn wir keinen Geschmack hätten?

§. 44.

Der fünfte Sinn ist das körperliche Gefühl. Die Werkzeuge desselben sind die Nerven auf der Oberfläche des Körpers. Die Haut besteht aus einem Gewebe von Aesten der Fibern, welche sich wie kleine Warzen bis zur Epidermis erstrecken, wo sie sich in kleinen kreisförmigen Gestalten erheben, die man besonders an den Fingerspitzen wahrnimmt.

Das Gefühl nebst den Ideen, die wir dadurch erhalten.

Die Ideen, die wir durch diesen Sinn erhalten, sind die Begriffe von Impenetrabilität oder Dichtigkeit, Härte, Weiche, Ausdehnung, Größe und Figur der Körper.

Bey dem Gefühl der Impenetrabilität würken die Körper auf den unsrigen blos als Materie, indem ein jeder seinen Ort schützt und Widerstand leistet, wenn er verdrängt wird. Ist der Widerstand, den die Theile des Körpers thun, auf allen Seiten gleich, so nennen wir ihn einen harten Körper; und wenn unsre Haut, die dadurch gedruckt wird, einer ebenem Fläche gleicht, einen glatten Körper. Werden aber durch die Berührung gleichsam Furchen in der Haut gezogen, so nennen wir es einen rauhen, nicht glatten Körper.

Geben die Theil des Körpers nach, ohne nach geschehener Berührung sich wieder im vorigen Stand zu setzen, so ist es ein weicher Körper. Wenn sich seine Theile nach aufgehobenem Widerstande, wieder im vorigen Stand setzen, ein elastischer Körper. Der Umfang des Orts auf unsrer Haut, der von dem Körper berührt wird, oder die Umspannung desselben mit der Hand, giebt die Idee von Ausdehnung und Größe. Die Idee von Figur scheint besonders durch die Hände und Finger zu entstehn. Die Theile unter der Haut sind nur für den Schmerz empfindlich.

Anmerkung 1. Zur Uebung dienen folgende Aufgaben: Was ist ein flüßiger Körper, was ist ein durchsichtiger oder dunkler Körper für unsre Organ?

Anmerkung 2. Durch das Gefühl erhalten wir auch die Idee vom Gewicht und Schwere.

§. 45.

Unvollkommenheit dieser Ideen und Berichtigung derselben.

Wenn man wohl Achtung giebt, so sind die Ideen von Ausdehnung, Größe und Figur, die wir durch das Gefühl erhalten, sehr unvollkommen. Sie werden aber ausgebildeter und mehr berichtiget, wenn sie zu gleicher Zeit durch mehrere Organen eingehn. Ausdehnung ist für das Auge ganz etwas anders, als für das Gefühl. Man empfinde aber den Körper mit beyden Organen, so wird der Begrif vollständiger. Figur ist bey dem Auge eine vollkommnere und deutlichere Idee als bey dem Gefühl; wenn wir daher eine Kugel, ohne sie zu sehen,

in

in die Hände schließen, so beweißt sich sogleich das Auge dabey geschäftig, und die Idee von der Kugel, die wir durch das Auge haben, gesellet sich zu dem Gefühl derselben. Es ist also auch hier das Vermögen der Seele, die Idee des einen Sinnes in Ideen des andern Sinnes zu verwandeln, wahrzunehmen.

Anmerkung. Die Vergleichung dieses Sinnes mit den vorhergehenden, kann mit leichter Mühe von selbst gemacht werden, und kann Anfängern zur Uebung dienen.

§. 46.

Zusammengesetztes grosses sinnliches Ideal.

Wir haben oben einmal von zusammengesetzten sinnlichen Ideen geredet. Hier können wir jene Begriffe deutlich verstehn. Ein Gegenstand der gleichsam alle Organen beschäftiget und offen erhält, dergestalt, daß die einzelnen sinnlichen Ideen eine gewisse Beziehung auf eine einzige Idee haben, um deren willen sie dazu seyn scheinen, oder bey Gelegenheit derselben entstunden, giebt ein großes und zusammengesetztes sinnliches Ideal. Z. B. ein Krönungsfest, Huldigungs- oder Vermählungsfest ꝛc. Dabey unterscheidet man 1.) die Haupthandlung als die Hauptidee, auf welche die übrigen eine Beziehung haben. 2.) Die partial oder einzelnen Ideen. 3.) Die Folge, das Beysammenseyn derselben und die Einstimmung zum Ganzen. Dieses zusammen giebt die Totalidee.

§. 47.

Schilderung, Gemählde, reiches Genie.

Die sinnliche Darstellung einer Toralidee durch Worte, heißt, eine Schilderung. Diese ist entweder bloß eine historische Beschreibung, oder ein poetisches Gemählde. Die Erfindung der Partialideen, die schickliche Verbindung derselben mit der Hauptidee bestimmen den Reichthum eines Genies.

§. 48.

Von ursprünglichen und abgeleiteten Eigenschaften.

Wir sind gewohnt, das, was wir vermittelst der sinnlichen Erkänntniß bey den Dingen wahrnehmen, für Eigenschaften der Dinge zu halten; weil wir annehmen, daß die Vorstellung nicht so seyn könnte, wenn nicht die Dinge dies an sich hätten, was wir empfinden. Was ist es aber, was wir empfinden? Es ist nicht das Objekt selbst, sondern die Veränderung unsrer Organen. (§. 2. 5.) Dasjenige, was die Objekte an sich haben, welches unsre Vorstellungen mit verursacht (concaussa) wollen wir ursprüngliche oder Grundeigenschaft nennen. Folglich empfinden wir keine Grundeigenschaften der Dinge. Weil das, was wir empfinden, nur eine Folge dessen ist, was in den Körpern vermittelst des Medii und unsrer Organen die Vorstellung würkt. Die Vorstellung ist nicht das Resultat aus der Grundeigenschaft allein; sondern sie ist das Resultat aus der Natur des sinnlichen Werkzeugs und des

Medii,

Medii, und der Grundeigenschaft. Will man also dies Eigenschaft nennen, so sind es nur abgeleitete Eigenschaften, d. i. solche, die als Folgen der ursprünglichen Eigenschaften anzusehn sind, die nicht daseyn würden, oder doch nicht so daseyn würden, wenn in den Körpern nicht die Fähigkeit vorhanden gewesen wäre, bey übrigens gleichen Mitursachen solche Vorstellungen in uns zu würken. Folglich werden die ursprünglichen Eigenschaften überal voraus gesetzt. Z. B. wir schreiben dem Zucker die Süßigkeit als eine Eigenschaft zu. Eigentlich ist es nur der süße Geschmack, den wir empfinden. Diese Empfindung konnte nicht allein durch unsere Zunge und durch die Mitursachen gewürkt werden, wenn nicht etwas in dem Zucker selbst gewesen wäre, welches in Verbindung mit jenen diese Empfindung verursachet hätte. Dies ist bey dem Zucker Grundeigenschaft, aber das ist nicht Süßigkeit selbst. Was es aber ist, das können wir nicht empfinden.

Es folgt hieraus, daß alles, was wir durch Hülfe der sinnlichen Erkänntniß wahrnehmen, nur Relation auf uns sey.

Anmerkung. Von dem, was Lok, Berkeley, Reid, Ferguson und Garve über die ursprünglichen Eigenschaften gesagt haben, in den Vorlesungen. Man verwechsle nicht Grundbegriffe und ursprüngliche Eigenschaften. (§. 33.)

§. 49.

Von beständigen und unbeständigen Eigenschaften.

Es steht nicht bey uns, unsere Empfindungen und sinnlichen Vorstellungen von den Dingen zu ändern. (§. 3. 4.) Folglich werden die Dinge für unsre Empfindungen immer das seyn, was sie sind; so lange noch Menschen sind, werden sie den Donner so hören, wie wir ihn hören, die Sonnenhitze so fühlen, wie wir sie fühlen. Folglich haben wir gewisse sinnliche Vorstellungen von den Dingen, die immerzu entstehn, so oft wir die Dinge wahrnehmen nach dem ordentlichen Lauf der Natur. Da wir nun wegen unsrer Vorstellungen den Dingen gewisse Eigenschaften zuschreiben, so können wir solche, mit welchen uns die Dinge allemal und immerzu erscheinen, beständige oder permanente Eigenschaften nennen. Z. E. die sphärische Form der Kugel, die gelbe Farbe des Goldes. Das Gegentheil sind unbeständige, transitorische, zufällige Eigenschaften. So ist die Süßigkeit beym Zucker eine beständige Eigenschaft; diese machen, daß wir die Dinge zu einer gewissen Klasse rechnen. Die Farbe oder Figur, eine unbeständige.

Anmerkung. Die unbeständige Eigenschaften können bisweilen die Stelle der beständigen vertreten, wenn unter einerley Umständen einerley wahrgenommen wird. Z. B. daß das Eisen im Feuer glüht.

§. 50.

Ein sinnlicher Begriff ist klahr, wenn die Merkmale oder Eigenschaften, die wir an demselben wahrnehmen, hinreichend sind, die Sache unter eine schon bekannte Klasse der Dinge zu bringen. (Absch. 1. Kap. 2. §. 1. §. 30.) Das Gegentheil ist ein dunkler Begriff. Die Klassen der Dinge sind entweder, die entfernten oder die nächsten. Ist die Vorstellung so beschaffen, daß die Merkmale hinreichend sind, die Sache unter die nächste Klasse zu bringen, so ist der Begriff deutlich. Das Gegentheil ist ein undeutlicher Begriff. Es giebt also Grade der sinnlichen Deutlichkeit. Das Kind, welches einen Stein im Mund nimmt, um denselben zu essen, giebt zu erkennen, daß es einen dunkeln Begriff hat. So beschreibt Cortes in der Eroberung von Mexiko, die Mexikaner, daß sie sich die feindlichen Reuter als Centauren vorgestellt, die am Metall käuten.

Eintheilung der sinnlichen Begriffe in klare und dunkle, deutliche und undeutliche.

Anmerkung. Dies setzt die Anwendung des sinnlichen Abstraktionsvermögen voraus.

§. 51.

Die genaue Unterscheidung dessen, was in einem sinnlichen Begriffe wahrgenommen wird, macht ihn vollständig deutlich, wo dieses nicht ist, bleibt der Begriff unvollständig. Sinnliche Begriffe sind entweder einfach, oder zusammengesetzt. Ein

Die sinnlich deutlichen Begriffe sind wiederum entweder vollständig oder unvollständig deutlich.

einfacher Begriff wird vollständig deutlich, wenn ich in demselben die Stärke der Impreßion, die Regelmäßigkeit oder Unregelmäßigkeit der Momente, und die Geschwindigkeit der Folge wahrnehmen kann. Z. E. der Pulsschlag. (Absch. II. Kap. 2. §. 14. §. 15.) Ein zusammengesetzter Begriff entsteht entweder durch einen einzigen Sinn, oder durch mehrere. Jener wird vollständig deutlich, wenn man die einzelnen Empfindungen angeben kann, die darinne wahrgenommen werden, und das, was bey ihnen zu unterscheiden. So bemerkt man den zusammengesetzten Geruch einer Arzney, oder den Geschmack einer Speise, die Oele, die Salze u. s. w. Dieser wird vollständig deutlich, wenn man wahrnimmt und unterscheidet, was der Gegenstand für jeden Organ ist, durch welchen er empfunden wird, und diese Empfindungen bis zur vollständigen Deutlichkeit der einfachen Begriffe auflößt.

Diese vollständige Deutlichkeit ist gut, wenn sie kann erreicht werden, sie erfodert aber geübte Organen, und wird bey Kunstverständigen in ihrem Fache wahrgenommen.

§. 52.

Sinnliche Darstellung.

Das Geschäfte, wodurch wir Andern unsre gehabten sinnlichen Vorstellungen wieder zu empfinden geben, heißt sinnliche Darstellung. Dies geschieht entweder durch Worte, oder durch Handlungen, oder

durch beydes zugleich. Einige Dinge können nur unvollkommen dargestellt werden, andere gar nicht, einige bloß durch Worte, andere durch Handlungen. Die Vollkommenheit der sinnlichen Darstellung richtet sich 1.) nach den Organen durch, welche wir die Empfindung erhielten, 2.) nach der Deutlichkeit und Vollständigkeit derselben, und 3.) nach denjenigen Organen, durch welche Andern, sowol von Seiten unserer als von Seiten ihrer, die Empfindung wieder soll beygebracht oder dargestellt werden. Es versteht sich, daß die Rede nicht ist von einer solchen Darstellung, welche unschicklich oder eine gewisse Art von Uebelstand oder Verletzung in sich faßt. So wär es sehr lächerlich, wenn wir einem die Empfindung von körperlichem Schmerz dadurch beybringen wollten, daß wir ihn selbst verwundeten.

§. 53.

Unvollkommenheit derselben.

Dasjenige sinnliche Werkzeug, durch welches wir gewisse Empfindungen erhielten, ist nicht geschickt, Andern diese unsre Empfindungen wieder darzustellen. So kann ich durch mein Auge andern die Idee von Farbe, Figur, Bewegung u. s. w. nicht darstellen, oder durch das Ohr die Idee von einem Ton hergeben. Indem wir also durch den Gebrauch anderer Mittel dieses zu bewürken suchen, und die Empfindung oder Idee in die Sprache oder Handlung übertragen, muß nothwendig

wendig dieselbe an Deutlichkeit, Lebhaftigkeit und Stärke verlieren, und kann folglich dem Andern nicht so deutlich und lebhaft seyn, als wenn er die Sache selbst im Originale empfunden hätte. Mithin ist jede sinnliche Darstellung schwächer, als die Empfindung.

Anmerkung 1. Dies, daß wir unsre Empfindungen nicht durch diejenigen Organen Andern wieder darstellen können, durch welche wir sie empfangen haben, kann Gelegenheit zu Erfindung einer Sprache und anderer Künste gegeben haben.

Anmerkung 2. Menschen, welche eine vorzügliche Geschicklichkeit besitzen, Andere in Absicht auf Bewegung, Stimme, Stellung, Gang ꝛc. glücklich und darstellend nachzuahmen, sind nicht ohne besonders Genie.

§. 54.

Von der Aufmerksamkeit.

Unter den sinnlichen Ideen, die der Seele gegenwärtig sind, können einige seyn, welche die Thätigkeit der Seele vor andern auffordern. Dies macht es, daß sie so zu reden die Augen von den übrigen wegwendet, und ihre Thätigkeit vorzüglich für die eine oder andere bestimmt. Die Würkung dieser Bestimmung ist die Aufmerksamkeit, welche die Seele auf ihre Ideen wendet. Folglich ist die Aufmerksamkeit eine Modification der Thätigkeit der Seele.

Bey der Aufmerksamkeit wird die Thätigkeit der Seele vorzüglich auf gewisse Gegenstände geheftet, folglich ist jede Aufmerk-

samkeit, eine figirte Aufmerksamkeit. Eine zerstreute Aufmerksamkeit ist daher mehr ein Herumschweiffen von Idee zu Idee, von Gegenstand zu Gegenstand, ohne besonderes Interesse und Aufforderung. Eine träge Aufmerksamkeit, ist ein Mangel der Aufmerksamkeit, so wie die unterdrückte Aufmerksamkeit.

Es findet sich bey der Aufmerksamkeit ein Zurückwürken der Seele, auf das Nervensystem, und vorzüglich auf denjenigen Sinn, durch welchen das Objekt empfunden wird. Darum sagt man, daß man anschauen müsse, um zu sehn, und horchen müsse, um zu hören.

§. 55.

Ursachen der Aufmerksamkeit.

Die Ursachen, welche diese Aufmerksamkeit veranlassen, sind theils physikalisch, theils moralisch. Zu dem ersten gehört jede starke Würkung in den Organen, wodurch zugleich die Lebensgeister in eine mehr als gewöhnliche Bewegung gesetzt werden. Zu den andern das Interesse, welches die Seele bey einer gewissen Empfindung hat, wodurch es geschieht, daß ihr durch dieselbe vorzügliches Vergnügen oder Mißvergnügen erweckt wird. *)

§. 56.

*) Man sehe hier weiter nach Bonnet Analyse der Seelenkräfte. Kap. 17. Platners Anthropologie. 79.

§. 56.

Ueberraschung.

Wenn unsre Aufmerksamkeit plötzlich auf einen gewissen Gegenstand gerichtet wird, dergestalt, daß in der Ordnung der vorhergehenden Ideen nichts liegt, das uns hätte drauf bringen können, eine solche Erscheinung zu vermuthen, so wird dieser Zustand **Ueberraschung** genennt. Wir richten nach und nach unsre Aufmerksamkeit auf die Ursachen derselben. Können wir diese nicht entdecken, so gerathen wir in Verwunderung. Entdecken wir aber die Gründe, welche uns erwarten lassen, daß so etwas habe erfolgen können, so hört die Verwunderung von selbst auf.

Anmerkung. Die Ueberraschung kann angenehm oder unangenehm seyn; es kommt auf den Zustand an, in welchem sie die Seele antrift.

§. 57.

Absolutes und relatives Vergnügen.

Etwas gern hören und sehn ꝛc. sind Redensarten, welche das Angenehme, oder in gegenseitigem Ausdruck, das Unangenehme unsrer Empfindungen anzeigen. Hieraus entspringt sinnliche Lust oder Unlust, Vergnügen oder Schmerz. Bonnet nennt es das absolute Vergnügen, und unterscheidet von demselben das relative Vergnügen. Jenes ist dasjenige, welches mit jeder Empfindung und jeder Situation an sich selbst betrachtet, verbunden ist. Dieses entspringt aus der Vergleichung, die die

Seele

Seele unter ihren Ideen oder unter ihren Situationen anstellt. *)

§. 58.

Die physischen Ursachen des absoluten Vergnügens liegen in der ganzen Einrichtung unserer Natur. Man kann zwar sagen, die physikalischen Gründe hiervon sind in einer gewissen Erschütterung unsrer Organen, und in dem bestimmten Grade derselben zu suchen. Welches aber eigentlich diese Erschütterung und der bestimmte Grad derselben sey, besonders bey den Abstufungen des Vergnügens, läßt sich nicht angeben. Das letzte ist hier immer dies, daß man sagen muß: Der Urheber der Natur muß am besten gewußt haben, welche Erschütterungen für uns angenehme oder unangenehme Empfindungen seyn sollten.

Die physikalischen Ursachen des absoluten Vergnügens sind nicht zu bestimmen.

Die moralischen Ursachen, siehe §. 17. folg.

§. 59.

Die relativen Vergnügen beruhen auf der Vergleichung, die die Seele unter ihren Ideen oder unter ihren Situationen anstellt. Dadurch wird die Sphäre ihrer Würksamkeit erweitert und ihre Thätigkeit freyer, oder welches einerley ist, leichter gemacht, sie übersieht gleichsam ein weites Feld, über welches

Vorzug des relativen Vergnügens.

*) Analyse Kap. 10. u. Kap. 17.

welches sich ihre Würksamkeit ausdehnen kann. Folglich wird sie aus dieser Ursache nothwendiger Weise dem relativen Vergnügen den Vorzug für den absoluten Vergnügen geben. (§. 19. folg.)

Anmerkung. Wider den Grundsatz, welchen ich in dem angeführten §. 19. vestgestellt habe, daß jede Empfindungen, welche die Thätigkeit der Seele frey machen, veranlassen oder erleichtern, angenehm sind, könnte mit einigem Schein eingewendet werden, was Mendelsohns Kinder *) wider den du Bos und seine Meinung, die er in der Reflex Critiq. sur la Peinture et la Poesie vorgetragen hat, einwendet. „Also könnten die Menschen „eben sowol an Abscheu, Reue oder Schrecken, „kurz an unangenehmen Empfindungen ei„nen Gefallen finden, weil ihre Seele da„von bewegt würde." Ich muß gestehn, daß, ehe ich die Meinung des du Bos las, und da ich dasjenige niederschrieb, was man §. 13. dieses K. findet, ich selbst beynahe der Meinung war, daß, wenn man einem Menschen von Feuer, alle Gegenstände seiner Betrachtung und Thätigkeitsübung gänzlich entziehen und ihn wo möglich der langen Weile aussetzen könnte, ihm in einem solchen Zustande auch jede sonst unangenehme Empfindung mehr werth seyn würde, als diese unthätige Situation; Allein da ich fand, daß jede unangenehme Empfindung zwar die Seele bewegt, aber auf eine solche Art bewegt, die dem freyen und leichten Gebrauch ihrer Thätigkeit zuwider ist, so sah ich wenigstens in einem solchem Zustande für sie

*) Philosoph. Schriften. 138.

sie keine Besserung. Und dies ist auch zugleich die Beantwortung des vorgetragnen Zweifels. Es ist wahr, die unangenehmen Empfindungen bewegen die Seele, aber sie erweitern die Sphäre ihrer Würksamkeit nicht, und versetzen sie in eine solche Situation, wo der Antrieb zur freyen Thätigkeit zerstört zu werden scheint.

§. 60.

Mannichfaltigkeit ohne Einheit, mißfällt.

Gegenstände, worinne zwar viel Mannichfaltiges wahrgenommen wird, aber kein gemeinschaftlicher Vereinigunspunkt, setzen zwar die Seele in Bewegung. Da sie aber hier weiter nichts erfährt, als die Würkung einer mannichfaltigen Vielheit ohne Harmonie und Einstimmung, so wird ihre Aufmerksamkeit ermüdet oder zerstreut, weil jedes Objekt besonders würkt, und dies verursacht Mißfallen. (§. 23.)

Aus eben der Ursach mißfällt eine Manichfaltigkeit, wo die Verhältnisse zu verwickelt sind, und wo der Punkt der Zusammenstimmung nur mühsam entwickelt werden kann.

Dies ist verhältnißmäßig zu verstehn. Es kann dem einen der gemeinschaftliche Punkt, in welchem sich die Würkungen des Mannichfaltigen vereinigen, schwer zu entdecken seyn, der dem Andern hingegen mit Gemächlichkeit und ohne mühsame Anstrengung einleuchtet. Daher die Verschiedenheit des Geschmacks.

Gesetzt aber, daß die Seele noch nie eine Erfahrung von Harmonie oder Uebereins

einstimmung gemacht hätte, daß ihr das Vergnügen, welches aus Anmuth und Schönheit entspringt, gänzlich unbekannt, so wird sie auch an den zerstreuten Objekten so lange keinen Mißfallen finden, als ihre zerstreute Betrachtung im Stande ist, sie in Thätigkeit zu erhalten. Reden wir also hier vom Mißfallen, so bezieht sich dies auf die würklichen Känntnisse der Seele, und dies gilt auch von dem Folgenden.

§. 61.

Einförmigkeit ohne zweckmäßige Mannichfaltigkeit, mißfällt.

Gesetzt, daß zwar eine gewisse Zusammenstimmung der mannichfaltigen Theile wahrgenommen wird, aber einerley Theile werden zu oft in einerley Verhältniß wiederholt, so fehlt die zweckmäßige Mannichfaltigkeit, und die Seele hat in einer solchen einförmigen Reciprocation nicht Beschäftigung, nicht Aufforderung genug, und es muß ihr diese Situation mißfallen.

§. 62.

Das Schöne gefällt.

Wenn ein Gegenstand sinnliche Einheit in sinnlicher Mannichfaltigkeit darbietet, so nennen wir ihn schön. Das, was also bey der Schönheit gefällt, ist die leichte Fassung der Verhältnisse, die ein schöner Gegenstand darbietet. Folglich je deutlicher diese Verhältnisse wahrgenommen werden, desto größer wird die Schönheit vorkommen. Daher gefällt oft ein Gegenstand mehr als der andere.

Die

Die Leichtigkeit der Fassung macht die Uebung der Thätigkeit nicht unentbehrlich; sondern entfernt nur die mühsame Entwickelung.

Anmerkung 1. Aus eben diesen Grundsätzen kann erklärt werden, warum das Große und Erhabne gefällt. In den Vorlesungen kann die Anwendung hievon auf die wilden Völker gemacht werden. (S. Erst. Abschn. Kap. 1.)

Anmerkung 2. Dies ist ein abermaliger Beweis, daß das Auge und das Ohr den Menschen weit angenehmere Empfindungen verschaffen als die übrigen Sinne.

§. 63.

Verlangen nach neuen Empfindungen.

Der beständige Genuß von einerley angenehmen Empfindung ohne Abwechselung, oder Dazwischenkunft anderer macht, daß sich die Seele allmählich ihrem vorigen Zustande der Unthätigkeit nähern muß. Einerley Melodie hundertmal gehört, hören wir nicht mehr, d. i. sie unterhält uns nicht mehr, sie ist für das Ohr das, was für den Geschmack die Speise ist, die bis zum Ueberdruß genossen worden. Daher entsteht ein Verlangen nach einer neuen Lage, die Seele wünscht sich aus dem Einerley in der Art ihres Daseyns in einen andern Zustand. Dieser erfolgt entweder, oder nicht. Im letzten Fall, und wenn sie noch dazu die Unmöglichkeit der Erlangung einsieht, erfolgt peinlicher Verdruß. Im ersten Falle wird sie den folgenden Zustand mit dem vorhergehenden vergleichen. (§. 59.)

§. 64.

Anschauende Urtheile.

Auf die vorhergehenden Gesetze der Empfindung gründen sich die anschauenden Urtheile und Sätze. Die Objekte erscheinen mit gewissen Eigenschaften. Indem nun die Seele die Verbindung der Eigenschaft mit der Sache selbst, an welcher sie dieselbe wahrgenommen hat, denkt, so entsteht ein sinnliches Urtheil. Dieses, weil es blos eine Aussage dessen ist, was die Seele empfunden hat, wird ein anschauendes Urtheil genannt, und kann weiter nicht, als aus der Empfindung bewiesen werden.

§. 65.

Eintheilung derselben.

Diese anschauenden sinnlichen Urtheile und Sätze sind entweder individuell oder allgemein. Die Sache, an welcher gewisse Eigenschaften wahrgenommen werden, heißt das Subjekt, und die Eigenschaft das Prädikat. Wenn das Subjekt ein einzelnes Ding ist, wovon eine gewisse Eigenschaft prädicirt wird, so ist das Urtheil oder der Satz individuell. Z. B. wenn ich sage: "Dieser Gegenstand ist schön." Wenn aber das Subjekt eine ganze Klasse der Dinge bezeichnet, so ist der Satz sinnlich allgemein. Z. B. wenn ich sage: "Das Laub ist grün."

§. 66.

Wahrheit derselben.

Die allgemeinen sinnlichen Urtheile entstehn durch die sinnliche Abstraktion.

(Abschn. 1. Kap. II. §. 1. §. 30.) Indem nämlich die Seele gewisse Eigenschaften bey Dingen, die zu einer gewissen Klasse gehören, wahrnimmt, so legt sie diese Eigenschaften der ganzen Klasse bey, und es ist eben so gut, als sagten wir, ein jedes einzelnes Ding der gegebenen Klasse hat diese Eigenschaft an sich oder wird mit derselben empfunden. Es kommt also die Wahrheit eines solchen Satzes auf zwey Stücke an. Einmal, daß ich zeige, es ist die Eigenschaft permanent. Zweytens, sie wird bey allen Dingen, die zu der Klasse gehören, wahrgenommen. Beydes reducirt sich auf die Empfindung. (§. 49.)

§. 67.

Von der sinnlichen Abstraktion.

Bey dem Fortgange oder bey der ferneren Bearbeitung unsrer Begriffe hat man zu sehen auf die sinnliche Abstraktion, auf die sinnliche Combination, und auf das sinnliche Raisonnement.

Zuerst von der sinnlichen Abstraktion. Wenn der Seele durch die Würkung der Objekte eine Idee ist zugeführt worden, so kann sie dieselben gewissermaßen modificiren durch die Aufmerksamkeit, die sie auf dieselbe richtet. Entweder zergliedert sie die verschiedenen Theile des Objekts, oder sie sondert von demselben die transitorischen und zufälligen Eigenschaften ab, oder sie betrachtet endlich bey verschiedenen concreten Ideen blos das, was sie mit einander

gemein haben. Das erste heißt Partialabstraktion. Das zweyte Modalabstraktion. Das dritte Universalabstraktion. Durch Hülfe der Universalabstraktion bildet sie sinnlich allgemeine Begriffe. Ein sinnliches Abstraktum ist daher nichts anders als das Einerley und Gemeinsame, welches in mehrerern concreten Ideen angetroffen wurde. Dadurch erleichtert sich die Seele ungemein das Denken. Ein solches sinnliches Abstraktum ist oder bezeichnet eine Klasse der Dinge, unter welcher alle diejenigen Dinge begriffen sind, die gemeinschaftliche sinnliche Merkmale haben. Dadurch entsteht die Eintheilung der Dinge in Geschlechter und Arten. Ein vollkommen Beyspiel hiervon findet sich in der Naturhistorie des Buffon, vom Hundegeschlecht. Dritten Theils erster Band. S. 125.

§. 68.

Deutlichkeit und Undeutlichkeit der sinnlichen Abstrakten.

Unsere Nomina Substantiva in der Sprache sind nichts anders als Geschlechtsnamen oder Namen der Arten. Für die Begriffe von einzelnen Dingen haben wir weiter keine primitiven Worte, ausser daß wir sie durch den Beysatz des Artickels oder des demonstrativischen dieser, diese, dieses andeuten, und durch die Nomina Propria. Folglich ist die Sprache das Vehikulum der sinnlichen Abstrakten. Da aber die Worte selbst nichts chrakteristisches an

an sich haben, so beruht die Deutlichkeit einer Geschlechtsidee auf der Känntniß der einzelnen Dinge, die diesen Namen führen. Daher bedient man sich der Beyspiele, um dieselben deutlich zu machen. Ein Mensch, welcher noch nie ein Schaf gesehn hätte, würde sich gewiß einen sehr undeutlichen Begrif machen, wenn ich ihm sage: ein Schaf ist ein vierfüßiges Landthier, welches in Heerden oder Haufen lebt und Wolle trägt. So bald ich ihm aber ein solches einzelnes Thier oder mehrere derselben vorzeige, so wird die Idee sinnlich deutlich. Ein allgemeiner sinnlicher Begrif ist also für uns deutlich, wenn wir in demselben die einzelnen Dinge wahrnehmen können, die darunter begriffen sind, undeutlich, wenn dieses nicht ist.

§. 69.

Ursachen derselben.

Diejenigen Organen, durch welche wir gewisse sinnliche Begriffe erhalten, sind nicht geschickt, andern diese unsere Empfindungen wieder darzustellen. (§. 53.) Folglich wird von Seiten unsrer ein ganz anderes Mittel gebraucht, welches mehrentheils die Sprache ist. Mithin geben wir dem andern dasjenige durchs Ohr zu empfinden, was wir durch das Auge oder durch einen andern Sinn empfunden hatten. Weder die artikulirten Worte noch die geschriebenen Zeichen haben aber eine Aehnlichkeit mit der Sache selbst, die sie aus-

ausdrücken sollen. Folglich kann der andere, der diese Worte hört, die Reduktion dieser Idee nicht machen, auf Ideen desjenigen Sinnes, durch welchen eigentlich das Objekt muß empfunden werden, vorausgesetzt, daß er noch nie ein solches Objekt empfunden hat. Nothwendiger Weise bleibt es eine undeutliche Vorstellung.

Im Gegentheil wenn die Objekte schon bekannt sind, so ist es der Seele leicht, so bald sie das Wort oder den Namen hört, die Idee überzutragen oder jene zurückzurufen, die sie bey der Gegenwart des Objekts wahrgenommen hatte. (K. II. §. 37.)

§. 70.

Die allgemeinen Begriffe können wiederum bestimmt werden.

Ein sinnliches Abstraktum wird dadurch viel befassend, daß es das Einerley mehrer Objekte in einem Begriff auffaßt. Die Objekte haben ausserdem noch Bestimmungen an sich, wodurch sie sich von einander unterscheiden. Durch das Hinzudenken der unterscheidenden Bestimmungen zu der allgemeinen Idee entstehn untergeordnete Begriffe. Die unterscheidenden Bestimmungen werden nicht aus dem Wesen der Sache hergenommen, sondern von sinnlichen Merkmalen. Beyspiele findet man in der Botanik und Naturhistorie. Durch diese Eintheilung der Begriffe verschaft die Seele ihren Ideen eine gewisse Ordnung, daß einige als solche gedacht werden, die an der Spitze der übrigen stehn, andere als solche, die auf jene folgen oder unter denselben enthalten

halten sind, und erleichtert sich dadurch das Geschäfte der Erinnerung.

Die sinnliche Combination und Raisonnement sind Würkungen der Einbildungskraft und gehören zum folgenden Kapitel.

Das dritte Kapitel.

Von dem Gedächtniß der Phantasie und Einbildungskraft.

§. 1.

Gedächtniß und Erneurung sind eins.

Man hat Gedächtniß und Erinnerungsvermögen bald als verschiedene, bald als ein Vermögen angesehn. Wenn man sie unterscheidet, so ist das Gedächtniß das Vermögen, die Ideen und Eindrücke zu behalten und sie wieder hervorzubringen; nnd Erinnerung, das Vermögen sie als solche zu gedenken, die schon ehedem sind gedacht worden. Wenn man sie als eins ansieht, so werden beyde Arten mit Ideen umzugehn, unter dem Gedächtniß verstanden.

Mir deucht, daß Erinneren oder die Recognition, daß wir eine Idee schon ehedem gehabt haben, ist nichts anders als ein Bewußtseyn von dem, daß wir uns schon einmal der nämlichen Idee bewußt gewesen sind. Folglich gehört dieses zu dem Bewußtseyn selbst, und macht kein besonderes Vermögen aus. Zu dem Gedächtniß gehören demnach nur zwey Stücke: 1.) das Behalten, 2.) das Erneueren der Ideen.

§. 2.

Die Seele übt die Werkzeuge ihrer Ideen.

Die Erfahrung lehrt, daß wir eine Idee erhalten können, wenn schon das äussere Objekt und die äussere Empfindung nicht mehr vorhanden ist, wir können ihr eine gewisse Dauer verschaffen, dadurch, daß wir sie noch denken und noch denken. — Hier ist es noch keine Gedächtnißidee, soll sie diese werden, so muß sie einmal verschwunden seyn und von neuem erwachen. Aber in dieser anhaltenden Aufmerksamkeit liegt eine Art von Uebung. Einerley wird auf einerley Art wiederholt. Entweder übt sich also die Seele in ihrem Bewußtseyn, oder sie übt das Werkzeug, durch welches die Idee zu ihr gebracht wurde. Das erste ist wider den Sprachgebrauch und wider die Natur der Sache selbst. Das Bewußtseyn ist ein simples und einfaches Vermögen der Seele, welches in der Substanz der Seele selbst enthalten ist und weiter keiner Uebung bedarf, weil sie es in seiner Vollkommenheit mit auf die Welt bringt, und man auch nicht von einer Fertigkeit des Bewußtseyns spricht. Folglich bleibt nur das letzte, welches ich noch aus Erfahrungen beweise, wenn auch das erste nicht sollte eingestanden werden.

§. 3.

Fortsetzung des vorigen.

Erste Erfahrung. Wir sagen oft etwas auswendig her, und denken dabey an etwas anders. Dies sieht man bey Kindern;

Kindern, wenn sie ihre Gebete herplappern. Folglich ist hier das Bewußtseyn auf etwas anders gerichtet, und die ehedem gehabten Ideen erfolgen doch. Es muß also etwas anders durch das Auswendiglernen geübt worden seyn, welches jetzo gleichsam von selbst und mechanischer Weise würkt.

Zweyte Erfahrung. Wir lernen oft etwas auswendig, das wir nicht verstehn. Auch dies pflegt bey Kindern in fremden Sprachen zu geschehen. Die Wiederholung desselben ist alsdenn blos eine mechanische Wiederholung nicht der Ideen, sondern der nämlichen Handlung der Zunge. Man lerne einem Kinde seine Finger mechanisch auf dem Klaviere gebrauchen, wenn es eine Fertigkeit erlangt hat, wird es die nämlichen Töne spielen, so bald es nur die Finger ansetzt, ohne daran zu denken, was und wie es spielen will. Fällt ein Ton aus, so wird es irre werden und von vorn wieder anfangen müssen. Also ist es möglich, den äussern Organen eine solche Fertigkeit beyzubringen, warum nicht ihren Anfängen?

Dritte Erfahrung. Es fallen uns oft Dinge bey, ohne vorher darauf zu denken oder uns zu besinnen, auch wol wider unsern Willen. Und oft suchen wir Ideen, und können sie entweder gar nicht, oder nur erst spät erhalten. Wo lagen sie also vor ihrer Erneurung? In dem Bewußtseyn? Das wäre ein Widerspruch.

Vierte Erfahrung. Wenn uns etwas beyfällt, so geht das Bewußtseyn nicht vorher, sondern folgt nach, und wir brauchen nicht die Organen ohne Unterschied dabey, sondern gerade den, für welchen die Idee gehört. So besinnen wir uns auf unsern abwesenden Freund nicht mit der Zunge, sondern mit dem Gesichte ꝛc.

Hieraus scheint also zu folgen, daß die Mühe, welche sich die Seele giebt, eine Idee lange zu denken und sich dieselbe bekannt zu machen, auf die Werkzeuge ihrer Ideen gerichtet ist, um in denselben eine Fertigkeit hervorzubringen, oder eine Leichtigkeit, diese Modifikation anzunehmen.

Fünfte Erfahrung. Das Gedächtniß hat eine gewisse Zeit nöthig, sich der Ideen zu versichern, das Bewußtseyn ist augenblicklich.

Anmerkung. Aus eben diesen Erfahrungen folgt, daß der Sitz des Gedächtnisses nicht das Bewußtseyn ist, wie könnten wir sonst etwas vergessen? Vergl. **Platners** Anthropolog. 118. 119.

§. 4.

Was das heisse: Etwas dem Gedächtniß anbefehlen, oder behalten.

Das Gedächtniß hat eine gewisse Zeit nöthig, um sich der Ideen zu versichern, sie sey auch so kurz als sie wolle. Dieses setzt einen Widerstand oder Hinderniß voraus, welches muß überwunden werden. Dieses besteht

besteht darinne. Die Werkzeuge unsrer Ideen haben einen gewissen ursprünglichen Zustand, den sie nämlich unmittelbar von ihrer Zeugung oder von ihrem ersten Daseyn haben. Die Würkung der Objekte auf sie ändern ihren ursprünglichen Zustand ab, und geben ihnen Anlagen, die sie zuvor nicht hatten, dieses sind Bestimmungen zu gewissen Bewegungen. Die Mühe, welche sich die Seele giebt, die Ideen zu behalten, ist das Bestreben, durch Hülfe der Lebensgeister diese Bewegung zu erhalten. Die Beybringung dieser Anlagen dieser Bestimmungen zu gewissen Bewegungen und die Erhaltung derselben ist die Ueberwindung des Widerstandes. Etwas behalten, dem Gedächtniß anbefehlen, merken, heißt daher nichts anders, als den Werkzeugen der Ideen solche Anlagen oder Bestimmungen geben, wodurch sie jene Bewegungen wieder erneuern können, die zu gewissen Ideen erfodert werden. Hieraus lassen sich verschiedene Uebungen des Gedächtnisses begreifen.

§. 5.

Und wiederum erneuern.

Eine Idee wird dahero wiederum erneuert, wenn in den dazu bestimmten Werkzeugen jene Bewegung wieder hervorgebracht wird, wodurch sich die Seele derselben von neuem bewußt wird, und zwar dergestalt, daß sie diese erneuerte Idee nicht als eine erste oder fremde betrachtet, sondern

als

als eine solche, die sie schon ehedem gedacht hat. Der Antheil, welchen die Seele an den Gedächtnißideen hat, ist das Wiedererinnern. §. 1. Dies kann in den Werkzeugen der Ideen nicht vorgehn, weil ihnen das Bewußtseyn fehlt, und kommt der Seele allein zu.

§. 6.

Eintheilung des Gedächtnisses.

Man hat daher bey dem Gedächtniß zu sehn auf die Leichtigkeit des Behaltens, auf die Vielheit der Ideen, die es fassen kann, auf die Richtigkeit und Treue der Wiederholung, uud auf die Zeit, in welcher es diese Geschicklichkeit behält. Daher ist das Gedächtniß entweder ein geschwindes oder langsames, ein ausgedehntes oder nicht ausgedehntes, ein getreues oder ungetreues, ein langes oder kurzes Gedächtniß. Diese verschiedenen Arten können wieder mit einander combiniret werden. So giebt es ein Gedächtniß, welches zugleich geschwind, ausgedehnt, getreu ist, und eine Sache lang behält u. s. w.

Dieses sind die Stücke, auf welche man von Seiten der Gedächtnißimpressionen zu sehn hat. Von Seiten der Seele hat man zu sehn auf das Wiedererinnern selbst. Wir wollen von jenen den Anfang machen.

§. 7.

Ursachen des leichten Behaltens.

Alles dasjenige, was da macht, daß das Gedächtniß wenige Zeit braucht,

braucht, sich der Ideen zu versichern, das ist eine Ursache des leichten Behaltens. Dies ist aus §. 4. erweißlich. Entweder liegt nun dieses in der natürlichen Anlage des Gedächtnisses selbst, oder in der Beschaffenheit der Impreßionen, oder in beyden zugleich. Das Gegentheil kann von selbst verstanden werden.

Die natürliche Anlage des leichten Behaltens oder des geschwinden Gedächtnisses beruht auf der Empfänglichkeit des Gehirns, auf der Bewegung des Nervensaftes und der Lebensgeister. Eine lebhafte und zugleich ordentliche Bewegung des Nervensaftes macht das Fassen leicht, ordentlich und dauerhaft. Daher ist ein solches Gedächtniß zugleich getreu oder dauerhaft. Eine lebhafte aber unordentliche Bewegung des Nervensaftes giebt ein geschwindes aber ungetreues oder unrichtiges Gedächtniß, Beyspiele giebt das jugendliche Alter und das sanguinische Temperament *).

Starke Impreßionen, Gegenstände, welche neu, schön, selten sind und uns gefallen, machen ihrer Natur nach bleibende Eindrücke, sie ziehen mehr die Aufmerksamkeit der Seele an sich, dieses verursacht eine stärkere Bewegung der Lebensgeister nach

*) Dieses hat Herr Platner vollständig ausgeführt. Siehe die Anthropol. die zweyte, dritte und vierte Lehre.

nach den Gegenden des Gehirns, wo die Impreßion herkam. Die Seele braucht alsdenn wenig Mühe, sich dieser Ideen zu versichern, sie schaffen sich gleichsam von selbst zu Gedächtnißideen um.

Anmerkung. Hieraus kann zugleich die Ursach begriffen werden, warum man deutliche und entwickelte Ideen leichter behält als die undeutlichen, und warum das Behalten freyer Gedanken schwerer ist. Ingleichen, warum die Eintheilung der Dinge in Klassen das Gedächtniß erleichtert.

§. 8.

Weitläuftiges Gedächtniß.

Ein großes und weitläuftiges Gedächtniß wird beurtheilt nach der Menge der Ideen, die es auf einmal fassen und behalten kann. Wenn dieses die Hauptfähigkeit bey einem Menschen ausmacht, die verhältnißmäßig größer ist als seine übrigen Talente, so heißt er in nicht gar gutem Verstande ein Mann von Gedächtniß. Die Ursach ist die ordentliche und zugleich lebhafte Bewegung der Lebensgeister. Da dieses an und für sich betrachtet die Ausübung der übrigen Talente nicht hindert, so ist der Schluß falsch, daß ein großes Gedächtniß nicht mit einem gleich gutem Verstande bestehen könnte, und Beyspiele hat die Erfahrung.

§. 9.

Getreues und passendes Gedächtniß.

Die Eigenschaften des getreuen Gedächtnisses sind, 1.) daß es die gefaßten Ideen mit einer zweckmäßigen Lebhaftigkeit behält, 2.) sie lebhaft wiederum darstellt,

und

und 3.) zu der Zeit und an dem Orte, wo sie gebraucht werden. Die letzte Eigenschaft ist seltener, aber desto vorzüglicher. Man könnte es insbesondere ein passendes Gedächtniß nennen. Die Ursachen desselben können aus dem vorhergehenden verstanden werden.

§. 10.

Warum das Gedächtniß durch Uebung kann geschärft werden?

Je mehr Zeit das Gedächtniß braucht, sich der Ideen zu versichern, desto größer ist der Widerstand, welcher muß überwunden werden, (§. 4.) Alles demnach, was den Widerstand aufhebt oder verringert, das macht, daß das Gedächtniß weniger Zeit braucht, die Ideen zu behalten. (§. 7.) Durch öftere Wiederholung der Anwendung des Gedächtnisses entsteht eine Fertigkeit, und folglich eine Leichtigkeit, die Dinge zu behalten; weil dadurch den Werkzeugen die hiezu erforderlich sind, jene Anlagen und Bestimmungen mitgetheilt werden, Ideen zu erhalten. Folglich wird dadurch der Widerstand geschwächt, und das Gedächtniß geschärft.

Anmerkung 1. Zu der Zeit, wo die Zerstreuung kleiner und die Bewegung der Lebensgeister freyer, auch in den übrigen Theilen des Körpers weniger nothwendig ist, als im Gehirn, ist das Behalten leichter. Daher des Morgens die Uebung des Gedächtnisses besser von statten geht, als nach Tische.

Anmerkung 2. Man gewöhne sich die Dinge in einer Ordnung, entweder nach gewissen Klassen,

Klassen, oder nach ihrer natürlichen Verbindung, oder auch nur nach einer imaginarischen Folge zu behalten.

§. 11.

Einige Regeln für die Ausübung.

Dinge, welche für den Verstand gehören und Einsicht verlangen, werden sich von selbst dem Gedächtniß eindrucken, wenn man vorher durch eignes Nachdenken, durch deutliche Begriffe von dem Zusammenhange derselben, durch Unterredung mit andern sich dieselben bekannt gemacht hat. Der Grund liegt in den allgemeinen Ursachen. Folgende Regeln können daher in der Vernunftlehre gebraucht werden.

1.) Hauptbegriffe und Grundsätze verdienen vor andern unsre öftere Beachtung, um sie zu behalten.

2.) Bey ganzen Lehren und Abhandlungen drücke man sich die Ordnung oder den allgemeinen Plan derselben tief ein.

3.) Es schadet nichts mehr, als Dinge, die für den Verstand gehören, ohne Verstand auswendig zu lernen. Mancher gute Kopf ist dadurch in der Jugend verdorben worden.

Anmerkung 1. Hieraus lassen sich einige Regeln für das Excerpiren abstrahieren.

Anmerkung 2. Von der Eintheilung in das niedere und höhere Gedächtniß in den Vorlesungen.

§. 12.

Die Erinnerung ist entdem Gedächtniß vorkömmt, ist die Erinnerung.

Das zweyte Geschäfte, welches bey

nerung. Und dieses ist eigentlich der Antheil, den die Seele dabey hat. Es besteht in dem Bewußtseyn, daß sie diese erneuerte Idee schon ehedem gehabt hat. Es muß aber die Idee wieder erweckt worden seyn, ehe dieses Bewußtseyn erfolgen kann.

weder zufällig oder vorsätzlich.

Die Erweckung der Ideen ist entweder eine zufällige oder vorsätzliche. Bisweilen fallen uns Dinge bey, an die wir vorhero nicht gedacht haben, wovon auch in der Reihe der vorhergegangenen Ideen nichts liegt, das sie hätte erwecken können, oder aber es gesellen sich zu den erweckten Ideen andere durch eine Art von natürlicher Verbindung, ohne daß wir sie gesucht haben. Dies ist die zufällige Erweckung der Ideen, und wenn das Bewußtseyn dazukömmt, so wird es eine zufällige Erinnerung genannt. Wenn aber die Seele selbst ein Verlangen trägt, eine Idee wieder zu haben und durch vorhergegangenes Nachsinnen, der Gedanke ihr endlich sich wieder darstellt, so ist dieses die vorsätzliche Erinnerung.

§. 13.

Von der zufälligen Erinnerung.

Das unerwartete Andenken an Dinge, die mit der gegenwärtigen Situation der Seele in keiner Verbindung stehn, ist eine Würkung der zufälligen Erinnerung. Es läßt sich dieses weiter aus nichts erklären, als aus einer mechanischen Bewegung der Lebensgeister, die von ohngefähr jene Bewegung

wegung in den Theilen des Gehirns hervorbringen, wodurch die Idee erwachet. Es findet sich dieses sowol im wachenden Zustande, als auch im Traume. Im wachenden Zustande steht es bey uns, ob wir dieselben erhalten wollen oder nicht. Im Traume aber hat die Seele keine Gewalt über sie.

§. 14.

Fortsetzung des Vorigen.

Die zufällige Erinnerung der andern Art, wo die erweckten Ideen mit einander in einer gewissen Verbindung stehn, hat ihren Grund in der Association der Ideen. Dieses ist eine gewisse mechanische Verbindung der Impreßionen mit einander, wo die Erweckung der einen die Erweckung der andern nach sich zieht. Die Objekte stellen sich uns niemals einzeln dar, sondern immer in gewisser Verbindung, dem Orte oder der Zeit nach u. s. w. Diese Verbindung der Dinge unter sich, auser uns, würkt jene mechanische Verbindung der Impressionen. Daraus fließen folgende Gesetze:

1.) Gegenstände, die zu gleicher Zeit sind wahrgenommen worden, erwecken einander.

2.) Gegenstände, die eine gewisse Aehnlichkeit mit einander haben, erwecken einander.

3.) Bey der einen Sache fällt uns öfters ihr Gegentheil ein.

4.) Haupt- und herrschende Ideen sind mehrentheils die ersten, zu welchen sich

sich eine ganze Reihe ähnlicher Ideen gesellt.

§. 15.

Bey der vorsätzlichen Erinnerung ist zu merken, daß das Verlangen, welches die Seele trägt, eine Idee wieder zu haben, die Idee selbst nicht erwecken kann. Die Seele weiß nur noch das Allgemeine des Gedankens. Z. B. daß sie einmal eine Jahrzahl irgendwo gelesen, einen Namen gehört u. s. w. die specielle Idee aber, die Jahrzahl, der Name selbst ist verloschen, dies sucht sie wieder ausfindig zu machen. Könnte sie nun diese Idee selbst erwecken, so müßte sie dieselbe eher gehabt haben, als sie sie gehabt hat. Das wäre ein Widerspruch. (Man sehe die Anmerkung zu §. 29. des vorgehenden Kapitels.) Auch sogar das Verlangen muß eine Veranlassung gehabt haben, eine Idee wieder zu haben. Die Mühe, welche man sich giebt, die verlangte Idee wieder zu haben, nennet man ein Besinnen. Dieses ist nichts anders als das Bestreben, auf solche Ideen zu gerathen, mit welchen die verlangte Idee in Verbindung steht, die sie nach und nach erwecken und auf sie hinführen können. So besinnen wir uns auf die Zeit, Ort, Umstände, Gelegenheit u. s. w. Bis sich endlich an eine oder die andere Idee die verlangte anschließt und zum Vorschein kömmt *). Vorsätzliche Erinnerung.

*) Siehe die physischen Ursachen des Wahren. 1. Abschn. 11. K. 148. folg.

Es ist offenbar, daß hier von Seiten der Seele eine Thätigkeit erfodert wird, und daß sie sich nicht blos leidend verhält. Wodurch aber kann sie sich thätig erweisen, oder welches ist der Beytrag, der von ihrer Seite zu der vorsätzlichen Erinnerung erfodert wird?

Soll die Seele einen Gedanken wieder denken, so muß sie ihn wieder empfinden, soll dies geschehen, so muß in den Werkzeugen der Ideen diejenige Veränderung erneuert werden, wodurch zum erstenmal die Idee entstund. Von aussen her, oder durch das Objekt selbst ist dieses hier nicht möglich. Also muß es von innen geschehn. Und da nun die Erzeugung der Ideen dadurch gewürkt wurde, daß durch Hülfe der Lebensgeister die äussere Verändrung fortgetragen wurde bis zu den Sitz der Ideen; so kann man analogisch schließen, daß durch eine Würkung der Seele auf die Lebensgeister, bey dem Geschäfte des Besinnens, eine gewisse Anzahl von Werkzeugen der Ideen wiederum in Bewegung gesetzt werden, wodurch ehedem gehabte Ideen entstehn, die vielleicht die Gesuchte erweken oder auf sie fortführen, durch eine Harmonie ihrer Verbindung. (Siehe §. 28. des vorhergehenden zweyten Kapitels.)

Anmerkung. Wie es aber möglich sey, daß z. B. eine Gesichtsidee, die doch die deutlichsten Gedächtnißideen sind, die durch die Lichtstrahlen entstehn, wieder können erneuert werden, ohne Lichtstrahlen? das ist eine Sache,

wo der Philosoph seine Unwissenheit gestehn muß, und wozu seine Hypothesen nicht hinreichen wollen.

§. 16.

Unterschied des Erinnerns von der Erweckung der Ideen.

Ob nun gleich die Werkzeuge unsrer Ideen allezeit zusammengesetzt sind, sie mögen bestehn aus Fibern, oder Fasern, oder Röhren, darinne sich der Nervensaft und die Lebensgeister bewegen, sie mögen auch in ihren Anfängen so subtil seyn als sie immer wollen, daß sie sich im Gehirn des Menschen auch dem bewafneten Auge des sorgfältigsten Anatomen entziehen: so thut dieses doch der Einfachheit der Seele selbst durchaus keinen Eintrag. Sie ist von den Organen ihrer Ideen immer noch wesentlich unterschieden. (Siehe des zweyten Absch. 1. Kap. §. 6. §. 7.) Das Erinnern ist es allein, was nicht ausserhalb, sondern in der Substanz der Seele selbst vorgeht, dadurch entsteht die formelle geistige Idee, die, so lange sie nur in den Werkzeugen der Ideen existirte, eine blos materielle Idee war. Und dieses Erinnern kann durch keinen Mechanismus, und durch kein System der Werkzeuge erklärt werden. Denn es ist das Bewußtseyn selbst, daß die Seele schon einmal den Gedanken gehabt hat, dieses ist aber eine ganz einfache Anwendung der Kraft der Seele auf ihre vorliegenden Ideen, darinne sich weiter nichts unterscheiden läßt, als der Grad der Stärke und Lebhaftigkeit. Es lehrt dieses die

innere Erfahrung. Folglich ist das Bewußtseyn und das Erinnern wesentlich unterschieden von der Erweckung der materiellen Idee. Dieses hat noch seinen Ursprung in gewissen Theilen des Gehirns, jenes, nämlich das Bewußtseyn hat durchaus nichts mit dem Körper gemein, kann auch in einem Körper oder Materie ganz und gar nicht statt finden, wie die Metaphysik beweißt, und kommt der Seele allein zu.

§. 17.

Von der Phantasie.

Das Wort Phantasie ist sehr zweydeutig. Man muß es in der engsten Bedeutung nehmen; und da zeigt es solche Vorstellungen an, welche durch eine mechanische Bewegung des Nervensaftes ohne Absicht und Reflexion der Seele entstehn. Denn in dem Zustande der Phantasie trachtet die Seele nicht nach einer bestimmten Art von Vorstellungen, sondern überläßt sich blos denen, die ihr eben jetzo zugeführt werden. Dies sieht man in verschiednen Krankheiten; und weil die Phantasie sich endiget, so bald die Seele auf das Spiel derselben mit Verstand reflektirrt, vermöge der Erfahrung, so findet ausser dem simpeln Wahrnehmen weiter keine Beachtung oder Nachdenken über dergleichen Vorstellungen statt.

Anmerkung. Plato machte zwey Arten der Imagination. Die eine wurde genennet, εἰκασιν, dadurch man solche Vergleichungen anstellte,

anstellte, die ihren Grund hätten. Die andere Παντασικὴ, welche mit Erdichtungen beschäftiget wäre. Die Stoiker unterscheiden Phantasie und Phantasma. S. Stanley phil. Hist. S. 556.

§. 18.

Eintheilung derselben.

Man hat also bey der Phantasie zu sehn auf die mechanische Bewegung des Nervensaftes, und auf das Bewußtseyn der Seele, welches darauf folgt. Jene beruht auf dem Zustande des Körpers. Dieses auf der Beschaffenheit der Ideen.

Die Bewegung des Nervensaftes ist entweder lebhaft oder langsam und träge. Das erste verursacht eine lebhafte, das andere eine träge Phantasie. Sie ist entweder ordentlich oder unordentlich, so auch die Phantasie. Aus der lebhaften und ordentlichen Phantasie entsteht Täuschung. Dieses ist der Zustand, wo die Seele die ideelle Gegenwart der Ideen für eine reelle Gegenwart hält. Daher rührt es, daß, wenn man vom Traume erwacht, man den Traum für etwas würkliches hält, oder wenigstens sich es nicht einfallen läßt, zu untersuchen, ob die Vorstellung etwas würkliches ist oder nicht, bis die hinzukommende Reflexion dem Spiele der Phantasie ein Ende macht. Daher kann die Phantasie Leidenschaften erregen.

§. 19.

Unterschied der Chimäre von Erdichtung.

Die lebhafte aber unordentliche Phantasie kann Dinge zusammensetzen, die nie-

mals zusammen sind empfunden worden, auch nicht zusammen können empfunden werden, die Würkungen einer solchen Phantasie werden Chimären genannt. Sie sind von den Erdichtungen dadurch unterschieden 1.) daß sie blos ein Werk der mechanischen Phantasie sind, 2.) daß sie durch die inneren Ideen keine bestimmte Richtung erhalten haben. Die Erdichtung erfodert den Beytrag der Seele, und die Bewegung des Nervensaftes ist mehr ungewöhnlich als unordentlich. Eine solche Anlage des Gehirns, sagt Platner, ist eine Anlage zum Originalgenie, aber auch zur Raserey.

§. 20.

Die Phantasie richtet sich nach der Lebhaftigkeit der Ideen.

Je deutlicher und lebhafter die Ideen zuvor sind gedacht worden, desto leichter werden sie durch das Spiel der Phantasie erneuert und zusammengesetzt, weil die Anlage und Bestimmung der Werkzeuge verhältnißmäßig größer ist. Daher erwachen herrschende und Lieblingsideen immer zuerst. Daher haben Menschen von lebhafter Phantasie im Traum und in der Fiberhitze öfters mit Dingen zu thun, die sie ausserdem im ordentlichen Zustande viel beschäftigen.

Deutliche und lebhafte Phantasieen können Gedächtnißimpreßionen werden, nach eben den Gesetzen, die wir oben vom Gedächtniß erklärt haben. Daher rührt es, daß uns die nämliche Phantasie mehrmalen vorkömmt, verändert oder unverändert.

Dunkle

Dunkle oder undeutliche Vorstellungen würken undeutliche Phantasien, wir können uns derselben nicht wieder entsinnen.

Deutliche Vorstellungen von einer lebhaften und ordentlichen Bewegung des Nervensaftes erzeugt, sind Täuschungen. Man weis in dem Fall nicht, ob es würklich ist oder nicht. Daher kommt es, daß einer, der eine Lügen öfters sagt, dieselbe endlich selbst glaubt.

§. 21.

Unsre Vorstellungen und Empfindungen sind entweder angenehm oder unangenehm, oder gleichgültig. Daher angenehme oder unangenehme, oder gleichgültige Phantasieen. Die angenehmen oder unangenehmen Phantasieen können theils in dem vorhergehenden Gemüthszustande und Laune ihren Grund haben, theils in der Disposition unsres Körpers und des Bluts, theils in beyden zugleich. Daher erfolgen auf vorhergegangene ordentliche Leibesbewegungen auf angenehme Zerstreuungen und Aufheiterungen des Gemüths, angenehme, auf Beklemmungen des Herzens und der Brust, auf Bekümmernisse und traurige Begebenheiten, ängstliche und bisweilen schreckhafte Phantasieen.

Angenehme oder unangenehme Phantasieen.

§. 22.

Angenehme oder unangenehme Phantasieen würken angenehme oder unangenehme

Begeisterung.

me Empfindnisse. Ist der Gegenstand der Vorstellung undeutlich, daß die Vorstellungskraft wenig darinne entwickeln kann, ist das Gefühl seiner Würkung lebhafter, als die Kenntniß seiner Beschaffenheit, so wird die Seele blos nach dem Gefühl der Würkung hingezogen, und wird lebhaftes Gefühl. Zeigt sich aber der Gegenstand in einer hellen Gestalt, die der Verstand und die Einbildungskraft in ihren mannichfaltigen Theilen übersehn kann, so wird zugleich die Vorstellungskraft gereitzt, und die letzte bestrebt sich, denselben völlig zu fassen. Hieraus kann die Begeisterung des Genies oder Enthusiasmus entstehn. Dieser ist der Zustand einer ausserordentlichen Würksamkeit der Seele, wo die Gedanken gleich als von einer höhern Macht eingegeben zuströhmen. Es gehört aber diese Begeisterung nicht ganz, sondern nur zum Theil zu den Gesetzen der Phantasie, und muß bey der Lehre von der Einbildungskraft untersucht werden.

§. 23.

Schwärmerey.

Da, wo der Gegenstand der Phantasie undeutlich und das Gefühl seiner Würkungen lebhafter, als die Känntniß seiner Beschaffenheit ist, halten wir diese eingebildeten Würkungen des Gefühls entweder für etwas Würkliches, oder nicht. Im ersten Fall ist dieses die Schwärmerey im engsten Verstande, im letzten Fall kann man

es

es Enthusiasmus des Herzens nennen. In der Schwärmerey ist also die Vorstellungskraft nicht mehr vermögend, das würklich Vorhandene von dem blos Eingebildeten zu unterscheiden, es erscheint das blos Mögliche als würklich; selbst das Unmögliche wird möglich; der Zusammenhang der Dinge wird nicht mehr durch das Urtheil, sondern nach der Empfindung geschätzt; das Abwesende wird gegenwärtig und das Zukünftige ist schon itzt würklich. Hier liegt nichts klar in der Seele als die Empfindung, daher läßt sich das Besondere des Ausdrucks und die mystische Sprache erklären. Ingleichen viele wunderliche Handlungen der Schwärmer.

§. 24.

Von der Einbildungskraft.

Die Einbildungskraft hat dies mit der Phantasie und Erinnerung gemein, daß sie sich, so wie diese, mit der ideellen Gegenwart der Dinge beschäftiget. Dadurch aber unterscheidet sie sich von ihnen, daß sie nach Absichten und nach gewissen leitenden Ideen Begriffe mit einander verbindet zu einem sinnlichen Ganzen, daß sie Reihen imaginarischer Vorstellungen erschaffet, nach den Verhältnissen der Aehnlichkeit oder der Verschiedenheit, oder nach den Verhältnissen, die die Dinge auf die Triebe und Neigungen der menschlichen Natur haben, und daß sie dadurch die Situation der Seele abändert, welches

ches für diese eine reiche Quelle des Vergnügens ist. Ausser dem also, daß wir uns durch Hülfe der Einbildungskraft die Gegenstände klar wieder vorstellen, ob sie gleich gegenwärtig nicht auf uns würken, verstehe ich noch unter ihr das Vermögen nach einer gewissen Absicht sinnliche Vorstellungen nach den Verhältnissen, die sie entweder unter sich oder zu den Neigungen unsrer Natur haben, zu einem sinnlichen Ganzen zu vereinigen.

Anmerkung. Bonnet sagt: die Ideen, welche die Objekte in der Seele erzeugt haben, können sich derselben ohne Vermittelung der Objekte wieder darstellen, und das Vermögen, wodurch diese Vorstellungen bewürkt werden, heißt Einbildungskraft. Siehe die **Analyse** Kap. 14. §. 12. Mir deucht dieser Begriff, den man, so viel ich weis, bis hieher immer beybehalten hat, druckt das ganze Geschäfte der Einbildungskraft nicht aus. Ich darf mich nur auf die Werke der schönen Künste berufen, daß sie Töchter der Einbildungskraft sind, (und wenn man auch für die Poesie noch ein eignes Dichtungsvermögen annehmen wollte) um zu beweisen, daß sich ihr Gebiete weiter erstrecket, als auf die bloße Wahrnehmung der ideellen Gegenwart der Dinge.

§. 25.

Was bey derselben zu unterscheiden.

In wie fern sich die Einbildungskraft mit der ideellen Gegenwart der Dinge beschäftiget, hat man bey derselben zu sehen 1.) auf die Gesetze, nach welchen sich sowol die Erweckung als die Verbindung der imagi-

imaginarischen Ideen richtet. 2.) Auf ihre Lebhaftigkeit, Leichtigkeit und Ausdehnung. In wie fern sie aber bey ihren Produkten sich nach der Natur des Menschen richtet, hat man zu sehn auf ihre Würkung, sowol bey uns, als bey andern.

§. 26.

In Absicht auf ihren Ursprung richten sie sich nach den Gesetzen des Gedächtnisses und der Phantasie.

Die Erweckung der imaginarischen Ideen richtet sich nach den Gesetzen der Erinnerung und des Gedächtnisses, oder der Phantasie.

Die Erweckung der imaginarischen Ideen betrift den Anfang oder Ursprung derselben. Dieser geschieht entweder durch eine innere oder durch eine äussere Veranlassung. Ist das erste, so sind die ersten Ideen in der Reihe der imaginarischen Vorstellungen entweder Gedächtnißideen oder der mechanischen Phantasie; weil sich weiter keine innere Veranlassung denken läßt. Folglich richten sich diese nach den Gesetzen eben dieser Vermögen. Ist das andere, so ist die Veranlassung eine äussere Empfindung mit dieser vergesellschaftet sich hernachmals die imaginarische Idee. So fällt uns bey der Empfindung eines Baums die Idee eines Waldes, bey einem Fakto ein Parallelfaktum ein. Nun ist es aber nicht möglich, daß sich diese neuen Ideen mit der äusseren Empfindung verbinden könnten, wenn wir sie nicht schon gehabt hätten, folglich müssen es abermals entweder

Gedächtnißideen oder Ideen der mechanischen Phantasie seyn. Folglich müssen sie sich nach eben denselben Gesetzen richten.

§. 27.

Gesetz der Association.

Daß sich Vorstellungen mit einander verbinden nach den Verhältnissen der Aehnlichkeit oder der Verschiedenheit der Zeit und des Ortes, der Würkungen und Ursachen, der Subjekte und ihrer Eigenschaften, dieses hat man das Gesetz der Association der Ideen genennt. Es heißt deswegen ein Gesetz, weil wir es in der Natur dieser Vermögen immerzu beobachtet finden. Der Grund derselben liegt in der mechanischen Art zu würken der Werkzeuge der Ideen. (Siehe §. 14.)

§. 28.

Sinnliches Raisonnement.

Unter dem sinnlichen Raisonnement versteh ich Reihen von Ideen, deren natürlicher Fortgang zweckmäßig eingerichtet ist, wo die Gedanken nicht sprungsweise von dem einen auf das andere fallen, sondern durch eine Art des Zusammenhangs und natürlicher Folge auf einander fortführen. Dieser Zusammenhang ist zwar nicht so nothwendig wie bey dem höhern Raisonnement und bey der Demonstration, aber doch zweckmäßig.

Anmerkung. Es wird dadurch nicht behauptet, daß diese Art von Ideenfolge nur ganz allein sinnliche Ideen fassen müsse. Es kann seyn, daß sich Vernunftbegriffe mit untermengen,

allein

allein diese Folge ist nicht wie bey den höhern Raisonnement.

§. 29.

Ordnung desselben.

Das sinnliche Raisonnement soll zweckmäßig eingerichtet seyn. Dadurch unterscheidet es sich von den zufälligen Eingebungen der Phantasie und Erinnerung. Die Seele hat eine gewisse Absicht vor Augen, nach der sie die Folge ihrer Ideen ordnet. Eine zwecklose zufällige Verbindung der Ideen giebt ein leeres Geschwätz. Die Einrichtung der Gedanken nach einer gewissen Absicht ist ihre Ordnung. Folglich muß in jedem sinnlichen Raisonnement Ordnung herrschen.

So verstehe ich, was Home sagt: "Die Reihe der Vorstellungen hängt nicht gänzlich von Verhältnissen ab; sie wird ausser diesen noch von einer andern Ursache bestimmt, und diese ist die Empfindung, die wir von der Ordnung und Stellung der Dinge haben." Grundf. der Critik. Kap. 1. 30.

§. 30.

Eintheilung desselben.

Der Zweck des sinnlichen Raisonnements ist entweder die Erzählung auf einander folgender Begebenheiten, dann ist das Raisonnement historisch. Oder es hat die Unterhaltung in Gesprächen zur Absicht, dann ist es dialogisch. Oder es hat die sinnliche Darstellung der Gedanken zur Ueberredung, Belehrung und Rührung

rung zur Absicht, dann ist es oratorisch. Oder es hat die Erzählung der Begebenheiten im gemeinen Leben zum Endzweck, dann ist es vulgär. Oder endlich die Unterhaltung und Unterredung mit Abwesenden, und mag alsdann epistolarisch heissen.

Die Vollkommenheiten und Fehler jeder Art lassen sich aus ihren Begriffen leicht einsehn, und Beyspiele sind überal vorhanden.

§. 31.

Die Vollkommenheit desselben hängt von der Beschaffenheit der Einbildungskraft ab.

Da dieses Produkte der Einbildungskraft sind, so wird man freylich von dem einen auf das andere schließen können. Je ordentlicher und regelmäßiger die Einbildungskraft an sich ist, desto vollkommner wird das sinnliche Raisonnement in seiner Art seyn. Und umgekehrt wird man einen aus seinem Werke erkennen können.

Man wird hieraus einsehen können, warum abstrakte Köpfe weniger gefallen beym sinnlichen Raisonnement, aber auch selbst wenig Gefallen daran finden.

Regeln, nach welchen die Einbildungskraft regelmäßig zu machen sey, sind noch wenig gesammelt, welches auch gewissermaßen überflüßig, weil sie gern zügellos gehet. Unterdessen kann man dieselbe durch das Studium der Geometrie und anderer Wissenschaft auf eine mechanische Art zur Regelmäßigkeit gewöhnen.

§. 32.

§. 32.

Sinnliche Combination

Die Reihen der sinnlichen Vorstellungen beym sinnlichen Raisonnement müssen nach einer gewissen Absicht eingerichtet seyn. (§. 28. 29.) In Rücksicht auf dieselbe machen sie ein Ganzes aus. Da aber die Vorstellungen nicht auf einmal da sind, sondern nach und nach auf einander folgen, so ist das Ganze, welches hieraus entsteht, selbst successivisch. Es giebt noch eine andere Art von Ideenverbindung, wo die Vorstellungen zu gleicher Zeit sind und nicht erst durch eine Ideenfolge ein Ganzes machen. Dieses Geschäfte, wo die Einbildungskraft, zwar nach Absicht, aber ohne Ideenfolge, gewisse Vorstellungen zu einem Ganzen vereiniget, nenne ich schlechtweg, sinnliche Combination.

§. 33.

Eintheilung derselben.

Die Absicht, welche hier statt findet, ist entweder blos die Erweiterung und Erfindung neuer Begriffe; oder zugleich die Schönheit des Ganzen, die durch eine solche Verbindung erhalten werden soll. Das erste kann die logische, das andere die ästhetische Combination genannt werden. Die Wahrheit der ersteren beruht auf der Empfindung. Die Wahrheit der andern besteht in sinnlicher Möglichkeit und Uebereinstimmung in dem Mannichfaltigen.

§. 34.

Vollkommenheit der Einbildungskraft. (§. 25)

Die Güte und Vollkommenheit der Einbildungskraft beruht auf ihrer Leich-

a. Leichtigkeit.

tigkeit, Ausdehnung und Lebhaftigkeit.

Leicht ist die Einbildungskraft, wenn sie der Seele bey jeder Gelegenheit ohne Mühe sinnliche Gegenstände darstellt. Diese Vollkommenheit kann sich bey gemeinen Menschen finden. Nur bey dem Künstler muß sie noch mit einer besondern Fertigkeit verbunden seyn, solche sinnliche Gegenstände darzustellen, welche für jeden gegebenen Fall, da man auf die Gemüther der Menschen würken soll, die verlangte Würkung mit vorzüglicher Kraft hervorbringen, und ausser dem noch durch die schicklichsten Zeichen ohne Mühe die Darstellung der verlangten Sache bewürken können.

§. 35.

b. Ausdehnung.

Die Ausdehnung der Einbildungskraft beruht auf der Menge solcher Vorstellungen, die sie auf einmal hervorbringt. Ohne Ordnung und Auswahl würde auch bey der ausgedehntesten Einbildungskraft kein Werk des Geschmacks zu Stande kommen. Daher, wenn noch die Feinheit des correkten Geschmacks zu dieser Vollkommenheit hinzukommt, so entsteht die Wahl des Bessern, Anordnung, Plan und Ebenmaaß.

§. 36.

c. Lebhaftigkeit.

Lebhaftigkeit ist Klarheit in den wiederkommenden Vorstellungen. Dadurch wird der Künstler für seinen Gegenstand entflammt, und theilt im Ausdruck auch uns

uns sein Feuer mit. Durch diese Lebhaftigkeit entsteht Begeisterung und Enthusiasmus.

Mit diesen Vollkommenheiten ist die Einbildungskraft das unterscheidende Talent des Künstlers, so wie ein gewisser Grad des Verstandes den Philosophen auszeichnen muß.

§. 37.

Würkungen der Einbildungskraft. (§. 25.)

Zu den Würkungen der Einbildungskraft rechne ich einmal den Enthusiasmus. Der Zustand einer Seele im Enthusiasmus kann eher empfunden als definirt werden. Einige Anmerkungen über denselben mögen statt einer Erklärung dienen. Zuvor aber muß die Zweydeutigkeit des Worts bemerkt werden.

Er hat Enthusiasmus für sein Fach: ist eine Redensart, die vom Handwerker, Künstler, Dichter, Mathematiker und Philosophen gebraucht wird. Dies ist aber noch nicht Begeisterung. Nach dem Redegebrauch soll meines Erachtens damit weiter nichts angedeutet werden, als der Eifer in Bearbeitung einer gewissen Kunst oder Wissenschaft, ein mehr als gewöhnliches Verlangen, sein Interesse bey Bearbeitung derselben zu befriedigen, es sey dasselbe ein geistiges oder ein solches, welches aus physischen Bedürfnissen entspringt. Der Soldat sticht mitten im Frieden in einer Feldgegend in Gedanken Lager ab. Der Virtuos hört Töne, wo alles still ist. Der Phy-

siognom zeichnet im Lazareth und bey Tafel. Talente, wodurch einer zu einer Kunst vorzüglich aufgelegt ist, finden ihren rechten Würkungskreis in der Bearbeitung derselben. Das Vergnügen, welches hieraus entspringt, giebt neue Aufforderung zur Thätigkeit, daher unermüdeter Fleiß. Daher werden Kinder durch Belohnungen, durch Lob und kleine Vorzüge für ein gewisses Geschäfte mehr enthusiasmüret als durch Scheltworte. Das lezte würkt vielmals Verzagen an sich selbst, welches dieser Art des Enthusiasmus zuwider ist und ihn in seinem ersten Keim erstickt, der doch zu Erlernung der Künste und Wissenschaften und zu Führung der Geschäfte so sehr nothwendig ist.

§. 38.

Fortsetzung des vorigen.

Bey jeder Begeisterung findet dieser Eifer für sein Fach statt, aber nicht umgekehrt. Zur Begeisterung des Künstlers und Dichters wird mehr erfodert, nämlich

1.) Eine mehr als gewöhnliche Aufmerksamkeit der Seele. Der Geist rafft gleichsam alle seine Kräfte zusammen, und vereiniget sie auf den Gegenstand, der seine Aufmerksamkeit reizte. Daher wird allen andern Vorstellungen der Zugang versagt, und die Seele identificirt sich gleichsam mit dem Gegenstande, sie ist ganz Gefühl, ganz Auge, ganz Ohr.

2.) Eine ausserordentliche Würksamkeit der Seele, welche an Leidenschaft angrän-

angränzet oder selbst Leidenschaft ist. Durch dieses Feuer erwärmt, ringen alle Kräfte des Geistes nach dem Gegenstande, oder bestreben sich nach dem Ausdruck der Empfindung. Daher rühren seltsame Bewegungen und Verzuckungen, welcher Zustand von den Alten πνευμα genennt wurde. So beschreibt Virgil die Sibylle:

— Subito non vultus, non color vnus,
Non comtae mansere comae; sed pectus anhelum,
Et rabie fera corda tument? maiorque videri
Nec mortale sonans: afflata est Numine quando
Iam propiore Dei —

Aeneis B. VI. v. 47-51. und 77-80.

§. 39.

Eintheilung des Enthusiasmus.

Man theilt den Enthusiasmus ein in Enthusiasmus des Herzens und in Begeisterung des Genies. Bey dem ersten zeigen sich die Begehrungskräfte in einer erhöhten Würksamkeit. Die Seele wird hier mehr auf das, was sie selber fühlt, auf ihre Empfindung gerichtet, und die Vorstellungen von dem Gegenstande, der die Empfindung erzeugte, verdunkeln sich. Ein Beyspiel hievon ist die vorhergehende Beschreibung des Virgils. Bey der andern würkt der Gegenstand stärker auf die Vorstellungskraft und zeiget sich in einem hellen Lichte. Die Wahrnehmung der Klarheit des Gegenstandes reizt die Würksamkeit der

Seele, mit Anstrengung, ihn ganz zu umfassen, und diese Begierde macht sich in dem Aeuseren des Menschen sichtbar.

Anmerkung 1. Bey einem gewissen Maaße vom gesunden Verstande ist der **Enthusiasmus des Herzens** der Tugend günstig, und macht sie bey dem gemeinen Mann kräftiger und würksamer, als in den **Catonen**, deren Tugend nur in ihrem Kopfe existirt. Aber bey einem schwachen Verstande ist nur noch ein Schritt zur Schwärmerey und Fanaticismus. Bey den Alten hießen diese Art Leute **Lymphatiker.** Dahin gehört, was **Horaz** sagt:

— — Dehinc Gnatia lymphis
Iratis extructa dedit risusque, iocosque:
Dum flamma sine, thura liquescere limine sacro
Persuadere cupit: credat Iudaeus apella,
Non ego:

Anmerkung 2. Der Enthusiasmus des Herzens ist anhaltender und würksamer, wenn mit demselben Ueberzeugung verbunden ist.

Anmerkung 3. Zu der Begeisterung ist oft die ideelle Gegenwart des Gegenstandes zureichend.

§. 40.

Ist eine Wirkung der Einbildungskraft.

Sowol der Enthusiasmus des Herzens, als die Begeisterung des Genies ist eine Würkung der Einbildungskraft. Bey beyden findet sich eine erhöhte Würksamkeit der Seele (§. 38.) Die Gegenstände aber, wodurch dieselbe gereizt wird, müssen in dem Bezirk der Empfindung liegen. Abstrakte Wahrheiten vertragen sich nicht mit der Begeisterung, sie mögen wol überzeugen, aber die See-

le nicht entzünden; Ueberzeugung des Verstandes ist zwar Klarheit der Folge, aber nicht Klarheit des Anschauens und der Darstellung. Diese letztere aber, die Klarheit des Anschauens, ist nichts anders als die Lebhaftigkeit der Einbildungskraft. (§. 36.)

Je leichter, ausgedehnter und lebhafter also eine Einbildungskraft ist, desto stärker wird die Anlage zur Begeisterung seyn. Der gänzliche Mangel dieser Vollkommenheit ist ein Mangel des Genies, das Wort in dieser Bedeutung genommen. Daher giebt es Seelen, die nichts entflammt, so wie es Köpfe giebt, die man niemalen zum Richtigdenken gewöhnen kann.

Aus der Theorie der Empfindungen erhellet, daß alles dasjenige ein Hülfsmittel der Begeisterung ist, was uns in eine so starke Empfindung setzt, daß die Nerven des Körpers in eine merkliche Erschütterung kommen.

Anmerkung. 1. Es giebt Vorurtheile, welche aus Enthusiasmus entspringen, die ansteckend sind; so wie der Enthusiasmus selbst ansteckend ist, das Feuer der Einbildungskraft eines andern theilt sich der unsrigen mit und unsre Einbildungskraft nimmt alsdenn mit jener gleichen Lauf.

Anmerkung. 2. Die Geschichte hat Beyspiele von ganzen Nationen, die einen vorzüglichen Hang zum Enthusiasmus gezeigt haben. Und der Philosoph sucht die Ursache in der Schwäche ihres Verstandes, und diese in dem Himmelsstriche, unter den sie wohnen u. s. w.

§. 41.

Die Einbildungskraft erzeuget Leidenschaften.

Unter die Würkungen der Einbildungskraft rechne ich ferner die Leidenschaften. Es findet sich bey jeder Leidenschaft eine Heftigkeit der Begierde, welche veranlasset wird durch die Beziehung, welche der Gegenstand auf uns hat. Diese Beziehung wird veranlasset, wenn wir die vorgestellten Sachen als Beyträge zu unserm Ich auf eine sinnliche Art ansehn lernen. Und dieses kann nur die Einbildungskraft veranstalten.

Einerley Beziehung öfters wiederholt, würkt eine Fertigkeit. Daher ist es begreiflich, wie ein System der Leidenschaften entstehen kann.

Kinder, weil sie noch kein System einer Leidenschaft gemacht haben, und folglich nicht von tyrannischen Leidenschaften beherrscht werden, zeigen bey einer blühenden Einbildungskraft mehrentheils ein gutes Herz. Ihre Einbildungskraft bezieht den Zustand Anderer auf sich als etwas ähnliches. Dies muß die Erfahrung beweisen.

§. 42.

Durch sie verwechseln wir uns mit Andern.

Es ist gar nicht zu leugnen, daß wir uns öfters in Gedanken an die Stelle anderer setzen, oder sie an unsern Platz hinlassen. Diese scheinbare Verwechselung unsrer Person mit Andern, wenn sie besonders bey dem Schauspieler die verlangte Würkung thun soll, muß wenigstens einige Zeit für uns reell zu seyn scheinen. Und wodurch anders kann diese Täuschung erhalten

halten werden, als durch die Einbildungskraft *)? Daher gehöret zum Patriotismus eine weit ausgedehnte und warme Einbildungskraft.

Anmerkung. Die Einbildungskraft begünstiget die sympathetischen Neigungen. Leute von blühender und lebhafter Einbildungskraft sind, an und für sich betrachtet, daher zur Freundschaft aufgelegt. Hingegen spricht **Shakespear**, der Mann, der keine Musik in sich selbst hat, noch von der Harmonie lieblicher Töne gerührt wird, ist zu Verrätherey, Tücken und Gewaltthaten aufgelegt. Die Bewegungen seines Gemüths sind plump wie die Nacht und schwarz wie der Erebus. Trauet keinem solchem Mann!

§. 43.

Durch sie würken allgemeine Wahrheiten aufs Herz.

Durch Hülfe der Einbildungskraft können wir abstrakte Wahrheit unter Bildern sinnlich denken, wodurch diese mehr aufs Herz würken, da sie vorher den Verstand allein beschäftigten. Man denke sich z. B. jene Wahrheit; das gute Herz setzt den Menschen vielen unangenehmen Empfindnissen aus; man denke sie sich deutlich; und man bleibt kalt. Man denke sie unter Bildern, sogleich fährt, mit Arten zu reden, in alle Bilder ein lebendiger Athem, sie bewegen sich alle auf uns zu, und das

*) Daher sagt **Montagne**: La veue des angoisses d'autruy m'angoisse materiellement, et a mon sentiment souvent usurpé le sentiment d'un tieres. — Je saisis le mal, que j'estudie, et le couche en moi,

Empfindniß steigt in der Seele empor. Auch dies muß die Erfahrung beweisen.

§. 44.

Es ist schwer, seine eigne Einbildungskraft kennen zu lernen.

Zuletzt verdient es noch angemerkt zu werden, daß es leichter ist, seinen Verstand kennen zu lernen, als die Streiche, die uns die Einbildungskraft spielt.

§. 45.

Dichtungskraft.

Wenn die Einbildungßkraft zerstreute Vorstellungen, die niemals als beysammen empfunden worden, als ein Ganzes sinnlich darstellt, so hat man sie insbesondere mit dem Namen Dichtungskraft belegt. Diese besondre Würkung nimmt ihren Ursprung von der Ausdehnung und Lebhaftigkeit der Einbildungskraft, und ist keinesweges ein abgesondertes Vermögen der Seele. Sie leistet dem Verstande vorzüglich den Dienst, daß sie Dinge, die nicht sinnlich sind, unter ähnlichen sinnlichen Gestalten darstellt, um das, was der Verstand schwer oder nicht lebhaft genug fassen würde, vermittelst der Einbildungskraft lebhaft zu machen. Dadurch bekommen abgezogne und schwere Begriffe ein körperliches Wesen. Wenn diese Dichtungskraft nicht von scharfem Verstande unterstützt wird, daß derselbe eine völlige Herrschaft über die Lebhaftigkeit der Einbildungskraft ausübt, so schweift sie leicht ins Abentheuerliche aus.

§. 46.

§. 46.

Genie. Ein Kopf, welcher die drey Vollkommenheiten der Einbildungskraft, Leichtigkeit, Lebhaftigkeit und Ausdehnung im hohen Grade besitzt, heißt im gewissen Verstande Genie. Man setze aber, daß ein solcher weniger vesten Verstand besitze, so wird er sich von der reichen und lebhaftern Einbildungskraft hinreissen lassen, ohne ihrem Laufe zu rechter Zeit Einhalt zu thun, hie und da zwar neue Blicke thun, durch die Zusammenstellung frappanter Vorstellungen neue Aussichten verrathen, Gedanken wagen; aber nicht mit Schärfe prüfen und den Schimmer für Beweis gelten lassen. Ich denke also, daß ein groser Verstand, verbunden mit einer reichen und lebhaften Einbildungskraft, eigentlich den Namen eines Genies verdiene. Keins kann ohne das andere seyn. Verstand nicht ohne Einbildungskraft; weil zum Genie Erfindung gehört. Erfindung aber beruht auf Beobachtung, und diese auf einer glücklichen Einbildungskraft, wenigstens eignet sich diese einen grosen Antheil daran zu Einbildungskraft nicht ohne Verstand, weil sie sonst leicht irre geht.

Anmerkung 1. Vom **Genie** haben ausführlich gehandelt **du Bos** in den Reflexions sur la peinture et poesie T. 2. Ch. 1. **Helvetius** de l'esprit, Disc. 4. Ch. 1. **Sulzer** in der allgemeinen Theorie der schönen Künste, Th. 1. 456. **Flögel** in der Geschichte des menschl. Verst. S. 13 f. f. **Gerhard** in

in dem Versuche über den Geschmack. Dieser sagt: Die erste und Haupteigenschaft des Genies ist die **Erfindung**, welche in einer ausgebreiteten Begreiflichkeit der Einbildungskraft, in einer Leichtigkeit besteht, die entferntesten Ideen, die nur auf irgend eine Art in Verbindung stehn, zu associiren, S. 178. **Platner** in der **Anthropologie**, 249 f. f.

Anmerkung 2 In den Vorlesungen kann die Frage untersucht werden: Ob ein Wesen, welches nur Einbildungskraft hat, aber keinen Verstand und Vernunft besitzt, eine Sprache erfinden könne? Ingleichen welchen Dienst die Einbildungskraft den Thieren leistet, und in wie fern man sagen kann, daß sie bey ihnen die Stelle der Vernunft vertrete. S. **Reimarus** von den Kunsttrieben der Thiere. Und in wie fern die Einbildungskraft zu Geschäften des Lebens und zum gesellschaftlichen Leben nothwendig ist.

Das vierte Kapitel.

Von der Beobachtung und Erfindung, als psychologische Erscheinung betrachtet.

§. 1.

Zweydeutigkeit des Wortes, Erfahrung.

Erfahren heißt bisweilen so viel als empfinden, bisweilen so viel als Nachricht von einer Sache einziehen. Ein andermal nennt man die empfundne Sache eine Erfahrung, oder wol gar eine Schluß-

Schlußfolge, weil sie aus einer Erfahrung ist gezogen worden. Eine Erfahrung mit Vorbereitung, heißt ein Versuch. Bey allen findet sich dies, daß wir die Würklichkeit einer Sache oder Erscheinung auf die Aussage der Empfindung ankommen lassen. In wie fern dazu keine sonderliche Aufmerksamkeit erfodert wird, und wir uns gleichsam nur leidend dabey verhalten, ist das, was wir wahrnehmen, blos eine gemeine Erfahrung. Geschieht das Wahrnehmen aber mit Aufmerksamkeit, so nennen wir es beobachten. Aufmerken also, heißt beobachten im weitesten Verstande.

§. 2.

Zur Beobachtung gehört Gegenwart des Geistes.

Durch die Aufmerksamkeit wird die Würksamkeit der Seele vorzüglich auf gewisse Gegenstände geheftet. (Abschnitt 2. Kap. 2. §. 54.) Die Leichtigkeit, mit figirter Aufmerksamkeit die Dinge wahrzunehmen, heißt Gegenwart des Geistes. Also wird zur Beobachtung, Gegenwart des Geistes erfodert. Also ist zerstreute, träge und unterdrückte Aufmerksamkeit der Beobachtung zuwider.

§. 3.

Ursachen derselben.

Die figirte Aufmerksamkeit wird gewürket, theils durch jede starke Würkung in den Organen, wodurch die Lebensgeister in eine mehr als gewöhnliche Bewegung gesetzt werden, theils durch das Interesse, welches die Seele bey einer gewissen Empfindung hat.

hat. (Abschn. 2. Kap. 2. §. 55.) Also werden dieses auch Ursachen seyn, wodurch die Gegenwart des Geistes kann gewürkt werden, wozu noch eine besondere natürliche Anlage kann gezählt werden.

§. 4.

Absicht des Beobachtens

Alles Beobachten erfodert eine Absicht, die der Beobachter vor Augen haben muß. Die Gegenstände der Beobachtung sind eigentlich nur einzelne Dinge und Erscheinungen; in wie fern wir diese blos als einzelne Fakta wahrnehmen, in so fern dürfen wir nur sehen und hören, d. i. nichts mehr thun, als was der gemeine Mann thut, sie sind blos gemeine Erfahrungen. In wie fern sie aber die gereizte Aufmerksamkeit des Beobachters beschäftigen sollen, in so fern muß ein gewisses Interesse da seyn, um welches willen er aufmerke, und dies ist seine Absicht.

§. 5.

Welches dieselbe sey.

Alles, was wir erkennen, sind entweder Fakta oder Regeln. Entweder sind die Regeln schon vorhanden; so ist die Absicht der Beobachtung, zu finden, unter welcher Regel das Faktum enthalten sey, oder durch das Faktum die Regel zu beweisen, oder jenes aus dieser zu erklären. Oder die Regel ist noch nicht gefunden; so ist die Absicht, aus der Sammlung der Faktorum Regeln zu bilden.

Also sind allgemeine Regeln Resultate von Beobachtungen, Folgen eines Willens, und kommen von einem Geiste her.

Erfinden heißt, aus dem Bekannten das Unbekannte entdecken. Also ist der Zweck aller Beobachtungen die Erfindung.

§. 6.

Beobachtungsgeist.

Das Talent der Seele, in den Faktis die Regel leicht, lebhaft und klar zu sehn oder zu finden, nenne ich Beobachtungsgeist. Die Realität dieses Begriffs kann aus dem vorhergehenden leicht eingesehen werden. Eine Regel faßt das Gemeinsame mit einem gemeinschaftlichen Ausdruck, was in einer Anzahl besonderer Fälle angetroffen wird, oder werden sollte. Demnach wird zum Beobachtungsgeiste zweyerley erfodert. 1.) Die Entdeckung der Fälle. 2.) Die Wahrnehmung des Gemeinsamen, der Aehnlichkeit und Gleichheit derselben.

§. 7.

Eintheilung desselben.

Entweder zeigt sich dieses Talent vorzüglich in Erfindung der Regel, oder in der Anwendung der Regel, oder gleich stark in beyden. Das erste mag theoretischer Beobachtungsgeist, das andere praktischer Beobachtungsgeist, das dritte Beobachtungsgeist im allerstrengsten Verstande genannt werden. Demnach druckt die Redensart: ein Mensch von vieler Application, eine Leichtigkeit aus, in der Anwendung der Regel auf besondere Fälle.

§. 8.

§. 8.

Würkung derselben.

Theoretischer Beobachtungsgeist ist nöthig zu Aufführung der Lehrgebäude und Wissenschaften; praktischer Beobachtungsgeist, zu Führung der Geschäfte. Theorien und Lehrgebäude, sind ein Inbegriff von Regeln oder allgemeinen Grundsätzen, abgezogen aus der Geschichte. (Abschn. 1. Kap. 2. H. 2. §. 34.) Dieses kann ohne Entdeckung der Fälle, und ohne Wahrnehmen des Gemeinsamen und Aehnlichen nicht geschehen, folglich nicht ohne Beobachtungsgeist. (§. 9.)

Die Führung der Geschäfte besteht in der Einrichtung der Handlungen, nach gewissen Regeln. Daraus erhellet das zweyte.

Allzugrose Anlage zur Spekulation hindert öfters den praktischen Beobachtungsgeist und macht zu Führung der Geschäfte untüchtig.

Bey einem gänzlichen Mangel vom theoretischen Beobachtungsgeiste, ist die Application gewagt und unsicher. Menschen welche gleichwol bey diesem Mangel des theoretischen Beobachtungsgeistes eine glückliche Application zeigen, ersetzen entweder diesen Mangel durch einen hohen Grad von Gegenwart des Geistes, wodurch sie alle vorkommende Umstände und Begebenheiten unter einem einzigen Gesichtspunkt mit einem schnellen und grosen Blick vereinigen. Wahrnehmen

nehmen und Thun ist bey ihnen Eins, welches durch das bekannte veni, vidi, vici ausgedruckt wird. Oder die Theorie liegt auf eine dunkle Art in ihnen, weil sie durch die häufig vorkommenden Fälle, so und so zu handeln, auf eine mechanische Art sind gewöhnt worden.

§. 9.

Wird von der Einbildungskraft unterstützt.

Die Leichtigkeit und Lebhaftigkeit der Einbildungskraft unterstützt den Beobachtungsgeist. Je weniger Mühe und Zeit die Seele braucht, in besondern Fällen die Regeln und nöthigen Veranstaltungen sich mit Klarheit und Darstellung zu gedenken, desto leichter wird das Geschäfte der Beobachtung von statten gehn. Dieses aber gewährt eine glückl. Einbildungskraft. (§. 36. K. III.) Daher haben Menschen vom praktischen Genie dieses Talent mehrentheils einer glücklichen Einbildungskraft zu danken, die ihnen die Aehnlichkeit der Fälle schnell wieder vorstellt und die Verbindung ähnlicher Handlung anrathet.

Anmerkung. Man verwechsle nicht Application und praktisches Genie mit der Erwartung ähnlicher Fälle. (Expectatio casuum similium.)

§. 10.

Kann aber auch gehindert werden.

Eine ausgedehnte Einbildungskraft ohne Lebhaftigkeit und Gegenwart des Geistes hindert den Beobachtungsgeist. Der Reichthum der Vorstellungen,

stellungen, ein allzugroßer Zufluß von einzelnen Fällen ohne Klarheit macht, daß wir den Vereinigungspunkt derselben nicht sehen. Der Erfolg ist nothwendig Verwirrung, und wenn uns doch daran gelegen ist zu erfinden, so erfolgt Verzagen an uns selbst und Verdruß, nach dem Bekannten, a copia ad inopiam — Oder es bleibt bey Anecdoten.

Daher ist einem solchem Kopfe die Zerfällung oder Vertheilung verhältnißmäßig nothwendiger.

Aus ähnlichen Ursachen kann eingesehn werden, daß eine armselige Einbildungskraft ohne Lebhaftigkeit und Gegenwart des Geistes auf alle Beobachtung Verzicht thun müsse.

Anmerkung. Ich weiß gar wohl, daß einige dem Verstande und der Vernunft alles bey Erfindungen zuschreiben wollen, besonders in theoretischen Wissenschaften. Allein sie scheinen dieses willkührlich zu behaupten. Der Verstand hat seinen Antheil daran, aber unter dem Beystande der Einbildungskraft, wie bald soll gezeigt werden.

§. 11.

Gegenstände der Beobachtung.

Alles, was innerlich oder äuserlich empfunden werden kann, ist ein Gegenstand der Beobachtung. Folglich gehören hieher nicht allein alle endliche Individuen nebst ihren Veränderungen in der Körperwelt, sondern auch alle Veränderungen und Würkungen unsrer eignen Seele, ihre Begriffe,

sowol

sowol die sinnlichen als die allgemeinen Vernunftbegriffe, in wie fern der Ursprung, Fortgang und Verbindung dieser letztern innerlich wahrgenommen werden kann; ihre Begierden und Verabscheuungen, kurz, das ganze Erkänntnis und Begehrungsvermögen des Menschen. Nach den Gegenständen könnte man also die Beobachtung in die innere und äußere abtheilen.

Sich selber beobachten ist deswegen schwer, weil hier die Seele der beobachtende Theil und zugleich der Gegenstand ihrer eignen Beobachtung ist.

§. 12.

Vollständige und unvollständige Beobachtung.

Eine Beobachtung ist vollständig, wenn man bey der Herzählung der einzelnen Fälle und Erscheinungen darthun kann, daß man die Sache von allen Seiten und von allen Umständen betrachtet; welches freylich verhältnißmäßig muß verstanden werden, nämlich daß nicht leicht von einem Andern eine neue Beobachtung fürs Gegentheil wird können gemacht werden. Das Gegentheil ist eine unvollständige Beobachtung.

Hierbey reicht ein willkührliches Herumschweifen mit der Phantasie und Einbildungskraft nicht zu. Die Vernunftlehre muß hier Regeln bilden, woran sich die Folge unsrer Beobachtung halten kann, wenn wir wollen sicher seyn, daß wir keinen Hauptumstand übersehn haben. Dies macht den Weg der Induction nützlich.

§. 13.

Synthetische und analytische Methode.

Es sind uns aber bey unsern Beobachtungen entweder die Data oder Vordersätze bekannt und wir gehn von diesen aus und wollen der Natur die Würkung oder den Schlußsatz angeben lassen; oder man fängt beym Erfolg, bey der Würkung, oder Schlußsatz an, und sucht die Umstände, oder dasjenige, wodurch diese Würkung oder Schlußsatz herausgebracht wird. Das erste ist die synthetische, das andere die analytische Methode der Beobachtung. Jene ist leicht, diese aber schwer. Dort legen wir der Natur gleichsam eine Frage vor und hören auf ihre Antwort, und da kommt es so viel nicht darauf an, wie wir fragen. Hier aber will die Natur gleichsam recht gefragt seyn, wenn sie antworten soll. Es müssen Känntnisse und Versuche vorhergehen. Dies entwickelt die Vernunftlehre.

Dadurch wird die Absicht unserer Beobachtung genauer bestimmt, und die Auswahl bey der Sammlung der Faktorum erleichtert.

§. 14.

Erfindung.

Das Resultat der Beobachtung ist die Erfindung, die Sache, die uns vorhero noch unbekannt war. Sollen wir aber aus dem Bekannten das Unbekannte entdecken, so kann dies ohne Raisonnement nicht geschehen. Dieses begreift in sich die Vergleichung und Absonderung des Gemein-

meinsamen und Verschiednen, des Gewöhnlichen und Gemeinen, von dem was seltener und nicht gemein ist, des Wesentlichen von dem Zufälligen. Und endlich die Ziehung der Folge selbst und was damit verknüpft ist.

Wenn ich zur Beobachtung die Ziehung der Folge rechne, so dürfte es das Ansehen haben, als änderte ich den Redegebrauch; weil beobachten eigentlich nichts mit räisonniren zu thun hat. Allein ich habe mich zum Theil schon oben darüber erkläret. Die blose Sammlung der Faktorum macht nur den einen Theil der Beobachtung aus. Die Benutzung derselben durch Schlüsse erfüllt eigentlich die letzte Absicht der Beobachtung, ausser welcher jene wenig nützen würde. Und dies ist eigentlich der Sinn der Regel: Laßt uns Fakta sammeln und Folgen draus ziehen.

§. 15.

Schlußanmerkung.

Und so hab ich wol nicht Ursach zu beweisen, daß das Erfinden, wenn es nicht von zufälligen Ursachen herrühret, weder allein dem Verstande und der Vernunft, noch der Einbildungskraft, sondern beyden zugleich zugehört. Empfindung und Einbildungskraft sammeln; Verstand und Vernunft prüfen und ziehn die Folgen. Ueberhaupt ist durch Erfahrung und Induction leicht zu beweisen, daß fast immer die ganze Seele arbeitet, und der Ver-

stand niemalen ganz allein, und dies zum Glück für die Menschen. Daß man einige Arbeiten besonderen Fähigkeiten und Vermögen zugeschrieben hat, ist nicht ausschliesungsweise zu verstehen; sondern nach dem größren Antheil, welchen ein besonders Vermögen daran nimmt.

Das fünfte Kapitel.

Von den Würkungen des Verstandes und der Vernunft.

§. 1.

Abstraction. In der Natur giebt es keine andere, als concrete Objekte, diese stellen wir uns vermittelst der Sinnen und der Einbildungskraft vor. Die Seele aber kann ihre Ideen von den concreten Gegenständen modificiren, welche sie auf die vorschwebende Idee richtet, nach einer gewissen Absicht, die sie hiezu bestimmt; sie kann das, was in der Na ur mit dem Objecte verbunden war, in Gedanken absondern und es allein denken. Diese Würkung, wodurch die Seele ihre Begriffe dergestalt verändert, daß sie das, was in der Natur der Objekte verbunden war, zergliedert und sich besonders vorstellt, heist Abstraktion im weitesten Verstande, oder Zergliederung.

§. 2.

Durch die Vergleichung mehrerer Gegenstände bemerkt die Seele das Gemeinsame, welches mehrern einzeln Dingen zukömmt, und denkt sich dieses abgesondert von den übrigen Merkmalen allein. Diese Würkung heißt Abstraktion im engern Verstande. Die Begriffe, welche hieraus entstehen, werden abstrakte Begriffe genannt. Die Abstraktion ist entweder eine sinnliche, oder eine intellektuelle. Von der sinnlichen Abstraktion siehe den zweyten Abschnitt Kap. 2. §. 67. 68. Wenn die Seele mehrere sinnliche Abstrakten mit einander vergleicht nnd das Gemeinsame derselben allein denkt, so ist diese Würkung die intellektuelle Abstraktion. Der Begriff, welcher hieraus entsteht, heist eine Notion. Notionen können wieder mit einander verglichen werden, und durch die Bemerkung des Einerley, so sich zwischen ihnen findet, entsteht abermals ein höherer Begriff. Demnach giebt es verschiedene Grade der Abstraktion, wovon die sinnliche der niedrigste ist.

Intellektuelle Abstraction. Verstand.

Wenn die Seele Notionen bildet, hat man gesagt, daß ihr Verstand würke. Es wäre also der Verstand das Vermögen, Notionen zu bilden.

§. 3.

Demnach sind die Notionen das Resultat aus der Vergleichung mehrerer sinnlichen Abstrakten. (§. 2.) Diese aber entstanden

Notionen führen auf Empfindungen zurück.

stunden aus Empfindungen (Abschn. II. Kap. 2. §. 67. f f.) Also führen alle Notionen zuletzt auf Empfindungen. Die sinnlichen Abstrakten sind für den Verstand das, was die Empfindung für die sinnlich allgemeinen Begriffe war. Oder, welches einerley ist, wie sich unsre Empfindungen verhalten gegen das sinnliche Absonderungsvermögen, so verhalten sich die sinnlichen Abstrakten gegen die Notionen.

§. 4.

Sie sind von sinnlichen Abstrakten dem Grad nach unterschieden.

Notionen entstehn durch die Vergleichung des Gemeinsamen in mehrern sinnlichen Abstrakten, sinnliche Abstrakten entstehn aus der Vergleichung des Gemeinsamen in mehrern einzelnen Dingen, vermöge des Vorhergehenden. Folglich ist die Würkung bey beyden gleich, und nur durch den Grad der Aufmerksamkeit und Anstrengung der Kraft verschieden. Folglich bedient sich die Seele bey beyden der nämlichen Werkzeuge. Demnach ist der Sitz der Notionen der nämliche, wie bey den sinnlichen Abstrakten. (Abschn. II. Kap. 2. §. 29.)

Man verwechsele nicht die Werkzeuge der Notionen mit dem Vermögen, sich derselben zu Bildung der Notionen zu bedienen. Daraus läßt sich bestimmen, was die Redensart bedeute: „die Thiere haben keinen Verstand".

§. 5.

Das Vermögen, Notionen zu bilden, Entstehungsart der Notionen.

a. Ueberhaupt.

ist an und für sich keine Würkung der Sprache, es wird aber durch die Sprache erleichtert und frühzeitiger entwickelt. Es läßt sich also eine doppelte Entstehungsart der Notionen gedenken. Einmal wie sie entstehen ohne Sprache, und zweytens durch dieselbe.

Das gesamte Denken des Menschen läßt sich auf folgende Stücke einschränken: Alles, was wir denken, betrift entweder Sachen, als Stein, Baum, Haus u. s. w. oder Eigenschaften der Sachen, als gelehrt, weise, schön, oder die verschiedenen Verhältnisse, welche die Dinge unter sich haben, und die entweder einfach sind, als Größe, Kleinheit, oder zusammengesetzt, als Tugend, Laster. Oder sie drücken endlich die verschiedenen Verhältnisse aus, in welchen die Gegenstände mit uns stehn, und zwar entweder, wie wir auf sie würken, als ich trete, ich breche, ich stoße; oder wie sie auf uns würken, als ich bin verwundet, beleidiget, verachtet. Von allen diesen läßt sich die Frage aufwerfen, wie diese Begriffe sowol ohne, als mit Beyhülfe der Sprache entstehen?

§. 6.

Wir würden ohne Noth weitläuftig seyn, wenn wir von jedem einzeln reden wolten. Wir können die Fragen, dadurch daß wir sie allgemeiner machen, abkürzen. Hierzu sind einige vorläufige Begriffe nöthig.

b. Insbesondere.

Dinge, welche einerley Merkmale haben, (das Wort in der weitläuftigen Bedeutung genommen, daß es auch das Einerley in Verhältnissen mit in sich faßt) sind einander ähnlich. Das Einerley der Merkmale macht also ihre Aehnlichkeit aus. Eine Idee, welche dieses Einerley der Merkmale, oder diese Aehnlichkeit allein ausdrückt, heißt höherer Begriff, idea superior. Eine Idee, in welcher diese Aehnlichkeit nebst noch andern Merkmalen angetroffen wird, heißt eine untergeordnete, idea inferior. Diese letztern können entweder wiederum als höhere Begriffe angesehn werden, in Rücksicht derer, die unter ihnen enthalten sind; oder es sind Begriffe von Individuen. Ist das erste, so drucken sie abermals eine gewisse Aehnlichkeit der Merkmale allein aus. Demnach sind alle Notionen entweder höhere Begriffe, ideae superiores, oder untergeordnete, ideae inferiores non-individua. (Genus kann hier einstweilen als ein höherer Begriff angesehn werden.) Folglich ist die Frage nun diese: Wie entstehn überhaupt höhere Begriffe, ideae superiores, sowol ohne Beyhülfe der Sprache, als durch dieselbe?

§. 7.

Fortsetzung des Vorigen in Absicht auf die Möglichkeit.

Es ist schwer durch die Sprache zu erklären, was ohne Sprache entstehn soll. Gesetzt ich legte einen Menschen, der noch keine Sprache weiß, folgende Objekte vor:

zween

zween △; drey □, vier ○, und zwar nicht rangirt, sondern durch einander hingelegt. Er fängt an und sondert ab; legt △a.) zu △b), □1 zu □2. u. s. w. Wodurch wurde dies veranlasset? Durch nichts anders als durch das Einerley der Gehirnimpressionen. Er substituirt also gleichsam für die mehrern Dinge von einer Art, nur eine Idee, und diese ist schon nicht mehr die Idee von dem △a.) oder dem △b.) sondern eine solche, unter welcher beyde stehn, jedoch ist es noch keine Notion, sondern allenfalls ein sinnliches Abstraktum. Wir wollen ferner annehmen, daß wir ihm nun einen rechtwinklichtes Dreyeck vorlegen, und geben ihm zu verstehen, daß er es zu einer Art von den gegebenen Flächen legen soll. Gewiß wird er es nicht unter die Quadrate zählen. Die Idee vom Dreyeck wird jetzt erweitert, er muß das Aehnliche dieser Figur mit dem vorigen nebst dem Verschiedenen wahrnehmen. Man fahre auf diese Art fort, und der Erfolg wird immer der nämliche seyn. Durch die Wahrnehmung des Aehnlichen dieser Objekte entsteht endlich die allgemeine Idee eines Dreyecks, unter welcher die übrigen enthalten sind.

Da es also keinen Widerspruch in sich faßt, ohne wörtliche Zeichen wahrzunehmen, das Wahrgenommene zu vergleichen und das Aehnliche von dem Verschiedenen abzusondern, und es allein zu denken: so muß es auch möglich seyn, ohne Beyhülfe

einer

einer Sprache allgemeine Begriffe zu bilden. Ob wir uns gleich die Sache nicht vollkommen deutlich vorstellen können.

§. 8.

Nothwendigkeit einer Sprache.

Wenn es Notionen ohne Sprache giebt, so machen sie die Erfindung einer Sprache nothwendig.

Ich setze voraus, daß es ein eigenthümliches Bedürfniß des Menschen ist, daß er seine Gedanken andern mitzutheilen wünscht, also auch die allgemeinen Begriffe. Das Mittel, hierzu zu gelangen, sind entweder Handlungen oder wörtliche Zeichen. Handlungen sind nicht hinreichend, weder einzelne Notionen, noch weniger ihre Verbindung mit andern, Anderen verständlich zu machen, weil durch Handlungen nur immer Individua beschrieben werden; Notionen aber nur das Allgemeine derer Individuen mit Weglassung des Besondern und Individuellen begreifen. Durch welche Handlung also kann wol dieses Allgemeine ausgedruckt werden? Ein ganz einfaches Beyspiel! Gesetzt ein Mensch, der keine Sprache versteht, hat doch den allgemeinen Begriff von Figur, den er mit andern communiciren will. Durch Handlung, oder Zeichnen wird er immer eine bestimmte, individuelle Figur hervorbringen, (entweder ein rechtwinklichtes, oder spitzes, oder stumpfes Dreyeck) niemalen aber die allgemeine Notion von Figur (Dreyeck) überhaupt. Demnach

nach sind die wörtlichen Zeichen das einzige Mittel, solche Begriffe Andern mitzutheilen, und folglich wurde dadurch zuerst der Gebrauch des Sprachvermögens, zu welchen der Mensch einen gewissen Nisus mit auf die Welt bringt (Erst. Abschn. Kap. 1. §. 53.) veranlasset und die Erfindung der Sprache nothwendig gemacht, wodurch sich der Mensch so sehr von den Thieren unterscheidet.

Alle unsre Ideen sind daher durch Worte bezeichnet worden, man hat Worte gemahlt und eine Sprache für die Augen oder die Schrift erfunden.

§. 9.

Notionen durch Hülfe der Sprache.

Durch Hülfe der Sprache werden uns, nachdem diese einmal bekannt und eingeführt ist, die Notionen durch wörtliche Zeichen zugeführt. Die Seele macht sich durch die vielen einzelnen Fälle, bey denen das Wort gebraucht wird, den Begriff selbst bekannt, und dieses geschieht mehr auf mechanische Art, als durch Nachdenken, bey dem gemeinen Menschen. Dies ist der Grund, warum beym gelehrten Nachdenken die Vernunftlehre den Gebrauch und die Aufsuchung der verschiedenen Redensarten, in welchen eine Sache gebraucht wird, anrathet.

§. 10.

Wesen, Subjekt, Eigenschaften.

Durch die Abstraktion erhält die Seele Begriffe, zu welchen sie durch die blose Empfindung nicht würde gekommen seyn.

Sie

Sie steigt bis zu den unauflöslichen Notionen der subtilsten Methaphysik hinauf, und überschaut in einer solchen allgemeinen Idee ein weites Feld von Begriffen, die alle zu einer Reihe gehören, und unter jener enthalten sind.

Wenn mehrere Objekte mit einander verglichen werden, und der Verstand entdekt Merkmale, welche allen zukommen und ohne die allgemeine Notion des Objekts zu zerstören nicht können abgesondert werden, so heißt dieses das Wesen des Dinges. Dasjenige, worinne diese Merkmale als Eigenschaften gedacht werden, welche ausser ihm nicht existiren könnten, und deren Grundlage es gleichsam ist, giebt die Idee vom Subjekte, und diese Eigenschaften werden alsdenn wesentliche Eigenschaften genannt. Andere Eigenschaften, welche in dem Subjekte da und nicht da seyn können, heissen zufällige ausserwesentliche Eigenschaften.

§. 11.

Ob wir das Realwesen der Dinge kennen.

Der Verstand erkennt das Realwesen der Dinge nicht.

Das, was wir wesentliche Eigenschaften der Dinge nennen, sind weiter nichts als der Erfolg von der Würksamkeit einer Sache in so fern derselbe von uns erkannt werden kann; es sind Beziehungen, auf unsere Art zu empfinden und zu begreifen. Abschn. II. Kap. 2. Ob nun gleich der Verstand das Daseyn einer Kraft aus dem

Daseyn

Daseyn der Würkung herleitet, so ist doch die Würkung nicht einerley mit dem, das die Würkung hervorgebracht hat. Wir kennen also nur die Würkung, nicht die würkende Ursache. Folglich kennen wir das Grund- oder Realwesen der Dinge nicht. Folglich ist das, was wir Wesen der Dinge nennen, nur der Erfolg des Realwesens, das ist Nominalwesen. Es ist der Ausdruck der nothwendigen Verhältnisse, unter welchen sich uns das Realwesen zeigt.

Anmerkung 1. Wir können also nicht behaupten, sagt Bonnet, mit Recht, daß das Subjekt würklich das ist, was es uns zu seyn scheint. Aber wir können behaupten, daß dasjenige, was es uns zu seyn scheint, aus dem, was es würklich ist, und was wir in Beziehung auf dasselbe sind, entstehet.

Anmerkung. 2. Es können sich also an einem Subjekte Eigenschaften finden, die uns unbekannt sind, weil uns die Mittel fehlen, die uns eine Vorstellung davon machen könnten. Bonnet. Analysn. K. 15.

§. 12.

Existenz.

Dadurch, daß sich was von dem Verstande denken läßt, gelangt er zu dem Begriffe von Etwas; was sich nicht denken läßt, ist Nichts. Was sich denken läßt, ist entweder eine blose Würkung des Verstandes, dergestalt, daß man von dem, es läßt sich denken, es ist im Verstande da, nicht schließen kann: also ist es auch ausser demselben vorhanden; oder es ist auch ausser ihm da. Das erste giebt den Begriff

griff von der ideellen Existenz, Möglichkeit. Das andere, von der reellen Existenz.

§. 13.

Zeit und Dauer.

Mehrere Dinge sind entweder zugleich da; oder sie folgen nach und nach auf einander. Das letzte giebt den Begriff von Succession. Die Succession abstrahirt von den Dingen, die nach und nach auf einander folgen, giebt den Begriff von Zeit. Der Begriff von der Zeit, in Verbindung mit dem Begriffe von Existenz, giebt den Begriff von Dauer.

§. 14.

Raum.

Ein jedes existirendes Ding muß irgend **Wo:** seyn. Dieses Wo abstrahirt von dem Dinge, welches daselbst ist oder gedacht wird, giebt den Begriff von Raume.

§. 15.

Zahl.

Dinge von einerley Art erkennen einen gemeinschaftlichen Begriff. Diesen gemeinschaftlichen Begriff sieht der Verstand an als eine Einheit, welche so vielmal gesetzt ist, als Dinge von einerley Art da sind, und gelangt dadurch zu dem Begriffe von Zahl. Man lege z. B. einem Menschen 3 Dreyecke vor, so wird er sagen: jedes ist ein Dreyeck. Zusammen: ein Dreyeck, und noch ein Dreyeck, und noch ein Dreyeck. Das Wort ein zeigt an, daß er in allen den gemeinschaftlichen Begriff sieht. Das Wort, noch ein, zeigt an, daß dieser gemeinschaftliche Begriff mehr malen ist gesetzt worden.

§. 16.

§. 16.

Einheit in der Coexistenz oder Succession der Dinge, giebt den Begriff von Ordnung.

§. 17.

Zusammenhang, Ursach, Würkung.

Wenn der Verstand die Dinge betrachtet, in wie fern dem einen Dinge A eine Bestimmung zukömmt, die es ohne das andere Ding B nicht haben würde; so entsteht der Begriff von Verhältniß Zusammenhang, und wenn das eine Ding A den Grund in sich faßt von dem, daß das Ding B so, und nicht anders ist, so heißt jenes die Ursache, dies die Würkung.

§. 18.

Genus, und Species.

Notionen sind allgemeine Begriffe, welche des Gemeinsame mehrerer Dinge in sich fassen. Folglich enthalten sie eine Aehnlichkeit. Diese ist entweder eine äußere, oder eine innere. Jene faßt nur äußere Merkmale und Verhältnisse, diese aber innere, d. i. solche die bey der Sache für sich und ohne Beziehung auf andere Dinge können erkannt werden. Ein Begriff, welcher das Gemeinsame der äußern Merkmale, Beziehungen und Verhältnisse ausdrückt, heißt ein höherer Begriff, idea superior. Ein Begriff, welcher die innere Aehnlichkeit der Dinge ausdrückt, drukt dieselbe entweder vollständig oder unvollständig aus. Das letztere heist Genus, das erstere Species.

Demnach sind alle Notionen, entweder höhere Begriffe (ideae superiores) oder Genera, oder Species. Daraus erhellet was man das generelle und speciphische Wesen nennt.

§. 19.

Einfache und zusammengesetzte Notionen.

Eine Notion läßt sich entweder in andere auflösen; oder nicht. Im ersten Falle ist sie zusammengesetzt, im andern einfach.

Begriffe, welche die ersten sind in der menschlichen Erkänntniß sind einfache Begriffe, und werden an die Spitze der übrigen gesetzt. Ein solcher Begriff, erkennt keinen höhern und heißt das höchste Genus. Ob dieses sey, das Cogitabile, oder das Etwas, oder das Mögliche, oder Ding, darüber hat man ohne erhebliche Folgen gestritten.

§. 20.

Formeller Unterschied der Notionen.

Nicht allein sinnliche, sondern auch allgemeine Begriffe sind theils klar, theils dunkel. Besonders wenn Notionen uns durch die Sprache zugeführt werden, lehrt es die Erfahrung daß sie dunkel, undeutlich und verwirret sind. Eine Notion welche die Seele mit keiner andern Notion verwechseln kann, ist klar. Im entgegengesetzten Fall ist sie dunkel. Wenn der Verstand das Mannigfaltige in der Notion zergliedern kann, so ist sie deutlich, sonst undeutlich. Sind die Merkmale oder das Mannigfaltige der Notion so beschaffen

schaffen, daß der Verstand durch Hülfe derselben, die Sache von allen andern unterscheiden kann, so ist die Notion complet deutlich, sonst incomplet. Wenn der Verstand jedes Mannigfaltige in dem deutlichen Begriffe weiter zergliedern und entwickeln kann, so wird der Begriff adäquat, sonst bleibt er unadäquat. Ein complet deutlicher Begriff der durch Zeichen ausgedrukt worden, heist eine Erklärung, Definition.

§. 21.

Wird durch Aufmerksamkeit erhalten.

Diese Vollkommenheit oder Unvollkommenheit der Notionen rührt offenbar von dem Grade der Aufmerksamkeit her mit welchem der Verstand die Dinge betrachtet, und ist also eine Würkung der Beobachtung (K. IV. §. 2.) Alles demnach was die Beobachtung befördert, befördert auch die Vollkommenheit der Begriffe.

Eine Nachricht von dem Gange des Verstandes in den Würkungen des Beobachtungsgeistes, würde eine Geschichte der Aufmerksamkeit seyn.

§. 22.

Reitze der Aufmerksamkeit.

Reflectiren, heißt mit Aufmerksamkeit nachdenken. Demnach ist das Geschäfte des Verstandes wenn er Notionen bildet nichts anders als Reflexion, und wird durch alles befördert, wodurch dieses befördert wird. Also, 1.) durch alles was die Lebensgeister in zweckmäsige Bewegung setzt. Zwar reitzt dieses zunächst die Empfindung;

es schlüßt sich aber gar bald die Aufmerksamkeit mit an. 2.) Bey philosophischen Köpfen durch alles was neue Aussichten und neue Känntnisse verspricht. Folglich durch Ideen welche neu, gros, unerwartet, mannichfaltig und praktisch sind. Und wird erleichtert, durch Ordnung und Plan.

§. 23.

Scharfsinn. In einer Idee viele einzelne Theile wahrzunehmen, ist Scharfsinn. Ein Mensch welcher hierinne vorzügliche Talente zeigt, heißt ein subtiler Kopf, und solche Anlage ist nicht ohne besonders feine und richtige Bewegung der Lebensgeister. Es erfodert dieses Geschäfte, viele Ideen, Vergleichung derselben, Unterscheidung des Einzelnen, folglich viele zusammengesetzte Bewegungen des Gehirns.*

§. 24.

Entstehung der Notion durch die Bestimmung und Verbindung.

Was bis hieher von der Entstehungsart der Notionen ist gesagt worden, betrifft blos den Weg Begriffe durch Hülfe der Abstraktion zu bilden. Es giebt noch eine andere Art wie der Verstand Notionen bildet. Nämlich durch die Bestimmung und Verbindung solcher Begriffe, die aus der Bestimmung eines höhern Begrifs entstanden sind. Welchen Weg einige die Aristotelische Methode nennen, wovon

*) S. Platners Anthropologie.

wovon in der Vernunftlehre soll gehandelt werden.

Begriffe, welche auf diese Art, durch ein Herabsteigen der Gedanken von einem allgemeinen Begriffe zu einen untergeordneten u. s. w. entstehn, werden immer zusammengesetzter je weiter die Bestimmung und Verbindung getrieben wird.

§. 25.

Wahrheit der Notionen.

Der menschliche Verstand ist so eingerichtet, daß er widersprechende Dinge, wo das eine das bejahet, was das andere verneinet, nicht als beysammen denken kann. Hierauf gründet sich die Wahrheit überhaupt und also auch die Wahrheit der Notionen. Es scheint mir aber der Unterschied der Alten unter der Wahrheit einer Notion an und für sich betrachtet, in conceptu formali, und in Rücksicht auf ihr Objekt, in conceptu objectivo, nicht ganz überflüßig. Eine Notion ist überhaupt wahr, wenn sie keinen Widerspruch in sich faßt, sich denken läßt. Diese Gedenkbarkeit, oder Abwesenheit des Widerspruchs wird entweder betrachtet, in Absicht auf die Merkmale allein in wie fern dieselben für sich möglich und in ihrer Verbindung keinen Widerspruch setzen, dann ist es die absolute Wahrheit; oder sie wird betrachtet in Rücksicht auf die Empfindung, und alsdann ist der Gedanke objektivi schwahr. Das Gegentheil ist Falschheit der Notionen.

Die absolute Wahrheit ist nichts weiter als die Möglichkeit von dem Beysammenseyn gewisser Merkmale in der Vorstellung. Hierauf gründen sich die Hypothesen.

§. 26.

Urtheile in Notionen.

Eine Notion faßt das Gemeinschaftliche mehrer Dinge in sich. Hierinn liegt eine Vorstellung von dem Verhältniß dieser Dinge. Demnach ist jede Notion (virtualiter) ein **Urtheil**, und zwar ein bejahendes, wenn die Notion bestimmt was die Sache ist? ein verneinentes, wenn sie sagt was die Sache nicht ist. Dieses Urtheil beruhet auf den Verhältnissen und der Natur des menschlichen Verstandes.

(Wenn ich sage jede Notion ist ein Urtheil, so soll es nicht so viel heißen. als wäre das Definitum, das Subjekt, und die Definition, das Prädikat. Das wäre weiter nichts als eine Idee zweymal gesetzt; sondern das Urtheil welches darinn liegt ist dises: Es kommen die Merkmale, die die Notion faßt, allen den Dingen zu, von welchen sie sind abstrahirt worden.)

Die Dinge sind immer das, was sie sind; aber der Verstand hängt von den Mitteln und Umständen ab, welche er gebraucht gewisse Ideen zu erhalten. Dieses sind physische und moralische Ursachen. (§. 22.) Da nun diese Umstände sehr veränderlich, und nicht bey zweyen Subjekten vollkommen gleich sind; so werden auch

nicht

nicht zwey Subjekte seyn die mit ihren Verstande Alles auf einerley Art sehen.

Anmerkung. Ich rede von der Art des Sehens, welches wohl zu merken ist. Ein jeder kann die nämliche Sache sehn, aber nicht so klar, nicht so deutlich, nicht mit so vielen Folgen, als das andere.

§. 27.

Bey andern nicht.

Mit Fleiß sage ich: Alles. Es giebt allerdings einige Wahrheiten die für jeden Verstand Wahrheiten sind, und für welche jeder Verstand eine Empfänglichkeit hat. Das sind solche, die weiter keine Kraft des Verstandes, als blos die Kraft zu bemerken erfodern und voraussetzen, keine sonderlich angestrengte Aufmerksamkeit, Beobachtung oder Scharfsinn, z. B. Daß das Ganze größer ist, als seine Theile.

Die Ursache ist diese, weil der Verstand, so bald er die Notionen oder die Zeichen derselben erhält, auch anschauend einsieht daß die Sache der andern zukomt oder nicht zukomt.

§. 28.

Grundwahrheit.

Wenn Wahrheiten so beschaffen sind, daß die Idee des einen schon vor sich selbst die Idee des andern in sich faßt, oder ausschließt, so haben sie den höchsten Grad der Evidenz, und heißen Grundwahrheiten. weil man wie Bonnet sagt, blos den niedrigsten Grad von Einsicht anwenden darf, um sie zu bemerken *),

*) Bonnet, Analyse.

Demnach müssen Grundwahrheiten von jedem Verstande an und für sich betrachtet auf einerley Art eingesehen werden können.

§. 29.

Fortgang der Notionen außer der Meditation.

Bey dem Fortgange des Denkens verhält sich die Seele entweder leidend, d. i. sie ist zufrieden mit jedem Zufluß der Gedanken, der sie nur vor der langen Weile schützt; oder sie hat eine bestimmte Richtung auf eine gewisse Idee nach einer gewissen Absicht. Das lezte ist der Zustand der Meditation. Im ersten Falle wird sich der Zufluß der Ideen nach dem Tone richten, in welchen wenn ich so sagen darf, die Seele durch innere und äußere Veranlassungen gestimmt seyn kann. Hier sind zufällige Erfindungen möglich, wodurch der Verstand auf Meditation kann geleitet werden. Nach Maaßgebung der Heiterkeit des Gemüths, der zweckmäsigen Lebhaftigkeit der Bewegung der Lebensgeister, stellen sich der Seele öfters zufälliger Weise, neue Aussichten, neue und seltene Verbindungen der Gedanken dar. Solche Augenblicke sind nicht unbenutzt vorbey zu lassen. Die Geschwindigkeit mit welcher der Verstand, dergleichen Gedanken gleichsam anstreicht, und ihnen ihre Stelle anweißt, ist ein Zeichen des Genies. Ein reiches Genie hat daher selten lange Weile, es kann sich aus sich selbst unterhalten.

Anmerkung. Freylich ist in einem solchen Zustande, auch bey einem Genie, die Schärfe

se der Prüfung nicht; allein die Vernunft hält sich gleichsam von ferne, und zeichnet im voraus jeden kühnen Gedanken an, sie bemerket, was ausgestrichen oder genauer geprüft werden muß.

§ 30.

In der Meditation.

Wenn sich die Seele in dem Zustande der Meditation befindet, so ist ihre Aufmerksamkeit auf einen bestimmten Gegenstand geheftet, wovon ihre Gedanken ausgehen und auf den sich alle übrige Gedanken beziehen. Hier folgt sie entweder der natürlichen oder der künstlichen Methode. Nach jener denkt sie die Dinge, wie sie in der Natur sind, oder auf einander folgen; in dieser, nach gewissen logischen Regeln, nach denen ihr gleichsam die Schritte die sie zu thun hat, vorgezählt sind.

Die natürliche Methode kann durch das Studium abstrakter, mathematischer und geometrischer Wissenschaften sehr vollkommen gemacht werden.

Aber auch bey der künstlichen Methode bleibt der freyen Meditation noch vieles zu thun übrig. Daher wenn auch gleich zwey Subjekte nach einerley Plan und Methode gearbeitet haben, werden sie doch im Ganzen verschiedene Producte liefern. Die Gedanken welche hier durch die freye Meditation zugeführt werden, können schwache, halbwahre, niedrige, uninteressante ꝛc. oder starke, sehr wahre, erhabne, interessante, passende und fruchtbare Gedanken seyn. Die Geschwindigkeit und Leich-

tigkeit der leztern Art von Gedanken in der freyen Meditation aufzufaßen, ihnen die rechte Stelle in der Reihe der Gedanken anzuweisen, hingegen alles Schwache, Uninteressante ꝛc. entweder gänzlich abzuweisen, oder durch eine abstechende Stellung mit andern einen schnellen Gebrauch von ihnen zu machen, ist eine Eigenschaft des Genies.

§. 31.

Von der Vernunft.

Verstand und Vernunft sind im Grunde nicht voneinander zu unterscheiden. Es ist kein deutlicher Begriff, Notion ohne Schluß möglich, und kein Schluß ohne deutliche Notionen. Gleichwol ist man gewohnt das Vermögen zu schlüßen Vernunft zu nennen. Der Unterschied bezeichnet also nur den Unterschied der Würkungen.

§. 32.

Zweydeutigkeit des Worts.

Das Wort Vernunft wird bald genommen für das Vermögen den Zusammenhang der Wahrheiten durch Hülfe des Raisonnements aus deutlichen Begriffen einzusehn; bald für dasjenige Talent der Seele, wodurch sie durch die Natur bestimmt ist, das, was für sie Wahrheit ist, mit augenbliklichem Beyfall und lebhafter Ueberzeugung ohne weitere Untersuchung zu zu erkennen und zu glauben, und das Gegentheil zu verwerfen, und heißt alsdann in Sonderheit die gesunde Vernunft, natürlicher Menschenverstand, common sense, sensus communis, u. s. w.

Anmerkung.

Anmerkung. Von dem was beym Aristoteles κοινονοημοσυνη und κοιναι δοξαι genennt wird, ingleichen von dem, was Plato εἰδωλα ψυχων φρονησις und des Cartes Intellectum purum nennet, in den Vorles.

§. 33.

Beyfall geben und verwerfen.

Bey den Aeusserungen der gesunden Vernunft hat man also zu sehn auf die Handlung des Beyfallgebens und des Verwerfens, auf die Gesetze, nach welchen sich hier die gesunde Vernunft richtet, und auf die Gegenstände derselben.

Beyfall geben und verwerfen, sind einfache Handlungen der Seele, die nur durch gleichgültige Worte können ausgedruckt werden. Die Ursache von beyden ist die Evidenz, entweder der Uebereinstimmung oder des Widerspruchs. Ein Widerspruch ist evident, heißt hier so viel, als, er ist wahr, er ist würklich. Demnach ist die deutliche Einsicht des Widerspruchs, Wahrheit. Dies ist der Grund von apogogischen Beweisen.

§. 34.

Fortsetzung des Vorhergehenden.

Die Sphäre der Würksamkeit der gesunden Vernunft ist die Einsicht des Wahren, und folglich ist dies ihr Endzweck. Was nichts removirt von dem, was vermöge ihres Endzwecks daseyn kann, das bestimmt sie positive, d. i. vermehrt die Summe ihrer Realitäten. Demnach wird durch diese Einsicht die Vernunft positive bestimmt. Einsicht des Wahren, ist Erweiterung.

weiterung. Also befriediget die Einsicht des Wahren den Hang nach Erweiterung. Demnach erfolgt der Beyfall, wenn der Hang nach Erweiterung ist befriediget worden. (Abschn. I. Kap. 2. §. 7. Abschn. II. Kap. 2. §. 11.)

Deutliche Einsicht des Widerspruchs ist Wahrheit, (§. 33.) also befördert auch diese die Erweiterung, und folglich den Beyfall. Demnach ist das Verwerfen eine Folge des Beyfalls, von dem, daß eine Sache falsch sey. Dies ist der Grund von den negativisch wahren Sätzen.

§. 34.

Gesetze der gesunden Vernunft.

Alle Kräfte haben ihre Gesetze, wodurch ihr Bemühen, etwas gewisses zu verrichten, bestimmt ist. Dieses sind eigentlich die Fakta selbst, inwiefern sie einen unveränderlichen Theil des Laufs der Natur ausmachen und immer genau beobachtet werden. Indem man aber aus diesen Faktis das Allgemeine herausnimmt, so wird dieses ein physisches Gesetz, welches so genennet wird, theils weil man wahrgenommen, daß die Kräfte sich immer darnach richten, theils weil es zu Erklärung der Erscheinungen angewendet werden kann. Nun finden wir bey den Aeusserungen der gesunden Vernunft:

1) Daß ihre Würkung, wenn sie sich + A — A denket, gleich ist der Null oder dem Nichts. + A — A = O.

Das

Das heißt, daß sie sich widersprechende Dinge nicht denken kann. Und

2.) Daß wenn sie A denkt, sie nicht dafür halten kann, daß sie Non-A denke.

Daher hat man dieses diejenigen Gesetze genannt, nach welchen sie sich im Denken richtet. Sie sind ihr natürlich oder gehören zu ihrer Natur und sind ihr eingepflanzt. Sie ist sich derselben vielmal nicht bewußt, nur alsdenn ist sie sich derselben bewußt, wenn sie über ihre Veränderungen nachdenkt.

Von dieser Natur des Denkens hat man die Anwendung auf die Natur der Dinge gemacht und Grundsätze abstrahirt, wovon der erste ist, der Satz des Widerspruchs: Ein Ding kann nicht zugleich seyn, und nicht seyn. Und der Satz der Einstimmung: Ein jedes Ding ist das, was es ist. Der erste ist der Grund alles dessen, was man sich als möglich oder unmöglich denkt. Der andere ist der Grund alles dessen, was man sich als würklich oder nothwendig gedenkt.

Die Beobachtung dieser Gesetze ist nothwendig.

Nach diesen Gesetzen bringt die gesunde Vernunft die Aeusserungen ihrer Denkkraft unter die entgegengesetzten Namen von Wahrheit und Falschheit. Daher nennt Beattie dasjenige Wahrheit, was die Beschaffenheit meiner Natur mich zu glauben bestimmt; Unwahrheit aber das, was mich die Beschaffenheit meiner Natur verwerfen heißt.

heißt *). Demnach steht es nicht bey uns, ob wir etwas für wahr oder für falsch halten wollen. Sind einmal die Ursachen des Beyfalls oder des Verwerfens vorhanden, so ist diese Handlung unaufhaltlich und nothwendig. Wir können nicht anders als der Evidenz nachgeben. Demnach ist die Quelle des Wahren in uns anzutreffen.

§. 35.

Von den Gegenständen der gesunden Vernunft.

Wenn gesagt wird, daß der Beyfall, welchen die gesunde Vernunft gewissen Wahrheiten giebt, augenblicklich sey (§. 32.) so wird dieses jener Erkänntniß entgegen gesetzt, wo der Beyfall durch Herleitung, Schlüsse und Raisonnement erhalten wird. Demnach gehören

a Unmittelbare Wahrheiten.

Erstlich und zunächst in das Gebiete der gesunden Vernunft die sogenannten unmittelbaren Wahrheiten, zu deren Einsicht der geringste Grad des Verstandes erfodert wird. Daß Gott Gott ist, daß zweymal zwey vier ist, daß ich einen Körper habe, der sonst Niemanden zugehört als mir, sind Dinge, die ich nothwendig glauben muß, die der gemeinste Verstand ohne untersuchendes und gelehrtes Nachdenken mit augenblicklichem Beyfall für wahr hält. Und wenn man hier nach der Ursach des Beyfalls fragen wollte, so würde die Antwort seyn:

*) Versuch über die Natur der Wahrheit, S. 26.

seyn: „weil ich nicht anders kann, weil mich dies die gesunde Vernunft lehrt.

Dies ist die Ursache warum man gewisse Gedanken sehr wahr nennt, wenn sie der gesunden Vernunft dergestallt einleuchten, daß ich müste die gröste Ungereimtheit behaupten, wenn ich das Gegengentheil annehmen wolte.

b. Mittelbare Wahrheiten.

Zweitens gehören auch solche Wahrheiten, welche durch Beweise müssen unterstützt werden, mittelbarer Weise mit zu dem Gebiete der gesunden Vernunft, aber nicht eher als bis ihr Beweiß ist geführt worden. So wie die mittelbare Wahrheit ohne Beweis da liegt, fehlt ihr die Evidenz, hier ist es also noch kein Gegenstand der gesunden Vernunft, deswegen verlangt man einen Beweis, damit die Wahrheit einleuchtend, und die Uebereinstimmung augenscheinlich werden möge. Das heist mit andern Worten eben so viel als eine mittelbare Wahrheit zu einer unmittelbaren umschaffen, oder es machen daß ein Satz mit der gesunden Vernunft könne begriffen werden, der vorher dazu nicht geschickt war. Das Mittel darzu ist die Herleitung oder der Beweiß, so bald dieser begriffen ist, so ist das was in der Seele vorgeht, eben so wie bey einer unmittelbaren Wahrheit.

Ferner, weil alle Regeln des künstlichen Denkens und des Raisonnements zulezt auf der Gesunden Vernunft beruhen,

und

und sich zuletzt auf jene ersten Grundsätze des Widerspruchs, oder Einstimmung beziehen müssen, diese aber lediglich deswegen wahr sind, weil man sie nicht anders denken kann; und weil sie die Führerin jener ersten Weltweisen war, die die Bahn brechen und die Regeln des Raisonnements erfinden musten; so sind auch aus diesem Grunde derivative Wahrheiten, theils wegen ihrer Principien, theils wegen der Evidenz der Folge, wodurch sie von ihren Gründen abgeleitet werden, und also mittelbarer Weise unter das Gebiete der gesunden Vernunft zu rechnen*).

Demnach sind gesunde Vernunft und Raisonnement nur verschiedene Namen, womit ein und eben dasselbe Vermögen bezeichnet wird, nach dem Verhältnis seiner verschiedenen Würkungen.

Es giebt gewisse Grade dieses Talents, daher die Redensarten, viel gesunder Menschenverstand, guter natürl. Verstand ꝛc.

So wie wir von Natur lernen sehen, und gehen, so lernen wir auch von Natur beurtheilen. Aber so wie die natürliche Fähigkeit zum Gehen durch die Kunst nicht aufhört dieselbe zu seyn, so ist die Vernunft noch immer das nämliche Vermögen der Seele, wenn es durch besondere Regeln eine bestimmte Richtung bekommen

*) Siehe die physischen Ursachen des Wahren. Abschn. II.

men hat. Es soll also damit nur so viel angezeigt werden, daß der Mensch ohne weitere Hülfsmittel, blos durch die Anwendung seiner natürlichen Kräfte, schon im Stande ist, das Wahre von dem Falschen zu unterscheiden.

§. 37.

Die gesunde Vernunft ist der Standpunkt der Wahrheit für die Menschen. Alle Wahrheit ist entweder eine sinnliche oder eine abstrakte. Jene beruht auf dem Satze: Was ich empfinde das empfinde ich, und wie ich empfinde, so empfinde ich. (Absch. III. K. 2.) Dieses sind schlechterdings unmittelbare Wahrheiten, die weiter durch nichts können bewiesen werden. Es bringt es die Beschaffenheit und ganze Einrichtung meiner Natur so mit sich, daß es nicht bey mir steht zu glauben, daß ich anders empfänd, als ich empfinde. Da nun alle Menschen auf einerley Art organisirt sind, so müssen unter einerley Umständen, bey einerley Bewegungen der Objekte, auch einerley Empfindungen entstehn, und folglich einerley Vorstellungen. Weil, wo einerley Grund ist, auch einerley Folge seyn muß.

Die gesunde Vernunft ist der Standpunkt der Wahrheit.

Was demnach alle Menschen auf einerley Art empfinden, das ist so für sie, als Menschen mit menschlichen Gefühlen.

Die Abstrakte Erkäntniß ist entweder eine Erkäntniß unmittelbarer oder mittelbarer Wahrheiten. Das erste erhellet aus

§. 35. das letzte aus §. 36. Die Wahrheit einer Schlußfolge beruht auf der Wahrheit der Grundsätze und auf der Nothwendigkeit der Folge. Jene sind nothwendig wahr, entweder für sich, wenn sie die ersten sind in der menschlichen Erkänntniß, oder weil sie aus jenen herfließen. Diese, die Nothwendigkeit der Folge, muß deswegen auf der Einsicht der gesunden Vernunft beruhen, weil ich nicht ins Unendliche Beweise von Beweisen fordern kann, folglich muß ich zu letzt auf solche Folgen gerathen, die durch sich selbst klar sind, das heißt, deren Gewißheit auf der gesunden Vernunft beruhet.

§. 38.

Grundsatz des Wahren.

Was demnach alle Menschen nicht anders als wahr denken können, das ist wahr, §. 37. Dies haben einige für den höchsten Grundsatz des Wahren angenommen *).

Anmerkung. Mehreres über diese Lehre *siehe* in den **physischen Ursachen** des Wahren, nebst den hieher gehörenden Schriftstellern.

§. 39.

Vom Raisonnement.

Wenn das Wort in der andern Bedeutung genommen wird, so zeigt es das Vermögen der Seele an, den Zusammenhang der Wahrheiten vermittelst der Schlüsse einzusehn. Die Anwendung desselben ist Raisonnement.

Raisonne-

*) Crusius Metaph. §. 258. ff.

Raisonnement ist abermals zweydeutig. Bald versteht man die Anwendung der ganzen Denkkraft darunter, und dann begreift es Erfindung, Anordnung und Beweis in sich. Bald aber versteht man nur die Herleitung einer Wahrheit aus einer anderen durch Hülfe der Schlüsse, und dann ist es eine Sammlung derjenigen Mittelbegriffe, welche zwischen zween andern liegen. In dieser Bedeutung wird es hier genommen.

§. 40.

Demnach ist das Raisonnement eine Folge von Ideen, die nicht ganz zufälliger Weise, sondern nach Absicht und gewissen leitenden Ideen geschieht. Die Seele verlangt die Uebereinstimmung gewisser Begriffe wahrzunehmen, die sie durch die Empfindung oder unmittelbares Wahrnehmen nicht einsehen konnte. Folglich ist die Entwickelung der Begriffe das Mittel, von der einen Idee auf die andere zu kommen, oder die Wahrheit eines Satzes durch Schlüsse einzusehn.

Dasselbe geschieht durch die Entwickelung der Begriffe.

Je größer demnach ein Verstand ist, desto weniger Mittelbegriffe wird er nöthig haben, und je kleiner der Verstand ist, desto mehrere wird er bedürfen, die Wahrheit einzusehn, und bey dem unendlichen Verstande würde es gar eine Einschränkung seyn, auf diese Art zu denken.

§. 41.

Mittel, Wahrheit zu beweisen.

Die Anwendung der Vernunft zu Hervorbringung der Gewißheit und Ueberzeugung ist Beweis, im psychologischen Verstande. (Absch. I. Kap. 2. H. 1. §. 33.) Demnach ist das Raisonnement oder die Entwickelung der Begriffe ein Beweis.

§. 42.

Kriterium der Wahrheit des Raisonnements.

Wenn die Seele ihre Absicht erreicht und die Einsicht in das Verhältniß der Begriffe erlangt hat, so ist der Beweis vollendet. Dieses Verhältniß ist entweder die Uebereinstimmung oder der Widerspruch der Begriffe. Im ersten Fall erfolgt der Beyfall, im andern das Verwerfen. Jenes ist die innere Wahrnehmung der vollständigen Gedenkbarkeit, dieses, die Wahrnehmung des Nichtgedenkbaren. Da nun Wahrheit die Ursache des Beyfalls ist; so ist der unaufhaltliche Beyfall der Seele, das Kriterium von der Wahrheit eines Raisonnements, wo wir nicht anders können als eine Schlußfolge für wahr halten, wegen der aus einander entwickelten Begriffe. Das Verwerfen ist eine Folge von dem Mangel der Evidenz und Ueberzeugung. Ist dasselbe unaufhaltlich, so ist dieses ein Wink, den die Natur uns giebt, entweder in Zeiten für bessere Gründe zu sorgen, oder die Hofnung eines solchen Beweises aufzugeben.

§. 43.

§. 43.

Zweifel und Wahrscheinlichkeit.

Wenn die Einsicht in das Verhältniß der Begriffe nicht erfolgt, so ist der Zustand der Seele, welcher hieraus entspringt, der Zweifel. Der Verstand kann sich alsdann weder für das eine, noch für das andere erklären, es kann die Sache eben so gut seyn als nicht seyn. Sind aber die Gründe, welche das Raisonnement darbietet, so beschaffen, daß sie mehr die Einsicht in das Verhältniß der Begriffe befördern, als nicht befördern, so entsteht auf der einen Seite eine Neigung zum Beyfall, welches zwar nicht so nothwendig und zwangsmäßig, daß sie den Verstand mit Gewalt auf eine Seite reißt; aber doch in so fern unaufhaltlich ist, als für das Gegentheil gar keine Gründe zur Einsicht, oder weniger, oder wohl gar wider dieselbe vorhanden sind; obgleich die Möglichkeit des Gegentheils nicht ausgeschlossen wird. Die Sache selbst heißt alsdenn wahrscheinlich oder moralisch gewiß.

Anmerkung. Ich rede hier von der Wahrscheinlichkeit, als psychologischer Erscheinung.

§. 44.

Würkungen der Demonstrationen.

Wenn man beobachtet, was in uns vorgeht, oder wie sich der Verstand befindet bey den verschiedenen Arten von Beweisen, die ihm vorgelegt werden; so findet sich auf der einen Seite ein merklicher Unterschied zwischen der Demonstration und den Beweisen der Wahrscheinlichkeit. Auf der

andern Seite aber führen beyde Beweisarten zu einerley Endzweck.

Wenn ich die Demonstration von dem wahrscheinlichen Beweißen unterscheide, so verstehe ich die bündige Herleitung eines Schlußsatzes darunter, aus unumstößlichen Grundsätzen, wodurch nicht allein das Faktum, sondern auch die Art und Weise, warum eine Sache so und nicht anders ist oder seyn kann, dargethan wird. Dies ist die philosophische und mathematische Demonstration.

Erste Würkung.

Der Verstand kann dabey nicht gleichgültig bleiben. Unter der Gleichgültigkeit des Verstandes verstehe ich die Gleichgültigkeit zwischen Beyfall geben und nicht Beyfall geben. Es ist der Zustand der Seele, wo der Hang nach Erweiterung ihres Verstandes, in Absicht auf einen gewissen Gegenstand, noch nicht befriediget ist, wo es ihr noch Bedürfniß ist, eine Sache einzusehn; es ist noch etwas weniger als Zweifel. Zweifeln setzt schon voraus eine Einsicht in das Gleichgewicht der Gründe; bey der vollkommnen Gleichgültigkeit ist aber auch dies nicht einmal da. Da nun der Verstand durch die Herleitung in der Demonstration auf die Grundsätze hingewiesen wird, wodurch die Einsicht in den Zusammenhang der Wahrheiten erhalten wird, auf diese aber die Evidenz und hierauf der Beyfall erfolgt, (§. 40. 41.) so hebt dieses die Gleichgültigkeit auf.

§. 45.

Zwote Würkung.

Der Verstand kann sich der Evidenz der Demonstration nicht widersetzen. Dem Verstande sind von Natur gewisse Gesetze vorgeschrieben, welche seinen Würkungen zur Regel dienen, dergestalt, daß er in dem Gebrauche seiner Kräfte sich darnach richten muß, so wie jeder Körper nach den Gesetzen der Bewegung oder anziehenden Kraft, (§. 34.) Demnach steht es nicht bey ihm, von einer Sache, die er deutlich eingesehn, und wovon er überzeugt ist, zu denken, er habe sie nicht eingesehn, er sey nicht überzeugt. (§. 33.) d. h. er kann sich der Ueberzeugung nicht erwehren. Auf diese Gesetze aber ist jede philosophische Demonstration gebauet (§. 44.) führt zuletzt auf sie hin; weil alle Einsicht in die Nothwendigkeit der Folge und der Grundsätze auf der gesunden Vernunft beruhet. (§. 37.) Und diese Gewißheit leidet keinen Widerstand.

§. 46.

Dritte Würkung.

Der Verstand kann alsdann keinen Zweifel mehr erdulden, in Absicht auf diesen Gegenstand. Wollte er zweifeln, so müßte er, da er überzeugt ist, glauben, daß er nicht überzeugt wäre, So müsten in ihm selbst widersprechende Kräfte mit einander streiten. Demnach schneidet die Demonstration völlig alle Gelegenheit zum Zweifel ab.

§. 47.

§. 47.

Vierte Würkung.

Der Verstand muß der Wahrheit beytreten, und wenn es auch den Neigungen und Begierden zuwider wäre. Die Gesetze nach welchen sich die Begierden des Menschen richten, sind nicht die nämlichen nach welchen sich der Verstand richtet, Die Redensart: dieser Gegenstand ist gut, bezeichnet etwas das das Begehrungsvermögen lenken, und jener: dieser Gegenstand ist wahr, bezeichnet etwas das dem Verstand lenken muß. Es kann daher seyn, daß ein Streit der Begierden zwischen den Einsichten des Verstandes entsteht. Aber so weit können es die Neigungen nicht bringen, daß das: es schmeichelt eine erkannte Wahrheit meinen Begierden nicht, ein Grund werden sollte, daß sich der Verstand für unüberzeugt halte. Dies würde eben so viel heißen als: " weil ich eine Sache will darum ist sie wahr, und weil ich eine Sache nicht will, darum ist sie falsch." Demnach hat die Begierde keine Macht, eine Wahrheit in Widerspruch zu verwandeln, noch weniger die Gesetze des Denkens zu ändern, denen der Verstand nothwendiger weise gehorchen muß.

Demnach ist es die besondere Natur der Demonstration daß sie den Verstand nothwendiger Weise zum Beyfall dringt, und daß derselbe wie durch eine höhere Gewalt gelenkt nicht widerstehn kann.

§. 48.

Hierzu kann man noch fünftens setzen, Daß die Ueberzeugung, welche auf diese Art erhalten wird, über alle Einwürfe die Oberhand behalte, wenn sie nämlich nicht die Grundsätze und Art zu schließen entkräften). Weil durch einen solchen Beweis nicht nur die Sache, sondern auch ihre innere Möglichkeit dargethan wird (§. 44.) Und dies ist der Grund, warum die Wahrheit der Schlußfolge auf der Wahrheit der Vordersätze beruhet. Fünfte Würkung.

§. 49.

Die Erfahrung lehret es, daß nicht alle Wahrheiten sich durch eine solche strenge Art beweisen lassen. Es sind dies gerade die allerwenigsten in Vergleichung der Menge menschlicher Känntnisse, die diese strenge Methode erdulden. Der Grund liegt in ihrer Natur, für welche sich durchaus diese Art zu beweisen nicht schickt. Es würde also eine unschickliche Forderung seyn, wenn man nichts für Wahrheit wollte gelten lassen, was nicht mit solcher mathematischer und geometrischer Gewißheit wäre dargethan worden. In solchen Fällen vertritt die moralische Gewißheit, die Stelle der geometrischen, welche durch die Beweise der höchsten Wahrscheinlichkeit gewürkt wird. Würkungen des wahrscheinlichen Beweises.

Ein wahrscheinlicher Grund ist ein solcher, der da macht, daß eine Sache der Ge-

wißheit so nahe kommt, daß ich etwas Ungereimtes behaupten müste, wenn ich nicht sie, sondern ihr Gegentheil vermuthen wollte. Die Herleitung aus wahrscheinlichen Gründen, ist daher ein wahrscheinlicher Beweiß.

§. 50.

Der Beyfall ist nicht so unvermeidlich nothwendig.

Sehen wir nun auf das, was in dem Verstande vorgeht, nachdem demselben wahrscheinliche Gründe für die Wahrheit einer Sache sind vorgelegt worden: so findet sich freylich keine solche unvermeidliche Nothwendigkeit des Beyfalls, als bey einer eigentlich sogenannten Demonstration.

Die Gründe der Wahrscheinlichkeit sind 1.) nicht selbst jene ersten Grundsätze des Verstandes, sondern stimmen nur mit ihnen überein, hängen mit denselben zusammen. 2.) Sie heben die absolute Möglichkeit des Gegentheils nicht auf. 3.) Sie beruhen mehr auf der Ungereimtheit der Folge, im Fall man das Gegentheil annehmen wollte. Demnach kann der Verstand zwar einsehn, daß die Sache ist. Wie aber und warum sie so und nicht anders ist, kann geradezu mit völliger Evidenz daraus nicht eingesehen werden. Und wenn auch der Gegenstand der wahrscheinlichen Erkänntniß. Die Art und Weise, der Entstehung einer Sache ist, so wird doch dieselbe nur vermuthet. Folglich wird ihm dadurch die Gelegenheit zu weiterer Untersuchun

suchung nicht benommen, der Zweifel wird geradezu nicht abgeschnitten, der Hang zur Erweiterung, zur völligen Ueberzeugung nur halb oder Zweydrittheile befriediget. Folglich ist die innere Empfindung von dem Zwange zum Beyfallgeben nicht so nothwendig und unvermeidlich, wie bey jener Art der Beweise, und es können sich diese Gründe, vermöge ihrer Natur, keine so große und unumschränkte Herrschaft über den Verstand herausnehmen.

§. 51.

Unterdessen machen sie doch die Sache glaublich. Sie machen die Sache glaublich.

Klare und deutliche Begriffe von einer Sache haben, warum sie ist, wie sie ist und warum sie nicht anders seyn kann, heißt **Wissen** im strengsten Verstande, dies schließt allen Zweifel aus, und wird durch die Demonstration gewürkt. Eine Sache für wahr halten, oder für das, was sie ist, weil die Umstände, unter denen die Sache wahrgenommen wird, ihre nähern oder entferntern Ursachen oder Folgen, oder das Zeugniß eines andern dieses für wahr halten, vernünftiger machen, als sein Gegentheil, ohne das **Wie?** davon einzusehn, heißt glauben. In der Seele ist es die Geneigtheit, die Würklichkeit zu vermuthen. Demnach machen wahrscheinliche Beweise die Sache glaublich. (§. 49.) indem sie die Furcht, als möchte das

Gegentheil würklich statt finden, aufheben.

§. 52.

Und in so weit gewiß, als es die Natur der Sache erduldet.

Die Dinge in der Welt, sowol die Körper, als die Geister haben ihre Gesetze, nach welchen sich ihre Veränderungen richten. Jene heissen physische, diese moralische. Was mit diesen Gesetzen übereinstimmt, heißt natürlich; weil es aus der Natur der Sache und aus den natürlichen Gesetzen kann begriffen werden. Das Gegentheil heißt nichtnatürlich, und ist entweder übernatürlich; oder wider die Natur. Daher hat man gesagt: Das Natürliche wird so lange vermuthet, bis das Gegentheil bewiesen worden.

Natürlich unmöglich ist Etwas, in wie fern es nicht nur nicht kann begriffen werden aus den physischen Gesetzen, oder Lauf der Natur, sondern noch überdies denselben widerspricht. Dies ist *Unmöglichkeit der Natur*. Moralisch unmöglich ist Etwas, in wie fern es mit den moralischen Gesetzen streitet: oder mit dem, was die Menschen ordentlicher Weise und nach gewissen Regeln ohnfehlbar thun, wenn nicht wichtige Ursachen sie davon abhalten. Das Gegentheil kann von selbst eingesehen werden.

Ein wahrscheinlicher Beweiß soll

1.) Vermuthung würken (§. 49. 51.)

Demnach

Demnach muß er zeigen, daß im gegenwärtigen Falle die Natur der Sache keine andere, als nur wahrscheinliche Beweisart zuläßt.

2.) Die Gründe, welche angeführt werden, müssen zeigen, daß man etwas Ungereimtes annehmen müste, wenn man das Gegentheil annehmen wollte. (§. 49.) Demnach muß dargethan werden, daß die Sache, mit physischen oder moralischen Gesetzen wohl übereinstimme, und ihr Gegentheil mit denselben offenbar streite.

Gründe, welche das Gegentheil von einer Sache entweder durch sich selbst oder durch ihre Folgen, ungereimt, physisch oder moralisch unmöglich machen, die machen diese Sache in so weit gewiß. Demnach machen wahrscheinliche Beweise die Sache so weit gewiß, als es ihre Natur zuläßt.

§. 53.

Man muß der moralischen Gewißheit nachgeben.

Der moralischen Gewißheit nicht nachgeben wollen, ist höchst unvernünftig.

Die moralische Gewißheit ist der höchste Grad der Wahrscheinlichkeit, welcher dadurch noch sehr erhöht wird, wenn man zeigt, daß man auf diese Art den sichersten Weg erwählt.

In einer Sache einen andern als wahrscheinlichen Beweiß fordern und mathematische Gewißheit verlange, wo doch vermöge der Natur der Sache und vermöge der gan-

zen Einrichtung des menschlichen Verstandes, keine andere, als nur moralische Gewißheit statt finden kann, heißt etwas fordern, welches die Kräfte des Menschen und die Natur der Sache übersteigt, in wie fern sie ein Gegenstand menschlicher Erkänntniß ist. Folglich heißt dies eine Unmöglichkeit verlangen, das ist nicht vernünftig.

In einer Sache, die man zu wissen verlangt, und die zu wissen nöthig ist, und doch nicht anders als nur mit wahrscheinlicher Gewißheit kann erkannt werden, der moralischen Gewißheit nicht nachgeben wollen, heißt, sie deswegen für unzulänglich halten, weil sie nicht mathematische Gewißheit ist. Da nun jenes nicht vernünftig war, so wird dies gewiß nicht anders als unvernünftig seyn.

§. 54.

Die moralische Gewißheit verbindet uns zum Beyfall.

Demnach legt uns die moralische Gewißheit eine Verbindlichkeit auf, der Wahrheit nachzugeben.

Was unsern Beyfall bedingungsweise nothwendig macht, das verbindet uns dazu. Wollen wir demnach nicht als Thoren und unvernünftige Menschen handeln, sondern vernünftig, so müssen wir, wegen unserm eigenen Besten und der Vernunft zu Ehren, der moralischen Gewißheit nachgeben.

Geometrische Gewißheit zwingt uns, moralische Gewißheit verbindet uns zum Beyfall.

Ende des ersten Theils.

Verbesserungen und Druckfehler.

Zufälligerweise ist es geschehen, daß einiges, welches in der Handschrift am Rande stund, mit in den Text eingedruckt wurde. So gehört das, was Seite 8 und 9 von Galilai, Boileau und Quinault gesagt wird, in die Note.

Seite 12. §. 12. Sind die Worte: **Wer gab dir, Natur** ꝛc. bis, **zu früh**, überflüßig.

— 2. in Margine anstatt **Weltalter**, lies, **Alter der Erde.**

— 3. lin. 1. in der Note für **Pondoppidans**, lies **Pontoppidans.** u. lin. 19. anstatt für lies **vor.**

— 4. lin. 21. für **nich**, lies **nicht.**

— 6. lin. 6. in der Note für **Uthaheite**, lies **Othaheite.**

— 7. lin. 4. für **seinen** lies **seinem.**

— 8. lin. 4. in der Note, für *Le*, lies *Les* u. für 356 lies 256.

— 9. lin. 11. für **auffalen**, lies, **auffallen.**

— lin. 14. für **Quinaul**, lies **Quinault.**

— 10. lin. 13. für **Kunstriebe**, lies **Kunsttriebe.**

— 15. lin. 13. für **Vermehruug**, lies **Vermehrung.**

— 36. lin. 19. für **wären**, lies **waren.**

— 51. lin. 9. für **Verzweifeluug**, lies **Verzweifelung.**

— 74. lin. 15. für **Verscheimerung**, lies **Verschlimmerung.**

— 87. lin. 1. für **Erkemtniß**, lies **Erkäntniß.**

— 113. lin. 1. für **gerathe**, lies **gerade.**

— 212. lin. 10. für **einen** lies **einem.**

— 223. §. 29. lin. 3. für **dankbar** lies **denkbar.**

Seite

Seite 227. lin. 3. für Einbildnugkraft lies Einbildungs-
kraft.

— 241. lin. 33. für Flatten, lies glatten.

— 249. 6. gehört das Comma nach den Worte, Organen.

— 250. lin. 18. für besonders, lies besonderes.

— 322. lin. 4. für speciphische lies specifische.

— 325. lin. 31. für objektivischwahr lies objektivisch wahr.

— 326. lin. 6. in der Note für dises lies dieses.

— 300. lin. 9. §. 32. ist das Wort zu, überflüßig.

— 331. lin. 4. muß nach dem Worte, ψυχων ein Comma stehn.

— 331. lin. 21. für det, lies der.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lossius, Johann Christian,

Unterricht der gesunden Vernunft zum Gebrauch seiner Zuhörer herausgegeben

Bd.: 1

Gotha 1777

Res/Anthr. 90 m-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10913356-6
VD18 12737984-001